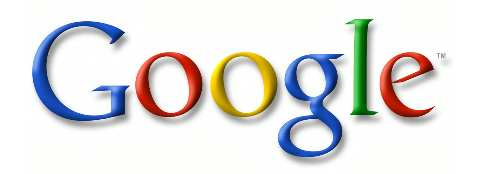
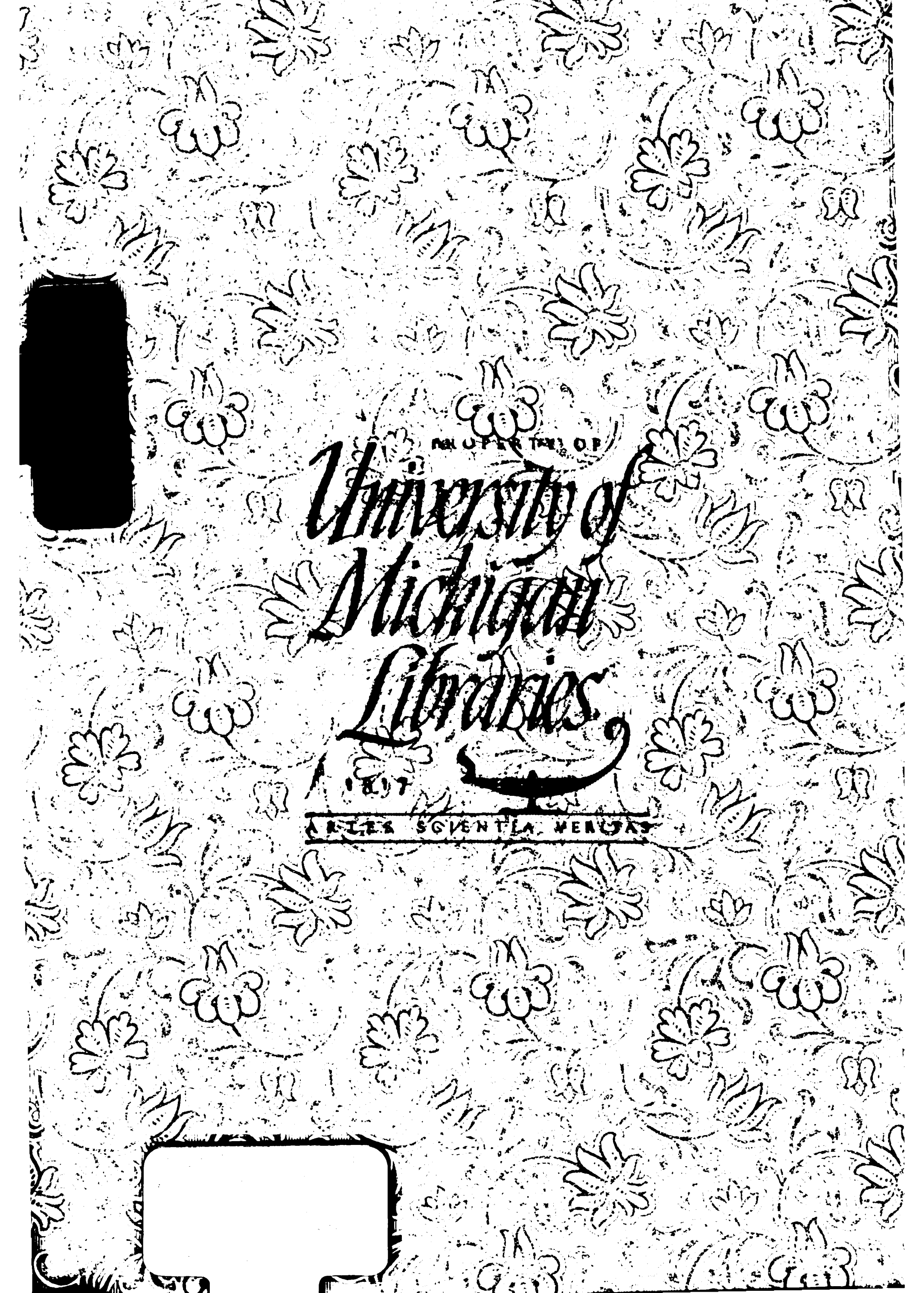
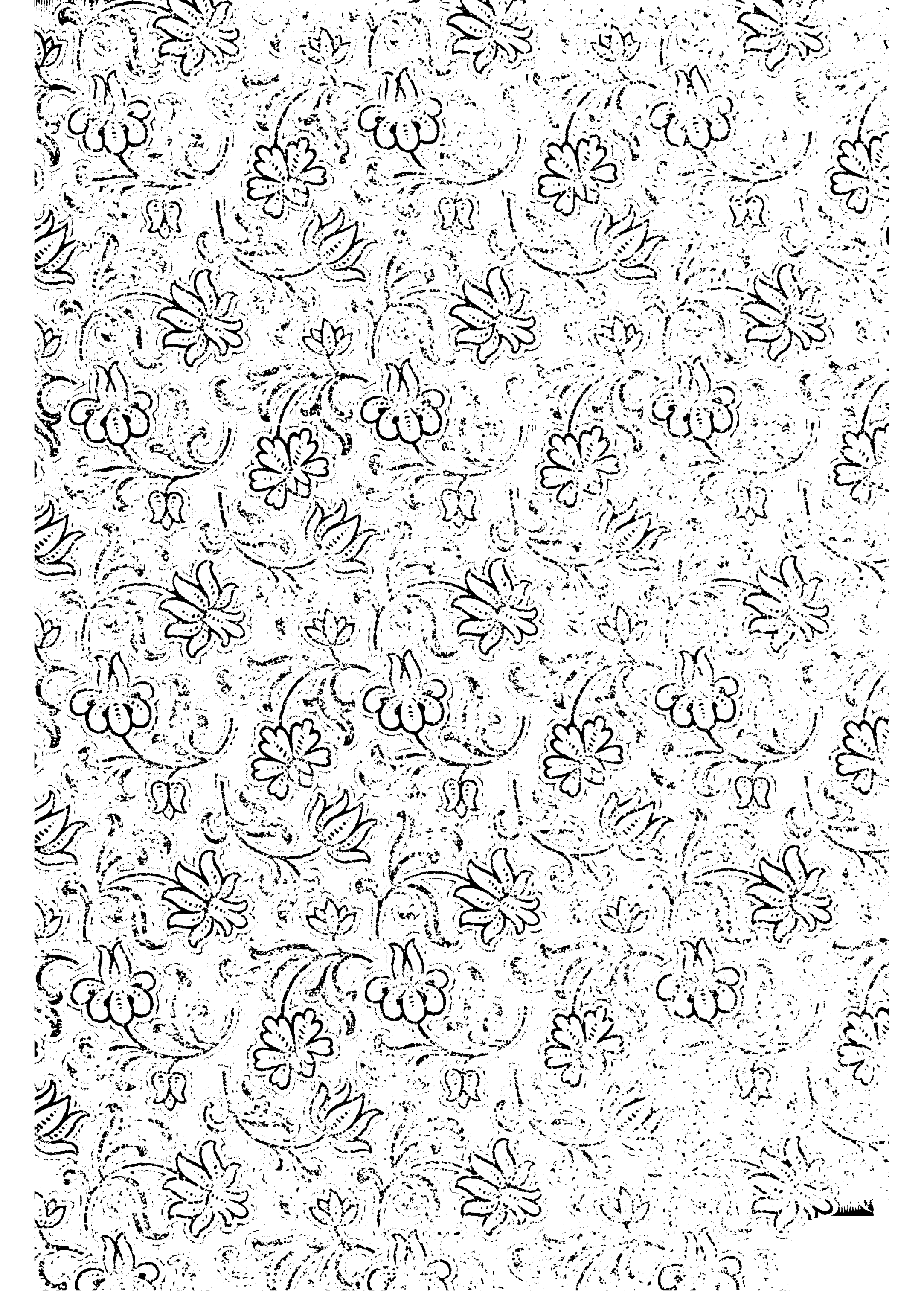



University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Fritz Reuter.



Fritz Reuter.

Nach einer Spezialaufnahme des Ölgemäldes von Theodor Schloepke
im Großherzoglichen Museum zu Schwerin.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen.



Neues über des Dichters Leben und Werden

auf Grund ungedruckter Briefe und Dichtungen
mitgeteilt von

Karl Theodor Gaedertz.



Mit zahlreichen Bildnissen, Skizzen, Ansichten und Faksimiles, zum Teil nach Originalzeichnungen
von
Theodor Schloepke und Fritz Reuter.

Dritter (Schluß-) Band.

Wismar.
Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto.
1901.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Dem verehrten Fräulein



„Luisings" Schwester,

Schwägerin **Fritz Reuters,**

der treuen, verständnisvollen Förderin seiner Forschungen,

in Freundschaft

gewidmet

vom Verfasser.

Ein großer Mann lebt ewig in der Welt Gedächtnis,
Das von Geschlecht sich zu Geschlechtern reiht;
Sein Name wirkt, ein heiliges Vermächtnis,
In seinen Jüngern fort und fort erneut;
Und in so edler Nachfolg und Gedächtnis
Gelangt die Tugend zur Unsterblichkeit.

Goethe.

Fritz Reuter als Erzieher übt einen solchen dauernden Einfluß aus. Er hat durch das Werk seines Lebens jenes Wort Uhlands bewahrheitet, das dieser an seinen Fürsten gerichtet, das jedem gilt, der segensreich für viele wirken will: „für unser Volk ein Herz". Er hat nicht nur gezeigt, welcher Humorist er selbst war — in ihm verkörpert sich der ganze kernige Volkshumor —, sondern vor allen Dingen, welche Innigkeit, Tüchtigkeit oder, mit Bräsig zu reden, Fixigkeit in unserm Volke steckt. Dem alten Sassenstamm bereitete er einen Ruhm, wie schöner nicht zu denken. Keine Nation der Erde kann wohl ein Gleiches aufweisen. Der gesamte, von ihm verarbeitete Stoff ist dem Volksleben, der Volksseele entnommen, alle Scenen und Situationen sind wahr und natürlich, alle Gestalten und Typen echt und ursprünglich. Er entwarf seine Charaktere so, daß man glaubt, man befinde sich unter Lebendigen, gehe mit ihnen um, lebe mit ihnen. Er zwingt uns gewissermaßen mit sanfter Gewalt zur Mitleidenschaft, zu meist fröhlicher, stets warmer Teilnahme an ihren Schicksalen. Durch ihn feierte aber zugleich die Sassensprache, die Sprache der Marine, der einst mächtigen Hanse, einen Triumph; sie hielt nach langer Knechtschaft und Mißachtung einen Siegeszug

und eroberte sich auch die Herzen der Süddeutschen, ja der Gebildeten überall. Kein Dialektschriftsteller aus alter und neuer Zeit hat so durchgreifend gewirkt wie Fritz Reuter.

In der That sind seine Werke zum Gesundbrunnen geworden, in dessen sprudelndem, krystallklarem Quell sich jeder erquicken darf, soweit die niederdeutsche — nein, soweit die deutsche Zunge klingt. Denn die Wiederherstellung der Kenntnis von niederdeutscher Art und Rede auch in den hochdeutschen Gauen unseres Vaterlandes ist in erster Linie der Volkstümlichkeit und dem goldenen, allen Gesellschaftsschichten zugänglichen Humor seiner Schriften zu danken.

Von vielen Lesern wurde der Wunsch laut, weitere Blicke in das Leben, die Entwickelung und geistige Werkstatt ihres Lieblings zu thun, des guten Menschen, dem es gelang, durch seine Arbeit eine ganze Nation zu beglücken: ich möchte doch noch mehr von seinem Vaterhaus erzählen, aus der Jugendzeit, alle die heitern und ernsten Episoden seines Daseins, welche zu künstlerischer Einkleidung Anlaß gaben, seine Leiden und Freuden erforschen und schildern, noch tiefer in die Gewohnheiten und Gedankenwelt, in die Äußerlichkeit und Innerlichkeit seiner Alltäglichkeit eindringen, sämtliche Personen, welche seinen Weg kreuzten, die vielen Freunde, die seine poetische Thätigkeit angeregt haben, vorführen; kurzum, den Dichter, der als solcher unsre Liebe und Bewunderung gewonnen, auch als Menschen von Fleisch und Blut unter Menschen darstellen, als den seelisch kerngesunden Verfasser einer kerngesunden Dichtung.

Der Erfüllung dieses berechtigten Wunsches widmete ich abermals vier Jahre, machte Studien daheim und draußen, in Deutschland wie im Auslande, begnügte mich nicht mit dem gedruckten Material, dem geschriebenen Buchstaben; wer von Reuters Verwandten und näheren Bekannten noch am Leben, wurde aufgesucht, und ich ließ mir von ihnen berichten. „Einer sagte es dem andern.“ So entstand der vorliegende dritte Strauß von Blättern und Blüten aus seinen jungen und alten Tagen. Wann ich den vollen Kranz werde winden können zu Fritz Reuters gesegnetem Andenken, seine erschöpfende Biographie ausgestalten und veröffentlichen, das weiß der liebe Gott.

„Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme,“ heißt es im Evangelium Johannis (6, 12). Möchten demgemäß alle diejenigen, welche noch Reliquien und Fragmente besitzen, die uns in das Herz und die Heimat des Humoristen führen, solche mir vertrauensvoll einhändigen, da es noch Zeit ist, ehe sie vielleicht verloren gehen!

Viel bleibt immer noch zu thun übrig, soviel auch schon geschehen ist. In kernhafter Weise hat der Kulturkämpfer Otto Glagau, mit liebevollem Bemühen der früh verstorbene Hermann Ebert das Leben und Schaffen Reuters geschildert; feinfühlig und feinsinnig hat der unserm Fritz und seiner Luise eng verbundene Dichter Adolf Wilbrandt den Werdegang und die Wesenheit seines Landsmannes skizziert, und jüngst gelang Paul Warncke das Wagestück einer plattdeutschen Erzählung vom plattdeutschen Poeten, „woans hei lewt un schrewen hett.“

Aufrichtige Liebe für Fritz Reuter, den großen Künstler und edlen Menschen, versüßte meine oft recht mühsame Arbeit des Suchens, Sammelns und Sichtens. Aber mein Fleiß wäre doch nicht von so schönem Erfolge gekrönt worden, hätte kaum solch’ ungeahnte Fülle neuen Materials ausfindig machen können, ohne mannigfache Förderung.

Da ist es nicht nur Pflicht, sondern auch wahres Herzensbedürfnis, geziemenden Dank abzustatten: Seiner Hoheit dem Herzog-Regenten Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin für ein huldvolles Empfehlungsschreiben, das gar manche Thür mir weit öffnete, dem hohen Königlich preußischen Kultusministerium für wiederholt bewilligten Urlaub, dem Goethe- und Schiller-Archiv für interessante Dokumente aus der „Reuter-Truhe“, sowie all’ den gütigen, freundlichen Menschen, welche meine Sache zu der ihren machten, nämlich den Herren: Oberbürgermeister a. D. Geh. Hofrat Bade-Schwerin, Dr. Bardey-Bad Stuer, Schriftsteller Angelius Beuthien-Leipzig, M. Börsmann-Hannover, L. Braun-Halle a. S., Rittmeister a. D. Heinrich von Bülow-Mauth, Adolf Demmler-Friedrichsfelde, Dr. Friedrich Dörr-Friedenau, Oberhofmeister von Donop-Weimar, Oberstleutnant a. D. Erdmann-Wiesbaden, Assessor Robert Fischer-Eisenach, Wilhelm Fricke-New York, Prof. Geitel-Wolfenbüttel, Prof. Gleditsch-Berlin, Erblandmarschall Friedrich Franz Graf

Hahn-Basedow, Julius Hermes-Malchow, Emil Heuer-Berlin, Otto Hölterhoff-Honnef a. Rhein, Schulinspektor Fritz Hoffmeyer-Harburg, Ingenieur Gustav Horn-Braunschweig, Apotheker Karl Theodor Huth-Dresden, Handelsschuldirektor Dr. Helmuth Jenning-Auerbach i. V., Prof. Dr. Klapp-Parchim, Dr. Koetschau-Koburg, Apotheker R. Kröger-Rothwasser, Geh. Hofrat Prof. Kürschner-Eisenach, Oberlehrer A. Lau-Güstrow, Geheimrat Prof. Dr. Moritz Lazarus-Meran, Pastor Lemcke-Jabel, Dr. W. Mayer-Stettin, Direktor Johann Meyer-Kiel, Staatsminister Dr. von Miquel-Berlin, Hôtelier Mosch-Neubrandenburg, Chefredakteur Dr. Müffelmann-Rostock, Ernst August Müller-Berlin, Redakteur Hans Naeter-Charlottenburg, Dr. Neese-Dumont-Köln, Generalkonsul a. D. Georg von Oertzen-Kirchwalden, Karl Otto-Dresden, Ernst Peters-Quilow, Prof. Ludwig Pietsch-Berlin, Oberleutnant Freiherr von Reißwitz-Breslau, Pastor Ludwig Reuter-Breesen, Emil Rittershaus-Barmen, Francis Rust-Allegheny, Bankier Schall-Schwerin, Museumsdirektor Geh. Hofrat Prof. Dr. Schlie-Schwerin, Bibliotheks-Direktor Geh. Regierungsrat Dr. Karl Schröder-Schwerin, Geh. Hofrat Prof. Dr. Richard Schröder-Heidelberg, Kulturtechniker Viktor Schweder-Lichterfelde, Kirchenrat Tarnow-Gägelow, Prof. Dr. Hermann Thoms-Berlin, Chefredakteur Johannes Trojan-Berlin, Rat Curt Walther-Eisenach, Prof. Dr. Leonhard Weber-Kiel, Pastor Werner-Rittermannshagen, Pastor Wiegmann-Jena, Prof. Julius Wiggers-Rostock, Lehrer a. d. höheren Bürgerschule Dr. Wiggers-Rostock, Dr. Adolf Wilbrandt-Rostock, Dr. Johann Winkler-Haarlem, Heinrich Zeise-Eimsbüttel, Rechtsanwalt Zickelmann-Schwerin; — den Damen: Frau Prof. Sophie Afinger-Berlin, Freifrau Paula von Bretfeld-Breslau, Fräulein Marta Brückner-Neubrandenburg, Frau Prof. Luise von Budkowski-Kopenhagen, Fräulein Anna von Bülow-Schwerin, Frau Baurat Dittmar-Eisenach, Fräulein Elisabeth Eberty-Berlin, Frau Dr. A. Günther geb. Niederhöffer-Röbel, Frau Oberstleutnant Anna Hinnius geb. Bornemann-Mainz, Frau Hofrat Auguste Hobein geb. Weber-Schwerin, Frau R. Kaiser-Weimar, Frau Anna

Kürsten geb. Peters-Berlin, Fräulein Emma Kuntze-Wismar, Frau E. Müller geb. Mühlenbruch-Schwerin, Frau Bürgermeister Auguste Nizze geb. Weber-Ribnitz, Fräulein Anna Petters-Frankfurt a. M., Frau Baronin Elisabeth zu Putlitz geb. Komtesse Königsmarck-Retzin, Fräulein Wanda von Restorff-Warmbrunn, Frau Rhades geb. Altvater-Berlin, Frau Kommerzienrat Marie Richter geb. Eberty-Berlin, Fräulein Klara Runge-Charlottenburg, Frau Klara Schelper-Stettin, Frau Lucie Schmock geb. Dolle-Schöneberg, Fräulein Doris Specker-Hamburg, Frau Regierungs- und Schulrat Prof. Ida Stolzenburg geb. Reuter-Liegnitz, Frau Prof. Alexandrine Uhlmann geb. Schloepke-Chemnitz, Frau Wilhelmine Voß geb. Rust-Bauhof Lübz, Fräulein Sophie Weber-Rostock, Frau Dr. F. H. Wex-Hamburg, Frau Ottilie Wienck geb. von Wyszowati-Tribsees, Frau Luise Wohlenberg geb. Ebert-Güstrow.

Sollte jemand in dieser langen Liste fehlen, und, als „Nächster dazu“ dies bemerkend, in der „Richtigkeit“ mir „über“ sein, so bitte ich das Versehen nicht „vor ungut“ zu nehmen, vielmehr mich zu beschämen durch fernere treue Mitarbeiterschaft an dem künftigen Gesamtbilde unseres vielgeliebten Fritz Reuter. Fünfundzwanzig Jahre habe ich jetzt schon ihm gewidmet und darf dankbar mit Goethe sprechen:

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Berlin, 7. November 1900,
am 90. Geburtstage Reuters.

Prof. Dr. Gaedertz.

Inhalt.

Verzeichnis der Bilder.

16. Adelheid Wüsthoff als Neunzehnjährige. Nach einer Kreidezeichnung von Fritz Reuter. Adelheid Hermes geb. Wüsthoff als junge Frau und Matrone. Reuters Jugendliebe aus seiner Schülerzeit in Parchim.
17. Eibenbaum im Pfarrgarten zu Jabel bei Malchow. — Küster Heinrich Suhr und Frau Dorothea („Dürten").
18. Franz Rust, Reuters Lehrherr in der „Stromtid", und Frau Elise Rust, geb. Peters. Nach Ölgemälden von Adolf Rinck.
19. Herrenhaus zu Demzin unweit Basedow. — Laube mit Steintisch im Garten zu Demzin, Reuters Lieblingsplatz.
20. Tyroler Schütze. — Uhr des Ratsherrn Herse. Nach einem Ölgemälde und einer Porzellanmalerei von Fritz Reuter.
21. Pfarrhaus zu Rittermannshagen unweit Basedow, Giebelstübchen und Gartenseite.
22. Ökonomierat Fritz Peters und Frau Marie geb. Ohl. Letzte photographische Aufnahmen.
23. Frau Doktor Mathilde Adam. Nach einer Kreidezeichnung von Fritz Reuter.
24. Treptow an der Tollense, vom Klosterberg aus gesehen. Nach einer Lithographie.
25. Stadtkirche und Neubrandenburger Thor in Treptow a. T.
26. Marktplatz in Treptow a. T. — Gollreiders Hôtel daselbst.
27. Klosterberg bei Treptow a. T. — St. Georgskirchhof daselbst.
28. Karl Otto, des Dichters Lieblingsschüler in Treptow a. T. Nach einem Pastellbilde von Fritz Reuter.
29. Apotheker Dr. Grischow und Präpositus Niederhöffer in Stavenhagen. Ersterer nach einer Porzellanmalerei von Fritz Reuter.
30. Fritz und Luise Reuter in Treptow a. T.
31. Inspektor Rudolf Wienck auf Thalberg. — Ludwig Reinhard und Ludwig Walesrode.
32. Heinrich Zeise, Friedrich Dörr, Johann Meyer. Reuters Freunde in Hamburg und Holstein.
33. Fritz Reuter zu Besuch in Hamburg 1858; bei seiner Übersiedelung nach Eisenach 1863.
34. Reuters Künstler-Freunde: Otto Speckter, Ludwig Pietsch, Bernhard Afinger.
35. Reuters Freunde in Mecklenburg: Hofbaurat Demmler, Bildhauer Petters, Hofmaler Schloepke.
36. Reuters Freunde in Mecklenburg: Prof. Julius Wiggers, Geh. Kabinettsrat Prosch, Hofrat Hobein.
37. Fritz Reuter in Schwerin. Nach einer Bleistiftzeichnung von Theodor Schloepke.

Döfft bün ick un hemw ok Pädings hatt; vier Stück. Un ein was dorunner, de was en Kopp länger, as de annern un kek äwer ehr 'rut, as Saul äwer sine Bräuder; dat was de oll Amtshauptmann Wewer, un hadd en saubern blagen Rock an un 'ne gellriche Hos' un lange blankgewichste Stäweln, un was sin Gesicht ok von Pocken terreten, un hadd de Düwel ok sin Arwten dorup döscht, dat hei utsach, as hadd hei mit dat Gesicht up en Ruhrstaul seten; up sin breide Stirn stunn schrewen, un ut sin blagen Ogen kunnt Ji lesen: „Kein Minschenfurcht, woll äwer Gottesfurcht!“ Un hei was en Kirl up en Platz.

So beginnt die lebenswahre, köstliche Geschichte „Ut de Franzosentid“, als deren eigentlicher Held wohl Amtshauptmann Weber gelten darf. Diese überaus sympathische, originelle Persönlichkeit näher kennen zu lernen, Dichtung und Wahrheit miteinander zu vergleichen, ist von hohem Reiz.

Ebert in seiner Reuter-Biographie bedauert, daß es ihm trotz wiederholter Bemühung und trotz des freundlichsten Entgegenkommens unmöglich gewesen, etwas weiteres über den Amtshauptmann in Erfahrung zu bringen, als daß derselbe am 15. Juni 1826 in Stavenhagen verstorben und am 18. auf dem dortigen Kirchhof beerdigt sei. Nach Aussage von Personen, welche den alten prächtigen Herrn noch gekannt, sei das Bild, welches Reuter in „Franzosentid“ und „Schurr-Murr“ von seinem Paten mit vieler Liebe gezeichnet, ein ganz getreues.

Ich bin nun in der glücklichen Lage, genaue und hoffentlich auch interessante Mitteilungen machen zu können, auf Grund mehrerer hundert eigenhändiger Briefe des Amtshauptmanns vor, während und

nach der Franzosenzeit. Dieselben kamen im Nachlasse seines Enkels, des Konsul Hermann Weber in Rostock, zu Tage, wurden von dessen Schwester Frau Bürgermeister Auguste Nizze geb. Weber in Ribnitz auf das liebenswürdigste mir zur Verfügung gestellt und durch weitere wertvolle Erinnerungen in Wort und Bild, sowie einige Reuterepisteln seitens der Weber'schen Familie wesentlich bereichert.

Wirklich erwiesen sich die Schriftstücke als ein litterarischer Schatz. Gerichtet sind die Briefe des Amtshauptmanns und seiner Gattin — denn auch „Neiting" war schreiblustig — an den einzigen Sohn Jochen. Charakteristische und bedeutsame Stellen für die „Franzosentid" finden sich in Menge, über Reuters Eltern, den jungen Fritz, Ratsherrn „Unkel" Herse, Mamsell Westphalen, Fritz Sahlmann, vor allem aber über des Dichters „Päding".

Johann Joachim Heinrich Weber, geb. den 24. Mai 1757 als zweiter Sohn des Syndikus Dr. Weber in Rostock — sein älterer, bei Reuter wiederholt erwähnter Bruder Adolf Dietrich wurde nachmals Professor der Rechtswissenschaft an der mecklenburgischen Landesuniversität —, ging im Mai 1776 zum Studium der Jurisprudenz nach Jena. Noch existiert „ut den ollen Herrn sin Jenenser Studententid" ein Stock aus spanischem Rohr mit Hirschhorngriff und einer Inschrift auf silbernem Ring, ebenfalls sein Studentenalbum mit zum Teil kulturgeschichtlich recht interessanten Malereien, deren vier hier wiedergegeben werden: Ankunft der Füchse „unterm Markt" bei der alten Fahrpost und dem Fechtboden, Abschied der Burschen auf dem Marktplatz mit Rathaus, sowie die Bierdörfer Löbstedt und Ziegenhain, im Hintergrunde der Fuchsturm, — Stätten, die ja auch Fritz Reuter später betrat und, zumal die letztgenannte, verherrlicht hat. Unter den Eintragungen sind etliche französische, kurze Kernsprüche wie: Du plaisir sans repentir, Tout par amour, rien par interesse, L'espérance me soutient, befremdlich im Hinblick auf Fritz Sahlmanns Äußerung: „De oll Herr versteiht so vel von 't Französch, as de Kauh von 'n Sünndag." Und doch trifft dies in gewissem Sinne zu, wie überhaupt das meiste, was unser Humorist erzählt. Staunenswert ist es, wie deutlich ihm als

Knaben Geschehnisse und Persönlichkeiten gegenwärtig geblieben sind, daß er sie mit einer seltenen Treue und Anschaulichkeit zu schildern vermag. Freilich kam der Amtshauptmann häufig zu seiner kranken Mutter, besonders „lewig un lustig, wenn hei von sine Jenenser Studententid vertellen ded,“ und da wird der junge Reuter, der ein sehr gutes Gedächtnis besaß, aufmerksam zugehört, unwillkürlich auch seine Sehnsucht nach Jena früh Wurzel gefaßt haben.

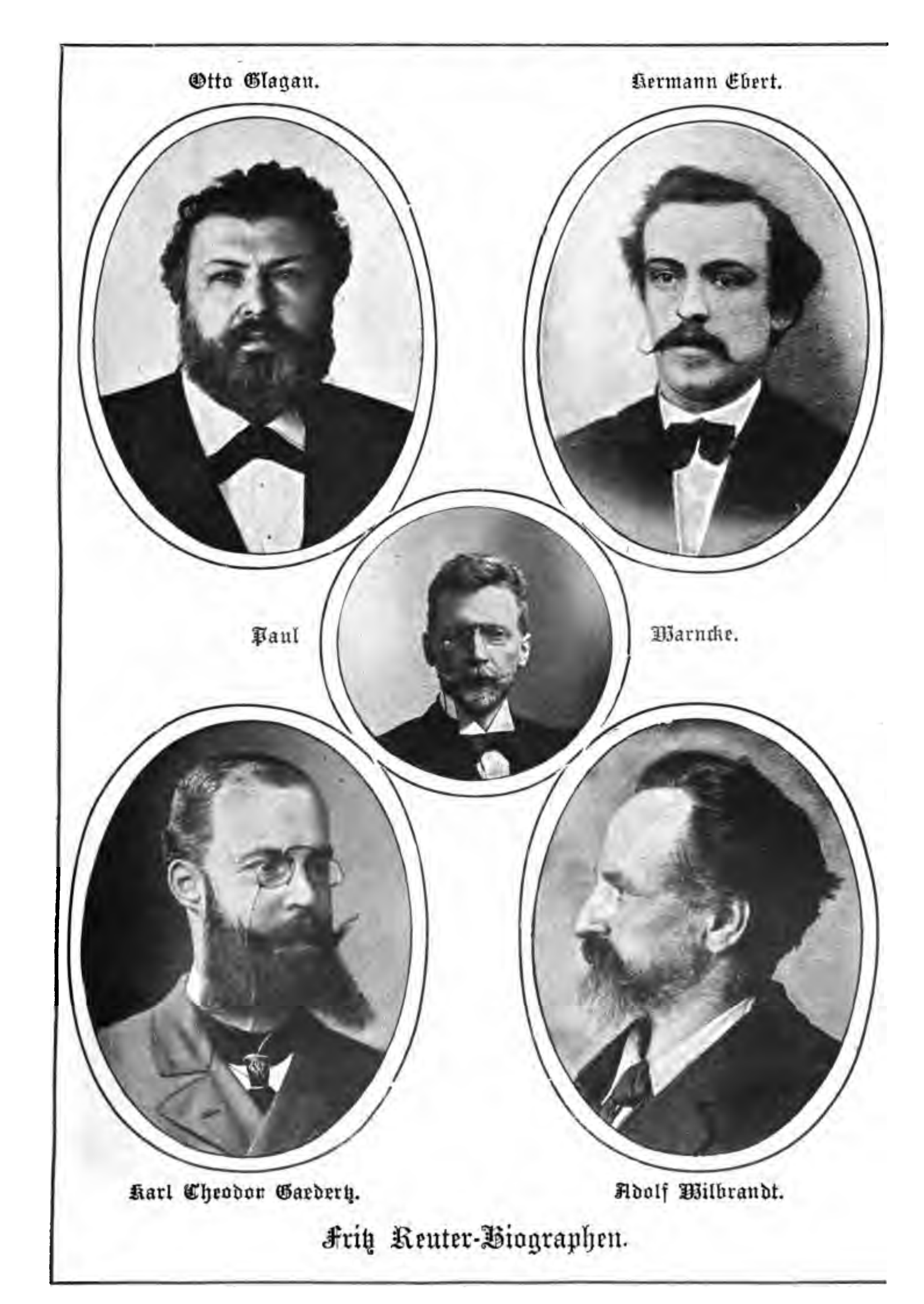
Nach beendetem Universitätsstudium wurde cand. jur. Weber am 2. November 1781 Amtsverwalter in Toitenwinkel, als solcher Johannis 1784 nach Stavenhagen versetzt, am 25. Januar 1793 zum Amtmann „deklarieret“, am 29. Januar 1802 „angestellet“. Das von Friedrich Franz I. unterzeichnete Patent hat folgenden Wortlaut: „Ehrsamer, lieber Getreuer. Bist du gleich bei deiner Anstellung als zweyter Beamter zu Stavenhagen nur auf den als Beamter zu Toitenwinkel geleisteten Diensteid verwiesen, und mögen Wir dir gleich das gerechte Zeugniß nicht versagen, daß du deine Pflichten auf das redlichste erfüllet hast, mögte es daher auch scheinen, als wenn nach so vielen Jahren einer treuen Amtsführung eine Beeydigung überflüssig sey, so wollen Wir doch, um auch anscheinend nicht zu verstoßen, das annoch Fehlende nachholen. Wir haben also, da du noch mit keiner Bestallung, mithin mit keiner eigentlichen Instruktion zu deiner Amtsführung versehen bist, anliegende Bestallung für dich expedieren lassen: auch wirst du es nicht als ein dich kränkendes ungnädiges Mißtrauen ansehen, wenn Wir dir befehlen, den anliegenden Eyd zu unterschreiben.“ — Im März 1810, dem Geburtsjahre Fritz Reuters, ward Weber Amtshauptmann und bezog das „Schloß“ zu Stavenhagen. Vom 28. Juni 1825 datiert die Urkunde, wonach er, von Johannis 1826 an, in den Ruhestand versetzt wurde mit Pension: eintausend Thaler nebst zehn Faden Holz lebenslänglich, „bey welcher besonders gnädigen Bestimmung Wir eure langjährigen Dienste allergnädigst in Berücksichtigung gezogen haben.“ Doch sollte der allgemein geschätzte Beamte sein wohl verdientes otium cum dignitate leider nicht genießen; er starb noch vor Ablauf des festgesetzten Abschieds am 15. Juni 1826.

Als seine Schwiegertochter ihm ein Sammetkäppchen gearbeitet hatte, dankte er folgendermaßen: „Ich muß nachgerade so etwas Ehrbares tragen, um meinen Worten eine gewisse Würde zu verschaffen, denn oft hat es mir schon geschienen, daß die Leute, wenn sie mich ansahen, immer so in sich dächten: o, es sei nicht recht mein Ernst. Wirklich gehört es mit zu meinen Lebensbegebenheiten, daß die Menschen mit mir meistens spielend und scherzend umgegangen sind. Doch im Vertrauen gesagt, konnte mir auch nichts Lieberes begegnen, denn in solchem Verhältnis wünsche ich von hinnen zu scheiden. Wenn die Menschen 'mal nach diesem von mir sagen: das war ein alter guter Junge, das ist mir lieber als die Posaune der Fama."

In der That war die Trauer im Domanialamt wie in der Stadt Stavenhagen aufrichtig und groß. Unter der Teilnahme der gesamten Bevölkerung geschah die feierliche Beisetzung im Erbbegräbnis auf dem Kirchhof. Pastor Schmidt sprach aus dem Herzen aller die Leichenrede, worin er die vielen Vorzüge des nun verklärten Greises betonte, der in seinen verschiedenen Verhältnissen als Mensch und Staatsdiener seinen Beruf auf die würdigste Weise erfüllt habe, dessen Biedersinn, strenge Rechtlichkeit und seltene Tugenden jeder hochachten mußte. „Fühlbar wird uns allen sein und bleiben der Verlust dieses Mannes. — Ihr aber, ihr Schulzen und Hauswirthe, die ihr euren vieljährigen Beamten zur Ruhe geleitet habt, bedenkt, was er euch gewesen! Er war euer Vater, euer Freund, beweint ihn als Kinder; denn er war eurer Liebe, eurer Verehrung werth. . . ."

Ja, eine empfindliche Lücke verursachte sein Heimgang bei vornehm und gering, alt und jung; er hing an Stavenhagen zeitlebens und war stolz auf die kleine Stadt. „Siehst Du, Jochen," hatte er einst seinem Sohne geschrieben, „an was für einem Orte Du geboren bist! Ist doch Stavenhagen sehr angenehm, und überhaupt mehr als es scheint."

Weber war ein überaus fleißiger Arbeiter und besorgte, sogar in der unruhigen Franzosenzeit, die stark vermehrten Geschäfte allein: Fourage-, Verpflegungs-, Einquartierungs- und Kontributionssachen, Landsturm u. s. w., unermüdlich auf dem Posten stehend bis spät in die Nacht; er wäre oft seines Lebens nicht froh geworden, hätte ihm



Otto Glagau. Hermann Ebert.

Paul Warncke.

Karl Theodor Gaedertz. Adolf Wilbrandt.

Fritz Reuter-Biographen.

nicht seine heitere Natur über manches hinweggeholfen. „Hier auf dem Amtsschloß regiert jetzt, ich möchte sagen, der Saturnus mit allen verwünschten Arbeiten; es gehet bisweilen in die mehreren Pfunde, was zur Post geliefert wird, aber ich hoffe denn doch, daß ich mich wohl durchhelfen werde. Gott erhalte mich bei Laune!“ bemerkte er einmal, und ein anderes Mal: „Den Postmeister Toll reitet gar der Teufel. Abend halb zehn Uhr sandte ich alle Briefe, er ließ sich dahin aus: Gott bewohr, nu noch Brewe — nu noch Brewe —! segg Sei man Herrn Amtshauptmann, dit ein Mal wull ick em dat noch to Gefallen dauhn, nah dissen nehm ick de Brewe nich länger an, as bet Klock acht.“

In jungen Jahren war er schon morgens, wenn die Hähne krähten, munter und thätig. „Die Gerichtstage treiben mich aus dem Bette,“ schreibt er früh vier Uhr, „ich habe immer die Frühstunden wahrgenommen und finde, daß es recht gut sei.“ — „Du siehest, daß ich noch immer zeitig aufstehe,“ heißt es in einem Briefe vom November 1803, morgens sechs Uhr, „es ist hohe Freude, die ich empfinde, wenn ich so früh auf bin.“ Doch im Jahre 1807 erinnert er daran, wie er ehemals ganz früh sich erhob, und am 24. Mai 1822 berichtet er: „Ich sah heute in meines Vaters Bibel meinen Geburtstag; da fand ich, daß ich morgens elf Uhr geboren bin. Da siehet man, dachte ich, daß das Frühaufstehen nichts für mich ist, und so ist es denn auch mit mir geblieben.“ Ja, er scherzt: „Ich dachte auch, wie in der Bibel stehet: Was hilft es, daß ihr früh aufstehet? Es liegt Alles an der Zeit und am Glück.“ — Zu der brieflichen Mitteilung aus der Franzosenzeit: „Vor zehn Uhr Abends gehen wir nun gar nicht mehr zu Tische, aber es ist keine Erleichterung möglich,“ stimmt die Klage der Wirtschafterin, Mamsell Westphal: „Herr Amtshauptmann ett sin Abendbrod irst Nachts Klock elwen, un't ward ok woll twölw.“ Demnach hat Reuters launige Schilderung eine historische Berechtigung: „Des Morgens hentau elwen, denn satt de Amtshauptmann midden in de Stuw' up en Staul, — dunn kloppt wer. ‚Herein!‘ rep de oll Herr, un 'rinne kamm Möller Voß. »Gu'n Dag, Herr Amtshauptmann!« — ‚Gu'n Morrn, min leiw Möller!‘ säd dei.

Na, wenn sei sick ok verschiedene Dagstid böden, so hadden sei doch, jedwerein up sin Ort, Recht, denn de Möller stunn des Morgens Klock vier up, un bi em was't Nahmiddagstid, un bi den Herrn Amtshauptmann was't tidig an'n Morgen, denn hei stunn Klock elwen up." Darüber wachte auch Mamsell Westphal; und als der französische Oberst ihren Gebieter um halb acht zu sprechen verlangt, meint sie, der Schlag werde sie rühren: „Wat wull'n Sei? Wo wier dat woll mäglich! Unsen Herrn Amtshauptmann willen Sei des Morgens halwig acht spreken? Herr Oberst, keiner sall von mi seggen, dat ick de Hand dortau baden heww, dat de Weltordnung ümkihrt warden sall." In jener aufregenden Fremdherrschaft war aber auch der alte Weber wieder zur Gewohnheit seiner Jugend zurückgekehrt, ohne daß die Westphal es wußte, „denn he harr sick hüt Morgen sin Herrenbrod tau'n Koffee all Klock acht halen laten, stats süs Klock elwen."

Reuters Zuverlässigkeit kommt noch in anderen Punkten zur Geltung. So in Bezug auf Webers geringe französische Sprachkenntnisse. Wiederholt spornt derselbe seinen Sohn an, eifrig Französisch zu treiben, betont: „Das Französische ist eine Hauptsache, außer dem Verstehen und Schreiben ist nothwendig, auch fertig sprechen zu können" — solche und ähnliche Ermahnungen haben wohl ihren Ursprung darin, daß der Vater, zumal gelegentlich der Einquartierungen und Durchmärsche, nur zu sehr den Nutzen vollständiger Beherrschung des Französischen einsehen lernte. „Ich kann nicht Französisch sprechen," gesteht er, „wir hatten einen Abend französische Offiziere allein bei uns zu Tisch, die auch nicht Deutsch konnten, aber ich fing so lange an zu polakken, daß wir uns doch etwas sagten und sie recht vergnügt wurden."

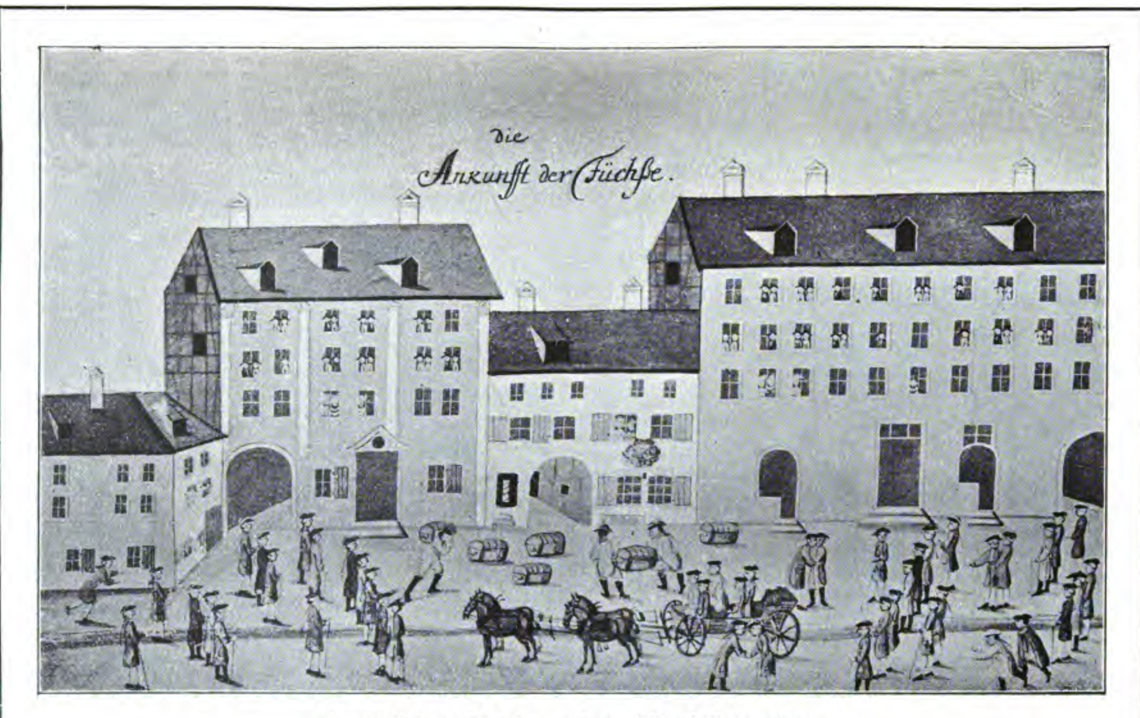
Demnach entspricht es ganz der Wahrheit, wenn der Amtshauptmann, als Chasseurs ins Thor reiten und rebellieren, Fritz Sahlmann befiehlt: „Lop 'runne nah den Herrn Burmeister, ob hei nich glik en beten kamen wull, denn min Latin wier wedder 'mal tau En'n." Während nun der erste Franzose schimpfte, schlug der alte Herr ruhig in seinem Dictionnaire de poche nach, sobald er ein Wort ungefähr verstanden, was „Poche" wohl dazu sage, bis der Bürgermeister, Fritz Reuters Vater, kam. „Min Vader fangt also mit den

Kirl an tau reden.“ Als Müller Voß das gefundene Felleisen mit gestohlenem Silberzeug dem Amtshauptmann bringt, erteilt Letzterer den Rat: „Frag Hei irst nah den Burmeister, dat is en wollmeinend Mann un kann ok Französch.“ — Schon 1807 schreibt Weber: „Ich weiß es, wie lieb es mir war, daß Reuter das Geschäft des Dolmetschers bei mir übernahm; es ist eine sonderbare Konversation, wenn man des Anderen Sprache nicht versteht;“ an einer späteren Stelle: „Durch Reuter mittelte ich denn soviel aus, daß der Franzose ein Sergeant-Major sei,“ und endlich: „So wie wir französische Offiziere im Quartier hatten, freute ich mich jedesmal, wenn Bürgermeister Reuter mit uns am Tische war, weil ich das Französische nicht verstehe.“

Desto besser konnte er — desgleichen seine Frau als „Stemhägerin“ — Plattdeutsch, was ihm bei den Ortseingesessenen und Bauern sehr zu Paß kam. Die Briefe geben hübsche Beweise dafür. So kommt der Amtshauptmann einst von der oberen Speisekammer, wo er sich ein paar Äpfel geholt, und sagt zu Netchen: „Hiervon muß Jochen auch noch welche haben.“ — „„Ja, de besten, de dor mank sünd,““ war die Antwort der zärtlichen Mutter. — „Wir sprechen gar oft von Dir,“ schreibt der Vater an seinen Sohn und fügt hinzu: „is'n goden Jung! sagte Mutter gestern, da wir beide für uns allein.“ Eine andere Reminiscenz: „Eben kehre ich von einem Spaziergange nach Hause; ich ging den Weg nach den Pribnow'schen Tannen. Wie ich bei dem im Spaß genannten Goldberg kam, dachte ich der vorigen Zeiten, wie froh wir waren, wenn wir, da Du noch klein, Dich mitnahmen und Du dann alle Herrlichkeiten der Welt zu besitzen glaubtest. Ja, es waren herrliche Zeiten; ich ging weiter und kam zu der Wiese, wo ich mich erinnerte, im Winter mit Dir hinausgegangen zu sein, damit Du dort und nicht auf dem Torfgraben Schrittschuh laufen möchtest. Da sagte ich zu mir selbst: Hier leep de oll Jung! — gegen Mitte der Wiese sagte ich abermal in Gedanken: Hier leep de oll Jung! — ich kehrte um, dachte an Dich und, da ich den Goldberg wieder vorbei war, wünschte ich: Wenn ick em nu so hier hadd!“ — Als Jochen den Eltern einst Weihnachten Pelze schenkte, dankte der Vater: „Wie ich mich freute! Süh, so sorgt de oll Jung för sine Oellern!

sprach ich nicht ohne Gefühl zu Netchen.“ Und als Jochen sie gar mit Enkeln bescherte, schrieb später einmal der glückliche Großpapa: „Ich kann es mir ganz deutlich vorstellen, wie herzlich die Kinder lachen, wenn sie so ihren Spaß mit dem Plattdeutschen haben. Was den kleinen Jungen es wohl angenehm läßt, wenn er Mutting! ruft und Vatting!“ — Auf die Ankündigung eines neuen frohen Familienereignisses seitens der Schwiegertochter, wandte sich der alte Weber zu seiner Gattin: „Na, Netchen! De Nahricht von Fieken is doch von all dat in'n ganzen Brew dat allerbest!“

Außer diesen gemütlichen Charakterzügen einige plattdeutsche Döntjes: „Die treffliche Pastorin Hedwig Weber zu Plate, das war eine Frau, die da half, sieben Söhne auf der kleinsten Pfarre in Mecklenburg zu tüchtigen Männern auszubilden. Das war eine Frau, die zu ihrem Sohne, meinem Vater sagte: O, so'n jung Bursch möt sinen Kopp nehmen un steken em in de Rocktasch!“ — Ferner: „Mir fällt bei den langsamen, im Entschluß schweren Leuten allemal Mutter Saniter ein, die jemandem erklärte: „Dat kümmt von't Nälen!“ — In der Franzosenzeit selbst, wo es beim Amte die Hülle und Fülle zu thun gab, bewährte sich des Amtshauptmanns Grundsatz: „Wat schrewen is, is schrewen;“ er berichtet: „Ich sitze bei der Fourage- und Einquartierungsrechnung. Alles soll mit Belägen bescheinigt werden und sonst nichts gelten. Du weißt, wie akkurat der Landmann, der sonst glückliche Natursohn, mit Schriften umgehet. Der eine hat sie verloren, der andere keine bekommen, der dritte für nichts ästimiert, zerrissen u. s. w. und sagt nun: ich habe geglaubt, daß es genug sei, wenn ich die Lieferung nur schickte und dem Militär gab, was ihm zukam und es zufrieden stellte. Nun werden diese Sachen aber von Bedeutung, die ich so oft einschärfte und zu den Bauern sprach: nehmt eure Scheine in Acht, sie werden nachher nothwendig gebraucht! — wenn ich ihnen dies jetzt sage, so antworten sie: o, de Dinger wieren gor tau lütt, ick weet ok nich, wo se blewen sünd! — Durch mein Treiben und wieder Treiben habe ich denn doch die meisten Scheine herbeigeschafft.“ — Jawohl, „wat schrewen is, is schrewen.“ Fritz Reuter hat sich mit bewundernswerter Treue an die



Ankunft der Füchse „unterm Markt" in Jena.
Nach einem Aquarell aus dem Studentenalbum des Amtshauptmanns Weber.

Wahrheit gehalten. Wie Mitglieder der Familie Weber mir erzählten, habe beim Vorlesen der „Franzosentid" des Amtshauptmanns Schwiegertochter zum öftern geäußert: „Ja, so hat wirklich Vater gesprochen, wie häufig zum Beispiel ‚Min Herzenskindting' angewandt, wie häufig hinzugesetzt, mit starker Betonung: ‚ne, w a t denn?' — und dann seine glänzenden Augen!"

Von Jena pflegte der ehemals „flotte" Weber mit Vorliebe zu plaudern, die Blätter seines Studentenalbums zu betrachten und bei Gelegenheit auch anderen zu zeigen. Zahlreiche Erinnerungen an seine akademischen Semester finden sich in den Briefen: „Ich war netto neunzehn Jahre alt, wie ich nach Jena ging, ich weiß noch heute diesen Tag lebhaft, wie die ganze Welt um mich her mich mit recht frohem Muthe anlächelte. — Ich weiß es noch aufs Haar, mit welch leichtem Herzen ich einige Jahre in Berggegenden, die reizend waren, verlebt habe. Ich kann die Freude gar nicht beschreiben, wenn ich von den Höhen die Thäler durchschaute. Alles umher machte solchen Eindruck tief in das Herz des Menschen. Wenn ich da auf den thüringischen Bergen die alten, noch aus der Befehdungszeit herrührenden Schlösser sah, dann an den Hügeln Dörfer wie ausgesät, auch Städte, und einen Blick in die gesegneten Fluren that, wie die Saale sich schlängelte, und dies alles gerade in der Jugend vor Augen, so war die Welt ein Paradies für mich." — In einer Gesellschaft zu Stavenhagen gab es Kohlrabi. „Den pflegte ich vormals in Jena gerne zu essen, und in Zurückerinnerung meines Jenaischen Lebens schmeckt mir dies Gericht sehr wohl." Ferner: „Wie ich noch in Jena war, konnte ich mich über einen mecklenburgischen Schinken so freuen, daß es über alles ging; ich weiß noch, mit was für Appetit solche Sachen genossen wurden." Als sein erwachsener Sohn auf Reisen geht, rät ihm der Vater: „In Jena laß Dir die Stube zeigen, wo ich gewohnt habe, und behalte es nur recht genau, wie alles darauf aussieht, und ob noch der Name Weber in einer Fensterscheibe stehet. Vielleicht kriegst Du auch mein geliebtes Dörfchen Ziegenhain zu sehen, wo ich so königlich froh war." — Eines Morgens, da es noch dunkelte, fuhr beim Amt die Post vorbei; ein Passagier sang. „Ich rufe aus dem

Fenster: Nelsen! — Er antwortet: Weber! — Siehe da, richtig getroffen, es war einer, mit dem ich in Jena studiert und ihn nicht wieder gesehen hatte; er kam zu mir, wir waren recht vergnügt."

Die Liebe zu Jena guckt auch bei Reuter dem Amtshauptmann aus den Augen, besonders wenn er der Bürgermeisterin von jener schönen Zeit erzählte, „wo hei un sin Brauder in den Amicistenorden 'rümme wirkt hadden." Ergreifend ist die Scene, da der alte Herr in dem französischen Oberst einen Sohn seines Jenenser Kommilitonen Renatus von Toll erkennt.

Als Musensohn blies Weber die Flöte: „Wie ich noch in Jena war, bemerkte ich, daß keiner von den Liv- und Kurländern nicht musikalisch wäre. Ein Instrument spielte er gewiß, oft auch zwei. Daher mir der Umgang mit diesen Leuten sehr angenehm war; eine kleine Gesellschaft bildete immer ein kompletes Koncert."

Musik — und ebenfalls Tanz — empfiehlt er daher seinem Jochen: „Musik erregt recht unschuldig angenehme Gefühle im Menschen und hat deshalb einen ganz eigenen Werth. Das Tanzen bildet gar sehr in der Stellung des Körpers. Es ist in der That nicht wenig, wie der Mensch dadurch einnimmt, wenn er mit hübschem Anstand tanzt." So hat auch Fritz Reuter es der Fürsprache des Amtshauptmanns zu danken, daß er Tanzstunden erhielt, wie wir in „Schurr-Murr" lesen: „An den widerstrebenden Bürgermeister wandte sich Weber: ‚Min Herzenskindting, Danzen is en spaßigen Kram. Ne, wat denn?' — Und zu meiner Mutter: ‚Mein Herzenskindchen, ich habe auch einmal Tanzstunden gehabt, dat seihn Sei mi woll nich mihr an? Ne, wat denn?'"

Das neunte Kapitel der „Franzosentid" betitelt sich: „Worüm de Herr Amtshauptmann in den Mark Aurel lesen müßt," und es heißt darin: „Dat Bauk von Mark Aurelen, dorut las hei, wenn hei in Arger geraden was, ein Kapitel, un wenn't dull was, twei — un all de argerlichen Schrumpeln wieren weg." Dies ist nicht etwa Phantasie unseres Humoristen. Noch jetzt bewahrt die Familie den kleinen Halbfranzband mit marmoriertem Papier und gelbem Schnitt,

sowie drei vom Amtshauptmann geschriebene Bände „Gedankenspäne“, hauptsächlich aus Marc Aurel.

Lange hatte er ein von Professor Pries in Rostock geliehenes Exemplar benutzt, wünschte es ihm abzukaufen. „Hast du es schon meinem lieben Professor gesagt von Marc Aurel, der dem Menschen die heilsamen Lehren giebt?“ fragte er bei Jochen im Oktober 1820 an. „Ich muß mir das Buch durchaus selbst anschaffen. Besorge auch ja, daß der Anfang der stoischen Philosophie mit dabei sein und mit Marc Aurel eingebunden werden müsse! Nach diesem einzigen Buche habe ich recht ein Verlangen, ich wollte es denn gegen diese Ausgabe hier halten, ob es auch die richtige: ‚Marc. Aurel. Antonins Unterhaltungen mit sich selbst. Aus dem Griechischen mit Anmerkungen und Versuchen zur Darstellung stoischer Philosopheme von Johann Wilhelm Reche. Frankfurt am Main in der Andreäischen Buchhandlung 1797. Hiernächst ist hintenan: Allgemeine Anmerkungen oder Versuch einer erläuternden Darstellung stoischer Philosopheme nach dem Sinne Antonins.‘“ — Als Ende Dezember das Gewünschte noch nicht eintraf, klagte er: „Ach, wegen des Marc Aurel bin ich recht in Sorgen! Wenn ich den gar nicht bekommen könnte, so wüßte ich nicht, wie ich es machen sollte. Es ist mein bestes Buch. Sollte ich Pries' Exemplar abgeben müssen und kein anderes erhalten, so werde ich mich unglücklich fühlen, denn ich lese alle Tage einigemale darin, und jedesmal wird mein Geist gestärkt. Pries sagte mir einmal, so gewaltig viel mache er sich aus diesem Exemplar nicht. Wenn also gar keins mehr zu haben wäre, so frage, ob er mir's nicht abstehen wollte, ich zahle, was es kostet, so herzlich gern. Und wenn ich es von einem anderen erhalten könnte, der auf Vortheil sähe, dann böte ich mit Freuden gleich das duplum.“ Und Anfang Januar 1821: „Meinen Marc Aurel werde ich denn doch irgendwo in der Welt finden. Nun ist die Leipziger Neujahrsmesse, vielleicht kommen dort einige Buchhändler zusammen, und so mag ja wohl einer noch ein Exemplar haben. Ich kann mich gar nicht ohne das Buch einen Tag behelfen. Ich werde durch geheimen Trieb von selbst aufgefordert, täglich etwas darin zu lesen.“ Am

letzten Januar aber jubelte er: „Deinen Brief habe ich mit großer Freude entgegengenommen. Ich sah es gleich, daß mein Marc Aurel da sei: ich öffnete nicht ohne höheres Gefühl, besah meinen Antonius, freuete mich und küßte sein Brustbild. Der hat viel an mir gethan, dachte ich. Noch gestern sagte ich zu Netchen: ‚Wenn Marc Aurel bisweilen bei mir, so thut er mir gewiß nichts zu nahe!‘“ — Er hatte das Buch fortan stets auf seinem Tische, las täglich ein paar Perioden daraus. „Es ist schwer, den großen und musterhaft tugendhaften Antonin zu erreichen, für mich wohl unmöglich,“ gestand er oft seiner Gattin, „aber eine Beruhigung sagt er mir auch, nämlich: bei deinen Handlungen kommt es nur auf deine Meinung und auf deinen wahren, aufrichtigen Willen an, weniger darauf, ob du in deiner Meinung aus Unkunde geirrt und ob du das, was du wahrhaft willst, zu Stande bringst oder nicht; wenn nur deine wahre Meinung und dein aufrichtiger Wille gut war. Dies alles aber muß der innere Richter in dir aussprechen, der gar zu hell siehet und sich nie täuschen oder bestechen läßt. So sprach Aurel zu mir, und das giebt Beruhigung.“

Bekanntlich las auch der Philosoph von Sanssouci fleißig Marc Aurels „Selbstbetrachtungen“ und verfaßte während des siebenjährigen Krieges den „Stoiker“ als Frucht jener Lektüre; und unser edler Kaiser Friedrich war eine dem gütigen, gerechten Weltweisen auf dem Throne der Cäsaren geistesverwandte Natur, wie ersichtlich aus Crönerts Vergleichung „Kaiser Friedrich und Marc Aurel“.

Des Amtshauptmanns Weber Charakter und Denkart illustrieren seine folgenden Grundsätze: „Man muß sich ja hüten, immer etwas zu tadeln, immer etwas zu befehlen. Wer stets befiehlt, der befiehlt nie, denn sein Befehlen hat die Kraft verloren. Meine Maxime ist: immer sanftmüthig, freundlich gegen die Leute, aber da, wo es auf meinen Willen und die Befolgung desselben ankommt, ernsthaft und nie alsdann nachgebend. Darum ist es weit besser, wenig und selten, auch nie etwas anderes wirklich zu befehlen, als man vorher weiß, man hat die volle Macht es in Erfüllung zu bringen. Fehlt hieran etwas, und das Befohlene wird uns ins Angesicht nicht befolgt, so ist das An-



Abschied der Burschen auf dem Marktplatz in Jena.
Nach einem Aquarell aus dem Studentenalbum des Amtshauptmanns Weber.

sehen und die Ehre weg, man ist lächerlich geworden. — Wenn die Leidenschaften in Bewegung sind, so ist es bei vielen Menschen der Fall, daß die sonst reine Klarheit der Vernunft verdunkelt wird. Man sollte nicht glauben, wie unendlich viele gute Pläne dadurch scheitern, daß man entweder beim ersten Überdenken oder bei der Ausführung leidenschaftlich verfährt. Mit den Leidenschaften ist es eine gefährliche Sache; man muß sich üben, ihnen entgegenzutreten, damit es einem mit der Zeit leicht wird, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was jene wollen, mit Unrecht wollen. Gehen die Leidenschaften mit der Vernunft, so sind sie vortrefflich. — Man muß nichts fehlen lassen, was irgend fröhlich ist und Dankbarkeit zeigt. Ich habe es von jeher beobachtet, gegen jeden Menschen mich so zu betragen, als ich von ihm gegen mich, nach Maßgabe der Verschiedenheit unserer Verhältnisse, es wünschte. — Der Mensch muß durchaus dafür sorgen, daß ihn Unannehmlichkeiten nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Eine unangenehme Idee taugt nicht, gleich zu Anfange giebt man ihr den Laufpaß. — Froh muß der Mensch sein, und dazu gehört abwechselnd Arbeit und Vergnügen."

Im März 1810 erhielt Weber seine Bestallung als Amtshauptmann und erster, alleiniger Beamter: „Ich bekomme die Wohnung auf dem Amte," berichtet er, „der Auditor im Pavillon, ich des Oberhauptmanns Garten, der Auditor meinen bisherigen, ich alle Äcker, die der Oberhauptmann hatte, und diejenigen, die ich bisher gehabt, behalte ich auch, die Gerichtssporteln, die jährlich für jeden zweihundert Thaler betrugen, kriege ich hinfüro ganz, ich hatte vorhin vier Kühe auf der Holländer Weide, jetzt sechs noch dazu, ich hatte auf drei Pferde Fourage, jetzt auf vier, also hundertsechzig Thaler Gold. Das eigentliche bare Gehalt ist nicht erhöht. Ich bekam zwanzig Faden Holz, jetzt noch dazu 30000 Soden Torf und vier Faden zur Heizung der Gerichtsstube. Es ist eine schöne Verbesserung. Am Abend meiner Ernennung zeugte ich mir eine gute Bouteille Wein. Beim ersten Glase fühlte ich den innigsten Dank gegen meinen Vater im Himmel; das zweite Glas trank ich: Vivat Fridericus Franz! das dritte: Vivant die Herren der Kammer! das vierte: Vivat Mutter! das fünfte: Vivat

mein Jochen! das sechste: Vivam ich selbst!" — „Ich höre," heißt es einige Tage darauf in einem Brief an den Sohn, „daß man allgemein sagt, wie ich diese Stelle auch vor allen anderen verdient hätte, da ich schon so manchen sauren Tritt beim Amte gethan. Dies Votum freuet mich denn recht sehr. — Das ganze Kammerkollegium soll gleich erklärt haben, es könne keiner anders werden als ich. Selbst der Geheime Rath von Lehsten hat geäußert, es wäre die einmüthige Stimmung für mich gewesen, und der Erbprinz desgleichen."

Auf das hohe Amtshaus oder herzogliche Schloß — Hauptschauplatz in „Ut de Franzosentid", auch in „Schurr-Murr" von Onkel Herse als mittelalterliche Ritterburg phantastisch geschildert — zog Weber im August. Vorher hatte er eins seiner Häuser bewohnt, deren er nach dem Tode seines Schwiegervaters zwei in der Stadt besaß. Beträchtliche Ländereien waren sein eigen. Es existiert noch eine große, farbige „Scharte von dem Acker, so die Frau Amtmann Weber von ihrem Vater, dem Postmeister Herrn Sohst, geerbt hat und auf dem Stavenhager Stadtfelde lieget, vermessen anno 1804 von C. L. Souhr." Dieser Plan enthält u. a. die hier im Text wiedergegebene Ansicht des Ortes:



Stavenhagen zur Franzosenzeit.

Das sogenannte Schloß ist ein stattliches Gebäude, wie Vorderfronte und Gartenseite vor Augen führen. Die Lokalitäten und Einrichtung beschreibt der neuerwählte Amtshauptmann seinem Sohne folgendermaßen: „Eingangs linker Hand an der eigenthümlichen großen Hausdiele ist die graue Stube. Diese brauchen wir als Fremdenzimmer, wenn wir Besuch haben: darin zwei Spiegel mit rothem, vergoldetem Rahmen, unter denselben zwei Kommoden von Mahagoniholz, zehn Stühle recht hübsch und mit schwarzer Serge de Berry überzogen. Das Klavier aus meiner Schreibstube stehet hier an der Dielenwand. Den beiden Spiegeln gegenüber ein Tisch und zwei Stühle. Dies wäre nun eigentlich die Stelle, wo ein Sopha stehen sollte, aber den haben wir noch nicht. Inzwischen siehet es schon ordentlich nach etwas aus, und ein jeder, der hineinkommt, wird gleich fühlen, daß es nicht was Gemeines mit uns sein soll. Aus dieser grauen Stube gehet eine Thür nach dem Eckzimmer. Da speisen wir. Es gehet auch eine Thür nach dem Gang, der nach dem Küchenflügel führt, und noch eine zu einer anderen daranstoßenden Stube hinten hinaus auf der Seite nach unserem vormaligen Amtsgarten oder nach Ivenack hin. In dem Speisesaal haben wir sechs moderne Stühle, unser Sopha aus der Vorstube, einen sehr hübschen ovalen Spiegel mit vergoldetem Rahmen und unter demselben einen kleinen, halbrunden Tisch mit Marmorplatte und vergoldetem Fuß, der an der Wand festgemacht ist; am Fenster Tisch mit Stuhl. Der Tisch, woran Großvater in dem anderen Hause immer speisete, ist auch jetzt unser Speisetisch und wird jedesmal, wenn wir essen, herein- und herausgetragen. — Dies Zimmer war der Oberhauptmännin ihres, recht nett, zwei Fensterluchten sind nach Ivenack, eine nach dem alten Bauhof zu. Es ist hier äußerst angenehm, und ich erinnere mich aus meiner frühesten Lebenszeit noch deutlich, wie oft und vielfach ich mich mit der größten Freude beim Oberhauptmann satt gegessen habe. Daneben ist auf der Seite nach Ivenack noch ein Zimmer. Dort schlafen Mutter und ich. Wir haben zwei Betten im Winkel nebeneinander gestellt, und es ist doch noch geräumig. Dies ist die wärmste Stube im Hause; eine Thür gehet nach dem Eßsaal, eine nach der grauen Stube und

eine nach dem Zimmer, welches der Hausthür gerade gegenüber liegt. Neben dem Schlafgemach ist auf der hinteren Seite ein Zimmer — hier arbeite ich —, gerade der Hausthür gegenüber, mit drei Fenstern, die nach Ivenack gehen. Ich habe Eingangs einen großen, weiß-röthlichen Schrank, neben der Thür rechter Hand stehet der Schrank, woran Großvater die Post expedierte, an der Thür nach dem Saal der braune Schreibschrank, daneben versteckt in der Ecke der grüne Lehnstuhl. Auf der anderen Seite am Fenster ist ein kleiner Winkel, in diesem das Repositorium mit Büchern. An dem zunächst folgenden Fensterpfeiler stehet mein hoher Schreibtisch, an dem zweiten der schwarze. Dann noch der kleine Theetisch, woran ich Morgens Thee trinke. Nebenan liegt der Saal, der mir gar zu angenehm; er hat einen ziemlichen Theil des frühen Morgens die Sonne, die Aussicht nach unserem Garten, nach Ivenack und die umliegende Gegend, reizend, und nun seine beträchtliche Länge, wo ich mich so recht in der Fahrt setzen kann beim Diktieren. — — Eingangs rechter Hand ist eigentlich das Zimmer, wo ich die Honoratioren, die mich besuchen, hinein nöthigen lassen will, weil die Möbel in meiner Arbeitsstube nicht so recht sind. Wir haben dort den Spiegel mit dem gläsernen Rahmen, gute Rohrstühle, den braunen Schrank, — es siehet nett aus, ich kann jeden rechtlichen Mann in diese Stube kommen lassen. Den Raum, welcher durch diese Stube noch durchgehet, habe ich zu meinen Büchern und Akten genommen. So bewohnen wir also das große Haus unten im ersten Stockwerk ganz und gar. Der übrige Theil ist noch nicht eingerichtet. — Die Wohnung ist prächtig, das ist wahr. Man ist der Natur so nahe. Das Freie ganz unmittelbar vor sich; man genießt die Luft, kann so weit sehen, als das Auge reicht. Morgens an jedem hellen Tage die Sonne und Abends den Mond aus seinem Fenster, ohne einen Schritt darnach zu thun, aufgehen zu sehen, mithin recht eingeladen zu diesem Anblick, das macht mir eine Freude, die ich gar nicht beschreiben kann. Da bete ich den an, der so groß ist zu sagen: das ist mein Werk!"

Rührend ist das Verhältnis des Amtshauptmanns zu seiner Frau Agneta Sophie Wilhelmine, Tochter des begüterten Kaufmanns,



Ziegenhain bei Jena.

Nach einem Aquarell aus dem Studentenalbum des Amtshauptmanns Weber.

Brenners und Postmeisters Sohst in Stavenhagen, geboren am 10. September 1755, also beinah zwei Jahre älter als er; ihre Hochzeit fand statt am Johannistag 24. Juni 1785. Zärtlich nennt Weber sein geliebtes Weib: Nete, Netchen, Neting, Neiting. — So schreibt er einst dem Sohne: „Netchen! Weißt Du wohl noch, Jochen daß ich Dich bisweilen aufforderte, diesen Namen auszusprechen?" Von einer Dienstreise zurückkehrend, berichtet er demselben: „Mutter empfing mich, wie es Netchen eigen ist, mit einem leutseligen Gesicht, Abbildung ihres sanften, innigst guten Herzens; und ich mit dem Gefühl der hierüber habenden Freude sprang lustig vom Wagen und küßte mein Netchen." Ein anderes Mal: „Mutter, die herzensgute Nete, hat sich bei diesem Gegenstande so wie immer als eine prächtige Frau benommen; ich fühle es, ich schätze es aber auch. — Ach, ich bin gar zu vergnügt, wenn ich sie so bei mir habe; dann rufe ich ab und an: Neting!" — Nach glücklich überwundener Krankheit seiner treuen Lebensgefährtin meldet der Amtshauptmann die guten Fortschritte in ihrer Rekonvalescenz: „Heute saß ich in der grauen Stube, bei offener Thür nach dem Schlafzimmer und bei heiterem Sonnenschein. Da ich zuletzt noch so allein für mich saß, kam eine Dame aus der Schlafstube mit einem recht himmlischen Gesicht. Da ich nichts vermuthen war, auch nichts gehört hatte, so sah ich erst scharf hin, und siehe da! es war mein Netchen! sie ließ sich von unserm Dienstmädchen führen. Ich sprang auf, faßte sie unter dem andern Arm, küßte sie herzinniglich und führte sie mit hellen Freudenthränen und wahrhaft seliger Wonne die Stube einige Male auf und ab. Wir setzten uns hierauf ein Weilchen auf den Sopha. Dieses Glück, diese Seligkeit hättest Du sehen sollen, Jochen! Du kannst es fühlen, wie unaussprechlich Netchen mit ihrem von Natur schon so angenehmen Wesen in meine Seele flog! O, solche Augenblicke, selig, wer sie erlebt und empfindet! — — Ein paar Mal hat Netchen schon einen kleinen Aufenthalt im Lehnstuhl in der Eckstube bei mir genommen. Mein Gefühl gegen Gott, den Gütigen, — ich kann es nicht ausdrücken. Ach, wir Menschen, wie glücklich hat Er uns gemacht, was könnten wir Alles leisten, welche Höhe ersteigen, — und — da Er uns durch-

schauet wie einen hellen Thautropfen — was wird Er an uns so manchen Fehler gewahr, verzeihet ihn und — überhäufet uns mit Güte! Welch ein erhabener Reiz zum Streben nach gut sein! — — Netchen ist gar zu nett. Sie hat mich in ihrem Leben wirklich oft recht freundlich angesehen, und das konnte auch nicht anders sein, aber jetzt — es ist, als wenn ich ein Wesen höherer Art vor mir hätte, welches meine ganze Seele umfaßt."

Hierzu rufen wir uns die Schilderung Fritz Reuters ins Gedächtnis: „De Fru Amtshauptmannen was 'ne lütte gaude Fru, en beten swäcklich von Person, dorbi äwerst nich verdreitlich un ümmer parat, in Fründlichkeit de Wunderlichkeiten von den ollen Herrn tau dragen. Sei hadden einen Sähn, ehren Jochen, de was all in de Frömd', un so wieren de beiden in dat grot Sloß allein up sick anwist un drögen in Tru un Ihrborkeit Leid un Lust tausam, un wenn de Langewil' sick bi ehr insliken wull, denn gaww dat Glück ümmer, dat de Herr Amtshauptmann grad tau rechter Tid up en nigen wunderlichen Infall verföll, un ut dat Hujahnen würd en recht gesunnen Sünnenprust, de de Leiw' wedder upfrischen ded; denn mit de Leiw' is dat, as mit en Bom, je mihr de Wind in de Kron' un in de Bläder spelt, desto faster smitt hei sin Wörtel."

Des Amtshauptmanns einziger Sohn wird dem Leser der „Franzosentid" gleich zu Anfang vorgeführt, an jener berühmt gewordenen Stelle, da der alte Herr zum Bürgermeister Reuter spricht: „Min Herzenskindting, ne, wat denn? Sei freu'n sick woll ok, dat Sei en Jungen hewwen. Jungs sünd beter as Dirns; Dirns sünd mi tau quarig. Gottlob, ick hew ok en Jungen; ick mein minen Jochen. Ne, wat denn?"

Derselbe, mit vollem Namen Christoph Joachim Bernhard Weber, geboren den 9. August 1786, kam schon frühzeitig in Pension zu dem Oheim in Rostock, widmete sich dem Kaufmannsstande, trat im Herbst 1802 als Lehrling in ein Geschäft zu Danzig, wurde 1809 Kommis in Königsberg, verlobte sich 1810 mit Sophie Saniter aus Stavenhagen, zur unbeschreiblichen Freude der Eltern, feierte am 17. September 1812 Hochzeit und lebte in glücklichster, kinderreicher Ehe zu

Rostock, wo er, als Teilhaber der bedeutenden Tabak- und Kolonialwarenhandlung Saniter und Weber, allgemeines Ansehen genoß und 1837 Senator wurde. Am 21. Juni 1859 überraschte ihn der Tod; seine Witwe folgte ihm am 4. September 1872 in die Ewigkeit.



Senator Jochen Weber.

Ja, der würdige Amtshauptmann hatte Recht behalten, wenn er schon 1809 schrieb: „Gieb nur Acht, Jochen, es wird aus Dir noch 'mal ein ganzer Mann; ich habe oft zu Netchen gesagt: ich weiß nicht, Netchen, mir fällt von Jochen immer ein: Joachimus felix, das heißt Jochen der Glückliche! — Gott, laß das wahr werden!"

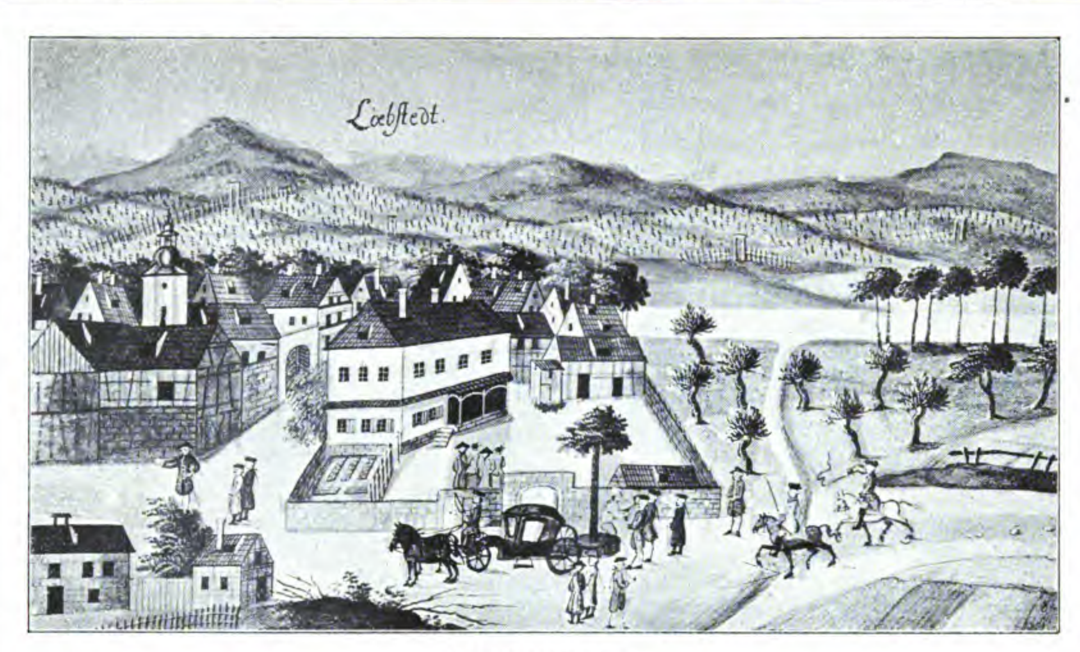
Nächst der Familie Weber interessiert gewiß am meisten die Familie Reuter. Des Dichters Eltern, von denen bisher verhältnismäßig wenig Zuverlässiges überliefert worden ist, und die zuerst im zweiten Bande meiner „Reuter-Tage" auf Grund authentischen Materials in Wort und Bild uns näher getreten sind, lernen wir jetzt aus den Briefen des ehrenwerten Amtshauptmanns und seiner gut-

herzigen Gattin recht genau kennen; des kleinen Fritz geschieht ein paar Mal Erwähnung.

„Hier in Stavenhagen bekommen sie wieder einen Auditor, Namens Reuter aus Grabow, der wird auch, wenn unser kranker Bürgermeister stirbt, Amtsaktuar," — an diese erste Notiz Reitings vom 21. Mai 1805 reihen sich die folgenden von Weber: „Daß ein gewisser Reuter beim hiesigen Amte Auditor geworden, und daß er nach diesem auch des Bürgermeisters Stelle bekommt, habe ich wohl geschrieben. Er ist jetzt angekommen. Er hat in Rostock studiert und scheint ein guter Geschäftsmann werden zu können. — Wir werden nun noch erst sehen, wie es mit dem Herrn Auditor Reuter sein wird; bisher läßt sich nicht viel von ihm sagen, als daß er in Anfertigung des ihm Aufgetragenen eben nicht sehr schnell ist. Ein klein bischen von Rechthaberei habe ich schon an ihm bemerkt, die ihm schadet, und die noch etwas zu früh kommt." — „Wir ließen den Auditor Reuter vier Wochen bei uns essen; er trank sehr wenig Wein."

Am 6. Februar 1808 starb der alte Bürgermeister. Dieser Todesnachricht fügte Weber hinzu: „Der Auditor Reuter hat die Anwartschaft auf seine Dienste als Stadtrichter, Amtsregistrator und Bürgermeister," und am 3. März: „Nun ist die Verordnung hier, daß Reuter Bürgermeister wird."

Die Verlobung von Fritz Reuters Eltern teilt Weber seinem Sohne Jochen am 23. Januar 1810 ganz originell mit: „Am Freitag Abend (19. Januar) sitze ich in der Vorstube und schlafe; ich habe dann meistens die Thür nach der Diele abgeschlossen. Der Herr Bürgermeister kommt, die Märkern läuft durch die Küche und den Gang und macht ihm so die Stubenthür von inwendig auf. Da der Bürgermeister sieht, daß ich schlummere, sagt er ihr, er hätte nur etwas zu sagen, er würde es mir nachher schreiben. Ich höre so etwas, daß da gesprochen wird, allein ich lasse mich in meiner Ruhe nicht stören. Nachher erkundige ich mich, da erfahre ich es denn, und weil ich glaube, daß er etwas in meiner Angelegenheit wegen der ersten Beamtenstelle mir melden wolle, so schreibe ich ihm, er möchte mir die Nachricht zukommen lassen. Ich erhalte also von ihm die



Löbstedt bei Jena.
Nach einem Aquarell aus dem Studentenalbum des Amtshauptmanns Weber.

Nachricht, daß er sich den Abend — verlobt habe! Dies war mir denn erstaunend auffallend. Ich bin mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen, er sagt mir so Manches, fragt mich in seinen Geschäften um Rath und zeigt häufig, daß er viel Vertrauen zu mir habe. Da er mir nun hiervon vorher nichts hatte merken lassen, so kam mir seine Verlobung recht unerwartet. Die Demoiselle Oelpcke bei dem Herrn Postmeister ist die Glückliche. Es ist ein armes Mädchen, die nichts hat; ihre Mutter ist Witwe und ernährt sich mühsam. Uebrigens ist die Oelpcke ein klein artiges, einnehmendes Mädchen. Der Bürgermeister hat zu Stürmer geäußert, die Leute in der Stadt sagten, er mache das Mädchen glücklich, und er glaube, sie mache ihn glücklich. Dies war ein hübscher Zug; so etwas mag ich gerne leiden, wenn die Menschen so denken. Wenn Trinchen Z. sich ordentlich zu nehmen gewußt hätte, so hätte sie Frau Bürgermeisterin werden können."

Dieser interessanten Neuigkeit fügte Neting noch eine zweite Verlobung hinzu: „Herr Postmeister Toll hat sich auch entschlossen, die Mamsell Schmidt, seine gewesene Wirthschafterin, zu heirathen. Er und der Herr Bürgermeister werden auf einen Tag Hochzeit geben, es wird eine sehr große," und am 20. Februar: „Hier ist jetzt Alles in Bewegung zu dem Hochzeitsfest des Herrn Bürgermeisters und Herrn Postmeisters, alle hiesigen Honoratioren und die in der Umgegend sind gebeten, man glaubt, daß auf diesen zwei vereinten Hochzeiten an hundert Personen kommen werden; die jungen Leute sind des Abends nur zum Ball geladen, nicht zur Mittagstafel."

Montag den 5. März berichtete Weber: „Die Hochzeit des Herrn Bürgermeisters und Postmeisters war abgewichenen Freitag vor acht Tagen. Es war eine Gesellschaft von achtzig Personen. Die beiden Herren gaben sie zusammen und wurden auch in einer und derselben Traurede kopuliert. Ich weiß nicht, ob Du den großen Saal kennst bei Toll über dem Thorweg. Dieser ganze Saal war voll von Gästen; längs liefen zwei Tafeln, oben am Fenster durch einen Quertisch verbunden, den Brauttisch. Um drei Uhr Nachmittags ward zu Tisch gegangen, bis sechs gegessen dann Kaffee getrunken und dann die Nacht durch getanzt. Ich habe dieser

Feier auch mit beigewohnt. Man hatte mir einen der ersten Plätze angewiesen, Frau Präpositus Schmidt und des Amtmanns Voitel Tochter Auguste waren meine Nachbarinnen. Ich habe mich recht divertieret. Feine Weine wurden nicht gegeben, bloß Roth- und Franzwein und Abends Punsch."

Der Verkehr zwischen Webers und Reuters gestaltete sich rasch zu einem sehr regen. Die Männer vereinte die Sorge um das Gemeinwohl auf dem Amt und in der Stadt, auch berührten sich ihre landwirtschaftlichen Interessen. Beide pflanzten auf ihren Äckern Kümmel und trieben damit Handel. Der Bürgermeister schrieb Aufsätze über die Kultur des Kümmels, welche er dem Amtshauptmann vorlas, machte Reisen, um weitere Absatzquellen zu eröffnen, nach Rostock, Hamburg und, um sich wegen des Krappbaues zu unterrichten, nach Braunschweig. „Wahr ist es," gesteht Weber im Herbst 1823, „Reuter ist entschlossen, unternehmend und unaufhörlich thätig. Glückt es ihm, so kann er noch 'mal ein reicher Mann werden. In seiner Bucht vor dem Malchiner Thor — sein eigentliches Paradies — will er eine Krappmühle anlegen. Er hat sein ganzes Dichten und Trachten jetzt darauf gerichtet und hält es gar nicht für unmöglich, daß er noch dies Frühjahr nach Holland reist. — Wenn Du Professor Karsten sprichst, kannst Du ihm sagen, er würde ehestens einen recht gelehrten und starken Aufsatz vom Bürgermeister erhalten wegen Kümmel und Krapp. Reuter fühlt sich schreiblustig und für die Sache begeistert. Er wird noch 'mal ein ordentlicher Schriftsteller in ökonomischen Dingen." Und am 18. November 1824: „Unser Bürgermeister hat eine Freude erlebt, die den ganzen Reuter erschüttert. Das Land will ihm, damit er mit dem Krappbau zu Wege kommt, 5000 Thaler leihen. Er hat mir selbst gestanden, daß er den Kopf so voll habe, daß nicht Alles Raum darin fände."

Zur Seite dieses rüstigen, rührigen, vorzugsweise auf das Reale gerichteten Mannes sehen wir eine kranke, sanfte, sinnige Frau, die, nach der Geburt eines zweiten, früh verstorbenen Söhnchens gelähmt, doch ihrem Hauswesen vorzustehen wußte. Ein tiefes religiöses Gemüt half ihr über das schwere Leiden hinweg, und ein lebhaftes Be-

dürfnis nach geistiger Nahrung, nach guter Litteratur verknüpfte sie besonders mit Weber, der manchen Abend in fesselndem Gespräche an ihrem Lager zugebracht hat. „Min Mutting höll vel von den ollen ihrenwirthen Mann," erzählt Fritz Reuter, „de so männig Stun'n bi ehr satt un mit Wisheit un Rechtfarigkeit de Erfohrungen von sine grisen Hor vör ehr utschüdden ded .... Upstahn kunn sei nich, sei was lahm in 'ne swere Krankheit worden, un ick heww sei nich anners kennt, as dat sei in ehre gauden Tiden up en Staul satt un neiht, so flitig, so flitig, as wieren ehr armen swacken Händ' gesund, un dat sei in ehre slimmen Tiden tau Bedd lagg un unner Weihdag in de Bäuker les'. Wat dat för Bäuker wieren, weit ick nich mihr; äwer Romanen wieren't nich, un dat weit ick blot, dat den ollen Herrn Amtshauptmann sin Mark Aurel dor mitunner lep, denn ick müßt em hen un her dragen." — Wie aus den Briefen erhellt, waren es philosophische, schönwissenschaftliche und historische Werke, zuletzt Las Cases Denkwürdigkeiten von St. Helena und Tagebuch über Napoleons Leben.

Unseres Dichters Mutter Johanna Luise, geboren am 25. Juli 1789*) zu Tribsees in Pommern, war schon im April 1811 todkrank, fast ganz ohne Hoffnung auf Heilung; man befürchtete, daß sie die Auszehrung bekäme. Lähmung ward ihr Los. Aus Neitings Episteln gewinnen wir jetzt endlich ein getreues Bild vom Zustand des zarten Geschöpfes, das der Welt einen Fritz Reuter geschenkt hat. Erstere schrieb am 26. Mai 1816 ihrer Schwiegertochter: „Den Tag, wie Ihr von hier reistet, ließ sich Nachmittags die Bürgermeisterin anmelden, uns zu besuchen. Wir nahmen sie gerne an, denn wer weiß, ob die arme Frau den ganzen Sommer wieder dazu Lust verspürt, herauf zu kommen. Sie kam auch glücklich mit ihrem kleinen Fuhrwerk, von zwei Mädchen gezogen, hier an. Sie sagte: meine Mutter ist heute Morgen weggereist, und nun ist mir so traurig zu Muthe, und da Ihre Kinder heute auch weggereist sind, ist Ihnen

*) Laut Urkunde, von Bürgermeister und Rat der Stadt Stavenhagen unterzeichnet; bisher wurde 1787 resp. 1790 als Geburtsjahr angegeben, auch ihr Geburtstag schwankte; der 25. Juli ist ebenfalls der Geburtstag von Reuters Vater. Die Angaben von Latendorf erweisen sich als falsch.

gewiß ebenso zu Muthe; darum komme ich zu Ihnen, daß wir uns einander trösten können, — und war gar zu niedlich und wurde ganz gesprächig. Sie blieb so lange, bis es schon anfing schummrig zu werden, und wäre gerne noch länger geblieben, wenn sie nicht bei Tage hätte zurückeilen müssen." Zu ihrem Besuch auf dem Schlosse am 8. Januar 1817 bemerkt die Amtshauptmännin: „Es war bischen trocken gefroren, also ließ sich die Bürgermeisterin in ihrer kleinen Maschine herauffahren und war recht munter. Die arme Frau! Das Ende ihrer Leiden ist nicht abzusehen; und ist's ein Glück für sie, daß sie doch ziemlich heiter."

Da strahlte ein Hoffnungsstern. Der in Stavenhagen entdeckte Gesundbrunnen, dessen Fritz Reuter mehrmals Erwähnung thut, schien anfangs auch seiner kranken Mutter zu helfen. „Unsere Bürgermeisterin badet sich jetzt in unserer Heilquelle," berichtet Frau Weber am 20. August 1818, „sie hat heute das vierte Bad genommen; ich habe sie noch nicht gesprochen, aber so wie sie glaubt und ihr Mädchen hier gesagt hat, daß sie die Füße schon mehr bewegen könnte und diese etwas dünner würden, was wäre das für ein Glück, wenn dies Wasser so viel Kraft hätte, sie zu heilen oder auch nur Erleichterung zu schaffen! — wie berühmt würde es werden!" Und eine Woche später: „Die Bürgermeisterin ist so seelenfroh und vergnügt, daß unsere Heilquelle ihr zuträglich ist. Ich habe sie besucht; sie erzählte, daß sie schon einige Schritte gehen könnte, aber einer müßte sie anfassen. Sie hat sich ein paar Krücken machen lassen. Ich habe mich eben nach ihrem weiteren Befinden erkundigt; sie läßt sagen, sie befände sich jetzt sehr gut, ihre Gelenke an den Füßen wären schon ganz biegsam, und sie hätte schon die Kraft, daß sie sich diese Nacht allein im Bette hätte umkehren können; von Kopfweh, was sie zuerst nach dem Bade empfunden, wüßte sie gar nichts mehr, aber einen Ausschlag bekäme sie jetzt über den ganzen Leib. Ihr erster Ausgang, den sie zu Fuß machen könnte, sollte zu uns sein. Das hat denn wohl noch Zeit, so stark werden dies Jahr ihre Kräfte wohl noch nicht, eine solche Tour zu machen."

Am 3. September melden Herr und Frau Amtshauptmann




Amtshauptmann Weber und Frau Agneta („Neiting").
Nach Originalbildnissen, mit Unterschrift des Amtshauptmanns Weber.

gleichzeitig; Sie: „Die Bürgermeisterin läßt sagen, sie hätte heute Morgen schon eine halbe Stunde mit ihren Krücken gestanden; dies billige ich nicht, denn sie greift dadurch ihre Kräfte zu sehr an, daß sie immer wieder zurückkommt; aber sie ist viel zu lebhaft und will es eher möglich machen, als es möglich ist.“ Er: „Die Bürgermeisterin ist jetzt nicht recht mit ihrem Befinden zufrieden. Doktor Sparmann hat sie gehen sehen und eine Miene gemacht, die ihr deutlich so aufgefallen, daß er mit ihrem Gehen nicht zufrieden sei. Sie äußerte ihm dieses, er antwortet: mit ihrem Gehen wohl, aber das Kreuz gefiele ihm nicht. Seit der Zeit ist die Bürgermeisterin doch niedergeschlagen. Die Zuversicht des Patienten ist halbe Genesung und hilft sehr viel zur Wirkung; aber wenn man jemandem sagt, was dieses wieder schwächt, so ist es ein Fehler, besonders von einem Arzt.“

Beständig wechselt es zwischen Hoffnung und Furcht. Bald heißt es: Bürgermeisterin Reuter habe sich gar nicht wohl befunden, Fieber gehabt und Seitenschmerzen, das Baden ausgesetzt und sei ganz kümmerlich; dann: sie könne schon ein paar Minuten allein auf ihren Krücken stehen. — Am 5. November: „Die Bürgermeisterin ist so krank gewesen, daß wir glaubten, sie werde sterben, aber jetzt erholt sie sich wieder.“ Die Besserung hielt an. Im August 1821 vernehmen wir die überraschende Nachricht: „Die Bürgermeisterin versteigt sich nun schon drei Meilen weit von Stavenhagen. Sie ist nach Jabel zu ihres Mannes Bruder gereist und will acht Tage dort bleiben.“ Doch wiederholt sich das Schwanken in ihrem Gesundheitszustand.

Ausführlich berichtet Weber am 7. Februar 1825: „Die Bürgermeisterin ward gestern gerade in dem Augenblicke, als Netchen zu ihr kommt, erstaunend krank. Wie Netchen zu ihr hintritt, sitzt die Reutern ganz still und sprachlos, endlich sagt sie: ich bin gar zu krank, meine Wunde in der Brust triest sehr, und wenn das Blut ist, so hat Sparmann gesagt, ist es vorbei mit mir. — Sie wird zu Bett gebracht. Man holt Tücher zum Abtrocknen, und siehe da! was aus der Wunde triest, ist schieres Blut. Du kannst denken, wie traurig nun alle gewesen. Doktor Sparmann kommt; ihr Befinden wird durch Blutverlust äußerst bedenklich. — Heute Morgen erhielten wir

die Nachricht, sie wäre die Nacht noch kränker geworden. Heute nach Tische ging ich zu ihr, doch erkundigte ich mich vorher mit aller Vorsicht. Sie ließ durch den Herrn Bürgermeister sagen: es wäre ihr gar zu angenehm. Ich ging zu ihr, sie lag im Bette; ich sah es ihren Augen gleich an, daß diese äußerst wach aussahen, und ich sprach also zu ihr: Hier kommen Sie wohl wieder heraus, das sehe ich Ihren munteren Augen ganz deutlich an! — Sie fing an zu lächeln und sagte: seit kurzem habe das Bluten aufgehört, nun habe sie gute Hoffnung. Ich war ziemlich lange bei ihr, und sie ward recht munter. Wir freuen uns alle." Indessen acht Tage später: „Mit der Bürgermeisterin ihrem Befinden will es gar nicht, die vergangene Nacht ist sie gar zu krank gewesen", und am 20.: „Ihre Wunde blutete wieder so stark, ich war kurz vor Tische bei ihr, sie war so munter im Bett und sagte: morgen steh' ich auf; ich widerrieth es ihr noch und bin keine Viertelstunde fort, ruft mich Lisette: ich möchte doch zu Mutter kommen, sie blute gar zu sehr. Das war auch gegen vier Uhr, bis mir Christiane sagen ließ, sie hätte furchtbares Fieber. Ich ging wieder hin, da war es traurig anzusehen, sie gar zu schwach, daß man fast glauben möchte, sie lebte die Nacht nicht, welches sie auch selbst meinte. Heute Morgen fand ich sie besser, aber abgemattet, doch erholt sie sich dieses Mal noch wohl wieder." Wirklich konnte Reiting den 20. März an Jochen schreiben: „Die Bürgermeisterin ist jetzt ganz hergestellt, so munter und vergnügt, daß man sich wundern muß, wo sie die Kräfte so bald wieder gesammelt hat." Am 15. September ließ sich die Invalide zum Schloß hinauftragen und blieb dort in anregender Unterhaltung mit den beiden lieben Menschen bis nach sieben Uhr abends; wohl das letzte Mal, daß sie oben gewesen. Sie entschlief unter heftigen Krämpfen am 19. Mai 1826; am 15. Juni folgte ihr ins Jenseits der treue alte Feund Weber.

Nach dieser Leidensschilderung möge uns eine Episode erheitern, aus der wir den klaren, hellen Verstand von Fritz Reuters Mutter kennen lernen. Die Erzählung des Amtshauptmanns stammt aus dem Frühjahr 1825 und lautet: „Eine Frau ist klüger als mehrere Männer. — Dieses habe ich bei der Gelegenheit ausgemacht, da

ich mich bemühte, mit mehreren Personen den Hamburgischen Korrespondent zu lesen. Amtmann Lehmann hielt diese Zeitung mit Herrn Bürgermeister Reuter, dem Einnehmer und dem Inspektor Bernsee zu Basepohl. Lehmann trat aus, Rathsherr Susemihl dafür wieder ein. Ich erkundigte mich unaufhörlich, ob ich nicht einen Antheil bekommen könnte, erhielt von Postmeister Stürmer immer die Antwort, es ginge nicht an. Ich ward so sehr von meiner Lesebegierde getrieben, daß ich Stürmer sagen ließ, ich wollte an ihn das Halbe für die Zeitung bezahlen, ob er nun nicht zur anderen Hälfte Leser anschaffen könnte. Nein! Endlich sagte Stürmer, Susemihl wollte mir seinen Platz überlassen. Ich fragte bei Susemihl an, was ich zu zahlen hätte; er antwortete: wieviel, wüßte Stürmer. Der erklärte, das wüßte er nicht, er bekäme das Geld von Bernsee, der Herr Bürgermeister, der Einnehmer, Susemihl und Bernsee hielten das Blatt. Ich schickte wieder zu Susemihl, er ließ nun antworten: 4 Thaler. Daß dies nicht möglich war, konnte ich nachrechnen, da die ganze Zeitung 9 Thaler aufs Jahr kostet. Ich ließ also erwiedern, das wäre wohl ein Versehen, da unserer vier wären. Susemihl darauf: wenn mir das zu viel wäre, wollte er den Korrespondent ferner halten. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß vielleicht Reuter und der Einnehmer umsonst läsen. Nun wollte ich doch gerne der Sache auf den Grund kommen. Ich ließ den Amtmann Lehmann fragen, was er gegeben, — aufs Jahr 2 Thaler 8 Schilling, den Einnehmer, — aufs Jahr 2 Thaler. Nun hatte ich es also heraus, denn da ich für Lehmann eintrat, so konnte ich ja nicht mehr geben als er. Ich erzählte diese Geschichte im Rathhause, da ich bei der Bürgermeisterin und dem Bürgermeister war. Letzterer sagte, daß er auch ein Viertel bezahlte. Nun war es ganz klar. Der Bürgermeister versprach mir, er wolle die Sache in Ordnung bringen, ließ mir aber gestern sagen, Susemihl wolle nicht. Nun kommt es, wovon ich vorhin schrieb: Die Bürgermeisterin rieth, ich solle mich an nichts kehren, sie werde mir die Zeitung senden, ich solle sie ruhig lesen, dann käme mit der Zeit die Sache von selbst in Ordnung. — Ist nun die Bürgermeisterin nicht klüger als alle vier Männer?!“

Unser dereinstiger Volksschriftsteller war damals noch zu jung, als daß wir erwarten dürften, in den Briefen auch über ihn Bemerkenswertes zu erfahren. Indessen geschieht seiner doch mehrmals Erwähnung. Abgesehen von der Notiz am 17. April 1817: „Der kleine Fritz Reuter hat die Masern, ist aber schon in der Besserung," sowie am 30. März 1819: „Da Fritz Reuter erst das zehnte Jahr alt ist, so würde sein Hauslehrer mehrere Jahre den Posten haben können," interessiert die scherzhafte Geschichte seines Patengeschenkes vom Amtshauptmann. Derselbe hatte natürlich viele Kinder aus der Taufe gehoben. Diese pflegten sich am ersten Weihnachtstag morgens bei ihm einzustellen. „Das macht mir viel Vergnügen. Ich nehme recht gerne an, aber Gott weiß, ich gebe auch recht gerne. Ich habe mit großer Freude an meine Pathen das Weihnachtsgeschenk mit eigener Hand gegeben und unseren Leuten desgleichen. Mutter, die prächtige Nete, legte ein, und ich theilte aus. Ich war so recht innig froh gestimmt, und so trieben wir beide unser Wesen vergnügt, daß Netchen über mich, ich über Netchen mich freute." Diese originelle Aufzeichnung datiert vor Reuters Geburt. Der Amtshauptmann stand auch bei ihm Gevatter. Er hatte ihm nun zwar oft Äpfel zugesteckt, aber erst am 23. September 1819 erinnerte er sich, daß sein bald neunjähriges Patenkind noch ohne ein regelrechtes Andenken an ihn sei.

So schrieb er seinem Sohne Jochen nach Rostock:

der kleine Fritz Reuter ist
mein Pathe, ich habe ihm noch
nicht einmal ein ordent-
liches zugeben. Er braucht jetzt
ein Lateinisches Lexicon.



Das Schloß in Stavenhagen.
Dienstwohnung des Amtshauptmanns Weber.

Der junge Weber besorgte alsbald das Schellersche.

[illegible]

Damit hatte der biedere Amtshauptmann denn doch wohl nicht ganz den Geschmack des Knaben getroffen, aber freilich auf das kindliche Gemüt einen unvergeßlichen Eindruck damit hervorgerufen: die erste gestörte Illusion. In „Schurr=Murr“ (Meine Vaterstadt Stavenhagen) erzählt unser Humorist, wohl absichtlich Wahrheit und Dichtung mischend, wie auf einem Spaziergange sein „Päding“, der Amtshauptmann, seine Schnupftabaksdose verlor und er, Reuter, so glücklich war, sie zu finden. Der alte Herr klopfte mich verschiedentlich auf den Kopf: ‚Ne, wat denn, Fritz? Ne, wat denn? — Min Sähn, dat will ick Di gedenken.‘ Nach einiger Zeit wurde ich denn zu ihm auf das Schloß beschieden, und mir wurden drei dicke Bücher als Fundgeld eingehändigt. Meine Freude war außerordentlich; jubelnd kam ich zurück und zeigte meinen dicken, dreibändigen Schatz meiner Mutter. Der Titel wurde besehen; es war — erschreckt nicht, ihr Freunde meiner Jugend, die ihr unter der Wucht dieses Buches geächzt und geseufzt habt! — es war: Schellers Lexikon! Ja, diese Freude ist mir später gehörig versalzen, und die Schnupftabaksdose des Herrn Amtshauptmanns wurde für mich eine Pandorabüchse, aus welcher über mein junges Haupt viel Kummer und Elend ausgeschüttet worden.

Wie treu Fritz Reuter die Figuren der „Franzosentid“ nach dem Leben abkonterfeit hat, erfahren wir weiter Schritt für Schritt aus

den Niederschriften des Weber'schen Ehepaares. Da erweckt unser Interesse vor allen die wackere Mamsell Westphal, mit Vornamen Sophie, geboren am 8. August 1766 zu Neuhof im Kirchspiel Penzlin, Haushälterin auf dem Amte seit 1785, ledig, lutherisch.

Diese originelle Person war recht eigentlich Faktotum in der Familie. Jung-Jochen wird schon früh von ihr verzogen mit Obst und Leckerbissen; und als er nach Rostock kam, wünschte sie ihm, „ahn dat Fru Amtshauptmann dat wüßt'," Wurst, Schinken und kalten Braten, Waffeln und Mandeltorte zu schicken, ja ihn zu besuchen, um zu sehen, „wie preiswürdig er im Komptoir säße als ein vollständiger Buchhalter." Sie schreibt ihm spaßige Billets: wie es stehe, ob sein Herz auch zuweilen schon poche, sie wolle es gern wissen;" er antwortet in freundlichen Briefen und schenkt ihr einen hundertjährigen Kalender, den sie andächtig studiert. — Stets hat sie sich zuverlässig, aufopfernd, hilfreich bewiesen, auch in kranken Tagen eine wahre Stütze.

Im März 1805 meldet die Mutter ihrem Jochen: „Unsere Mamsell Westphal verlieren wir wohl, vielleicht heirathet sie." In der That ging sie Pfingsten zu Herrn Saniter in Stavenhagen; „sie geben sich in der Art zusammen, daß er ihr ein jährliches Gehalt zahlt und extra 300 Thaler verschreibt." — Aber auch fortan blieb die treue Seele in beständigem Zusammenhang mit ihrer ursprünglichen Herrschaft. Als Frau Amtshauptmann im Jahre 1810 schwer erkrankte, „hat sich Mamsell Westphal als Freundin von Netchen ausgezeichnet. Da keine Schuldigkeit und Pflicht sie jetzt band, so war sie doch täglich hier, zu pflegen," bekennt dankbar der alte Weber. Nach dem Ableben Saniters, im April 1815, kehrte sie ins Schloß zurück; mithin hat sie nicht während der eigentlichen „Franzosentid" dort gewirtschaftet. Die ehemals so Rüstige wurde mit den Jahren auch kümmerlich. Die letzte Notiz des Amtshauptmanns, etliche Monate vor seinem eigenen Ende, lautet: „Das Befinden der Westphalen bessert sich jetzt. Bei ihrer Krankheit haben wir doch gefühlt, daß sie für uns eine gute Person ist, deren Stelle so leicht nicht durch eine andere ersetzt wäre."

Auch der lustige Fritz Sahlmann, geboren den 28. Juni 1802 in Ludwigslust, seit 1816 Kopist auf dem Amte, — also ebenfalls nicht zur „Franzosentid" — erhält keine schlechte Censur von seinem Gebieter. „Fritz Sahlmann schrieb die Geldregister $18^{18}/_{19}$ in duplo ins Reine und kam gut damit vorwärts;" und noch 1825: „Fritz Sahlmann kann tüchtig und schaffend arbeiten." Wie bei Mamsell Westphal, so hat unser Humorist auch bei Fritz Sahlmann mit Vorliebe die heiteren, originellen Seiten in seine Darstellung verwoben, und zwar nicht unzutreffend. Dies erhärten einige Mitteilungen des Amtshauptmanns. Auf einer Fahrt nach Rostock begleitete ihn der Junge. Es kam ein starker Regenschauer. „Fritz Sahlmann griff flugs nach einem Mantel und hüllte sich gehörig ein." Amüsant ist Folgendes: „Fritz Sahlmann hat ein hübsches Probestück in der Arzneikunde geliefert. Er hatte Frost im Fuß und viele Schmerzen daran. Er lernte das Pfeifen wie eine Drossel. Unser Mädchen sagte ihm, daß Scheidewasser gut dafür sei. Wie nun solche Leute sind, sie sagte ihm nicht recht Bescheid. Er fährt auch wie Hans Quast darauf zu und badet seinen Fuß gründlich mit Scheidewasser. Der Fuß wird schlimmer, er bekommt ein Loch am großen Zeh und so viel Schmerzen, daß er gar nicht mehr gehen und es nicht aushalten kann, sondern sich gestern zu seinen Eltern gemacht hat. Der wird sich denn in seinem Leben vor dem Scheidewasser hüten!" — Wenn Fritz Sahlmann auf Herses Frage „Kannst Du swigen?" erwiedert, „hei künn ganz utverschamten swigen," so beweist diese Tugend ein Geschehnis, das der Amtshauptmann launig erzählt: „Hier ist der Unfriede unter meine schönen Bernstein=Pfeifenspitzen gerathen. Fritz Sahlmann machte die erste entzwei. Ich schalt mit vieler Munterkeit, das muß ich denn nun selbst sagen. Ich wollte es besser machen und brach gleich eine, unmittelbar darauf noch eine entzwei. Eine ganz sonderbare Überzeugung erhielt ich gleich den Augenblick, die ich nie gehabt hatte. Fritz sagte nichts, sowie er überhaupt in diesem Punkt dem güldenen ABC sehr getreu bleibt; ich aber war nicht allein durch meine neue Überzeugung mit ihm ausgesöhnt, sondern hatte ihm nach=

mal vier Schilling obenein geschenkt, wenn ich dadurch nicht von neuem mit meinem Marc Aurel in Streit gekommen wäre, der das Geben bei sinnlichen Ausbrüchen nicht so hoch hält, als zu einer anderen Zeit, und überdies schien es mir auch gefährlich, denn nun konnte Fritz am Ende glauben, daß, wenn er Spitzen zerbräche, er eine Belohnung bekäme, und dahin wollte ich denn nun eigentlich nicht." Reuter mag später von diesem Vorfall gehört oder Fritz Sahlmann häufiger Pfeifen, wenn auch nur die irdenen, statt sie zu stopfen, zerbrochen haben, denn im sechsten Kapitel erfahren wir, „worüm de unverstännige Slüngel den Herrn Amtshauptmann sin Pipen intwei smet."

Ratsherr Herse, einer der köstlichsten Gestalten der „Franzosentid", wurde, als Weber seine Ernennung zum Amtshauptmann erhielt, in den Magistrat der Stadt Stavenhagen gewählt. Letzterer meldet im Mai 1810: „Herr Herse ist jetzt Senator geworden; ich freue mich recht darüber, er ist ein sehr guter Mann." Geboren ward August Friedrich Herse am 12. April 1773 zu Ivenack, als Sohn eines Kammerdieners beim Grafen Plessen, ansässig in Stavenhagen seit dem 28. September 1798, an welchem Tage er Christine Friederike Siggelkow aus Doberan, geb. 16. Mai 1772, ehelichte.

Der Apotheker, Ratsherr und Notarius publicus schrieb seinen Namen Hersé. Reuter macht sich über diesen Accent aigu lustig; er läßt Herse selbst — und Verwandte bestätigen mir die Richtigkeit — sagen: „Hier steiht min Sigel — en Hirsestengel, wil ick ‚Herse' heit; ick hadd ok en Fallgatter dorup steken laten kunnt, wil dat up Französch ‚hersé' heit, äwer ick bün nich för de Franzosen;" und ein anderes Mal: „Dat Fallgatter ‚hersé' up Französch, wo ick minen Namen von heww." Übrigens war er ein guter Patriot, der die Stavenhäger Jugend mit Vater Jahns Kunst vertraut machte. Er hatte eine klare, saubere Handschrift, wie das Faksimile seines auch inhaltlich interessanten Briefes bezeugt, — es handelt sich um Ankauf des Saniter'schen Hauses, das Weber geerbt. Auch besaß er keine geringe Geschicklichkeit im Zeichnen, hierin wie im Turnen, Reuters Lehrer; unter seiner Leitung hat Fritzing



Das Schloß in Stavenhagen,
Gartenseite.

die Porzellanmalerei betrieben, Porträts auf Pfeifenköpfen verewigt, ja zwei Schnitterinnen auf einer Taschenuhr, welch' letztere Herse bis zu seinem Tode trug. In Anfertigung von Schattenrissen soll er Meister gewesen sein.

Bei einem großen Brande am 9. November 1822, der leicht die ganze Stadt eingeäschert hätte, that er sich durch seine Umsicht hervor; dabei flog eine Feuergarbe ihm ins Antlitz, so daß er eine Zeit lang gar nicht sehen konnte. „Die Hersen hat bitterlich darüber geweint."

Seine Haushaltung führte er nach dem Urteil des Amtshauptmanns nicht gerade musterhaft. „Er könnte mehr sparen, wenn er wollte, und mehr verdienen, wenn er weniger herumflatterte. Ein Reitpferd ist das Jahr über sehr theuer und nicht für Geschäfte, sondern bloß zum Vergnügen gehalten, erfordert viel mehr Einnahme, als Herse hat." Auch pflegte er das edle Waidwerk. „Herse schießt jetzt fleißig Sperlinge und Kernbeißer. Er kann die Zeit, da die Hasenjagd wieder angehet, gar nicht abwarten. Letzthin kam er mit der Windbüchse zu uns in den Amtsgarten. Gleich hatte er ein paar Sperlinge weg. Du weißt, daß ich eben nicht sehr für das Tödten der Vögel bin. Er meinte, es hätten zwar die Sperlinge ihren Nutzen, aber sie machten doch auch auf mancherlei Art Aergernisse. Einen Kernbeißer wollte er gar zu gerne belauern, um seine schöne Gestalt mir zu zeigen. Ich sagte zwar nichts, dachte aber, meinetwegen möchte der Vogel ruhig leben. Er bekam auch keinen. Den anderen Nachmittag ward ich im Lehnstuhl geweckt, um zwei Kernbeißer anzusehen, die Herr Herse geschossen und der rareté wegen gesandt hatte. Daß ich darum aus dem Schlafe gerufen ward, war mir nicht sehr amüsant." Bekanntlich machte Onkel Herse durch seine Kenntnis des Vogellebens und Nachahmung der Vogelstimmen einen nachhaltigen Eindruck auf das Gemüt des jungen Reuter, mit dem er jauchzend den Wald gar oft durchstreifte, und regte so unbewußt ihn an zu der reizenden Darstellung in „Hanne Nüte." Aber auch Apotheker Grischow mit seinem feinen Verständnis für die Tierseele ist auf diese Dichtung sicher nicht ohne Einfluß gewesen.

Dem Weine war Herse nicht abhold. Bei einer Kindtaufe, wo es im Essen und Trinken scharf zuging, begaben sich einige Gäste abends noch in seine Eckstube. „Da ging denn das Pokulieren von neuem los in Champagner; ich machte mich," bemerkt Weber, „aus dem Staube. Da siehest Du, wie es auch unter Leuten von reifen Jahren etwas wüste zugehet."

Ein schöner Zug aus Herses Leben zur Vervollständigung seines Charakterbildes ist der folgende: Als Anno 1806 sein Schwager, Apotheker Altvater in Bützow, und bald darauf dessen Frau, geborene Siggelkow, starben, sorgte er in umfassender und liebevoller Teilnahme für die Unterbringung der ganz mittellosen Waisen und nahm selbst zwei Knaben zu sich. Des Einen Liebling war eine zahme Elster, die ihm durch ihre Drolligkeit viel Vergnügen bereitete. Beim Anrücken der Franzosen schickte Onkel Herse Frau und Kinder fort, ließ sie indes zurückkehren, da die Feinde sich civilisierter benahmen, als man vermutet hatte. Der überall die Elster suchende Neffe fragte schüchtern: „Unkel, wo's dat Hester blewen?", wurde aber hastig abgewiesen mit den Worten: „Jung, wes' doch still!" Später erfuhr der Kleine zu seinem Bedauern, daß Herse, nachdem er Geld und Kostbarkeiten, um solche vor der Habgier der Soldaten zu retten, versteckt hatte, schweren Herzens die Elster getötet hätte, damit sie durch ihre Lüsternheit nach blanken Gegenständen nichts verriete.

Tante Herse kochte sehr gut — berühmt waren ihre Apfelpfannkuchen —, konnte aber durchaus nicht leiden, wenn die Knaben ihre Teller nicht leerten. Aßen sie z. B. den Grünkohl nicht auf, so durften sie sicher sein, denselben gewärmt zum Kaffee resp. Abend wieder zu bekommen, mit der gemütlichen und zugleich bestimmten Weisung: „Dat ett Du man all up, min Jünging, dor sitt de Rock gaud glatt nah!"

Ferdinand Altvater, der eine der beiden Brüder, deren sich Herse so treu annahm, ist später Senator in Sternberg und ein sehr geachteter Mann geworden. „Mit Vergnügen erinnere ich mich," schreibt dieser nun auch heimgegangene Greis, „meiner freundlichen Kinder-

jahre, welche ich in dem Hause meines lieben Onkels — er war mein wirklicher Onkel, weil seine Gattin die Schwester meiner bereits 1806 verstorbenen Mutter war — in Gemeinschaft mit meinem älteren Bruder Wilhelm, welcher im Jahre 1863 als Kaiserlich russischer Generalleutnant in Petersburg starb, von 1806—11 verlebt habe. — Weil wir den lieben Onkel stets Unkel nannten, wurde der gute joviale Alte der Allermanns-Unkel in Stavenhagen, schon lange vor Fritz Reuters Geburt. — Herse war nie Kaufmann, vielmehr lernte er die Apothekerkunst bei dem derzeitigen Apotheker Schultetus in Teterow und ist, irre ich nicht, 1792 als Gehilfe zünftig ausgeschrieben. Der hiervon Zeugnis gebende, nach damaliger Zeit sehr kunstvoll gearbeitete Lehrbrief befindet sich noch in der Familie Schultetus. Späterhin konditionierte er in Rostock und dann in Bützow bei meinem Vater, Apotheker und Senator daselbst. Hier lernte er die Schwester meiner Mutter kennen, verheirathete sich mit derselben und etablierte sich in Stavenhagen als Pächter der Grischow'schen Apotheke. Als nach Verlauf der Pachtjahre 1814 Onkel Herse die Apotheke zurückgeben mußte, wurde er dort nach abgelegtem Examen Notarius. — Er hat mir oft davon erzählt, daß er in der Knabenzeit kaum Lesen und Schreiben in der Schule zu Ivenack gelernt und das zur Pharmacie nöthige Latein sowie deutsche Orthographie erst in der Lehre und durch Selbststudium eingelernt habe. Ebenso erinnere ich mich noch sehr genau, daß, als 1806 die Franzosen erschienen, Onkel Herse kein Wort Französisch konnte, daß er sich eine französische Grammatik und ein französisches Lexikon verschaffte und sich aus denselben so weit unterrichtete, daß er nach einigen Wochen sich ganz gut mit den Franzosen verständigen und nach einem halben Jahre trefflich unterhalten konnte. Er war also hierin, wie fast in allem, was er trieb, sein im ganzen Sinn eigenster Lehrmeister. Von seinem Franzosenhaß mag noch Folgendes Zeugnis geben: Der sonst körperlich- und nervenstarke Mann konnte den Anblick von Menschenblut nicht ertragen, und hat es sich ereignet, daß er dabei in Ohnmacht gefallen. Im Jahre 1807 wurde ein von Blut triefender Franzose, der auf der Straße furchtbar zerschlagen war, in die Apo-

theke gebracht und in Ermangelung eines Chirurgen Onkel Herse kommandiert, ihn zu verbinden. Zu meinem größten Erstaunen unterzog er sich dieser Arbeit ebenso unbefangen, als meiner Ansicht nach geschickt. Als ich dem guten Onkel meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß er den Verband so nett zurecht gelegt habe, da er doch sonst kein Menschenblut sehen könnte, antwortete er lächelnd: ‚Oh, Nanting, dat is ja man Franzosenblot‘!“

Wie der Schreiber dieses Briefes, Senator Altvater, bei einer gelegentlichen Zusammenkunft mit Fritz Reuter diesem Vorstellungen darüber machte, daß er seinen geliebten Pflegevater unmotiviert karrikiert habe, versetzte der Dichter, ihm auf die Schulter klopfend und ihn begütigend, nur: „Ach, Nanting, dat is ja licentia poetica!“

In „Schurr-Murr“ hat übrigens unser Autor dem jovialen Ratsherrn, wie auch den anderen Genossen seines Jungsparadieses, einen herzlichen Nachruf, wenn man will eine Ehrenerklärung, gewidmet in den Worten: „Sie haben ihn begraben, Onkel Herse, und mit jedem, den sie in Stavenhagen begraben haben, haben sie für mich ein Stück Poesie mit begraben. Alle meine Gedanken sind einmal von dieser engen Welt ausgefüllt worden .... Die heimatlichen Gestade, von denen ich Abschied nehme, sind nur vom Mond im letzten Viertel beleuchtet; aber die phantastischen Gebilde, die unter seinem Scheine emporwuchsen, sind dennoch Wahrheit, wenn auch nur für diejenigen, welche sie gleich mir vom fernen Schiffsbord erblicken. Ich meine die Jugendfreunde und rufe ihnen rüstig zu: Hurrah! für die Heimat, und nun weiter in die See!“

Jedenfalls ist „Unkel Hers“ ein Original gewesen und unsterblich geworden als eine der ergötzlichsten Figuren der „ollen Kamellen“, neben dem unvergleichlichen Amtshauptmann Weber, den auch die übermäßige Arbeit, die Mühen und Sorgen der Kriegsjahre nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen vermochten; „sein munteres Temperament erhält ihn,“ gesteht Neting, „und sein heiterer Sinn,“ — er selbst würde vielleicht hinzugefügt haben: „Mein Netchen und mein Marc Aurel.“



Senator Jochen Weber in Rostock
und Frau Sophie geb. Saniter,
Sohn und Schwiegertochter des Amtshauptmanns Weber.

Mit Familie Weber blieb Fritz Reuter eng verbunden. Als Rostocker Student verkehrte er viel im Hause des „Herrn Jochen“ und seiner Frau Sophie geb. Saniter. Die zu ihrem Sohne gezogene Mutter war schon 1827 sanft entschlafen. Bei den lieben Leuten fand er freundlichste Aufnahme und gewann zweifelsohne in wiederholten anregenden Gesprächen mit ihnen jene anschauliche, nachdrückliche Vorstellung von der ganzen Persönlichkeit, dem Wesen und Wirken seines „Päding“, die ihn dann befähigt hat, ihn so liebevoll und zutreffend in der „Franzosentid“ zu schildern. In Rostock wurde auch sein lange gehegter Wunsch neu gestärkt, nach Jena zu gehen; hatte sich doch auf dieser Universität sein alter Amtshauptmann ehemals so wohl gefühlt als flotter Bursche.

Gelegentlich eines späteren Besuches in Rostock bei der verwitweten Frau Senator Sophie Weber äußerte Reuter, wie schön er's sich gedacht hätte, seine Erzählung aus der Franzosenzeit dem einzigen Sohne des Hauptphelden zuzueignen, und bedauerte innig, daß der Tod einen Strich durch die Rechnung gemacht. So ist denn dieses Werk, der „ollen Kamellen“ erster Teil, ohne Dedikation geblieben, weil er es einem anderen nicht widmen wollte. Das bestätigt sein nachstehender, an den Enkel Konsul Hermann Weber gerichteter Brief aus Neubrandenburg vom 10. Dezember 1859, bei Übersendung eines Exemplars:

„Mein lieber Hermann,

Deine Jugendzeit steht Dir gewiß noch oft vor Augen und im Herzen, und Du wandelst gewiß noch oft in den Räumen des alten Stemhäger Schlosses, und wenn Dich des Lebens Mühen und Geschäfte loslassen und Du Einkehr bei den freundlichen Erinnerungen Deines Herzens hältst, so wird das Andenken Deines wackeren, ehrenwerthen Großvaters und Deiner guten Großmutter gewiß vor vielen andern in Dir lebendig werden. Mir geht es ebenso, und als Beweis, wie bestimmt und deutlich jene Zeit und die Personen in jener Zeit mir vor die Augen treten, mag Dir das beifolgende Büchlein zeigen. Ich hatte die Absicht, dasselbe Deinem würdigen Vater zu dedicieren, und klopfte dieserhalb im Sommer 1858, als ich ihn besuchte, etwas auf den Busch, ob ihm eine humoristische Behandlung des Stoffes unangenehm sein würde; er versicherte mich des Gegentheils durch die Bemerkung, daß ihm die Geschichte mit dem

,Fisch stehlen' in den Läuschen*) viel Spaß gemacht hätte. Leider hat unser Herrgott anders über meine Absicht beschlossen, und ich kann die Dankbarkeit, die ich immer für ihn gefühlt habe, nur gegen seinen Sohn aussprechen; das will ich denn hier mit vollem Herzen gethan haben.

Vieles in dem Buche ist natürlich Dichtung; aber vieles ist auch wirklich geschehen, und hoffentlich wird die Zeichnung der Hauptpersonen wahr und der Humor, mit dem es geschehen, mit rücksichtsvollem Maße geübt sein.

Ich wünsche Dir und den Deinen die fröhlichsten Festtage, und lieb würde es mir sein, wenn meine kleine Gabe zu einer befriedigenden Feststimmung ein Kleines beitrüge."

Mit Entzücken vertiefte sich die jüngere Generation in das Buch, welches ihres Großvaters Erscheinung auf dem historischen Hintergrunde so lebendig zur Geltung brachte. Die alte Senatorin Weber fügte den Briefen ihrer Kinder an den Verfasser Worte des innigsten Dankes für die bereiteten Herzensgenüsse hinzu. Sie schrieb:

„Werther Freund!

Wenn ich im Kreise der Meinigen dem Vorlesen Ihrer Werke lauschte, in denen fast immer die köstlich heitern Scherze mit den rührendsten Scenen wechseln, da unterbrachen gar oft unsre lauten Ausbrüche der Empfindungen die Stimme des Vorlesers. Beim Anhören ,Ut de Franzosentid' ward mir vor allen ein höherer Genuß zu Theil, indem Sie mich in die bekannten, trauten Räume versetzten, wo die theuren verehrten Eltern lebten; es traten die geliebten Gestalten klar und lebendig vor meine Seele.

Wenn Ihre rosige Dichterlaune und die schöpferische Phantasie dem Erlebten auch reiche Umhüllungen gaben, so muß ich doch bewundern, daß die Zeichnung der Charaktere der mir bekannten Personen von Ihnen, in früher Jugend, so treu und wahr aufgefaßt werden konnte.

Im letzten Winter ward ich von Krankheit heimgesucht; der nächtliche Schlaf war entflohen. Da las ich von dem komischen und lieblichen Gedicht ,De Reis' nah Belligen' die Einleitung. Diese weckte schöne Erinnerungen in mir: ich versank in angenehme Träumereien; ich sah die freundlichen Umgebungen des alten Stavenhäger Schlosses, das schöne Stadtholz, was zu den alten ehr-

---

*) „Läuschen un Rimels" (I, 3) enthalten die drastische Anekdote: „Wer hett de Fisch stahlen?" Amtshauptmann Weber verhört die des Diebstahls verdächtigen Leute und bekommt auf orginelle Weise die Missethäter heraus. Vergl. dazu die Abbildung im zweiten Bande meiner „Reuter-Tage".

würdigen Eichen des Ivenacker Thiergartens führt; ja ich verkehrte auch mit Ihnen, Sie tröstend über die Unbill der Sie umgebenden Zuhörer. Dieser Traum war der Übergang zu dem später wiedergewonnenen Schlafe; noch jetzt wohnt er lebhaft in meiner Erinnerung.

Lassen Sie, lieber Reuter, sich diese Zeilen einer alten Frau freundlich gefallen, die in dankbarer Anerkennung Ihres herrlichen Talentes und Ihrer Anhänglichkeit an den guten alten Amtshauptmann und seine gute liebe Frau sich hervordrängten."

Überrascht und hocherfreut wurde Reuter durch mannigfache Aufmerksamkeiten und Geschenke der Weber'schen Familie: die jungen Damen verehrten ihm einen kunstvoll gestickten Teppich, Hermann das von Fritz als Knaben dem Amtshauptmann einst gewidmete Erstlingsmanuskript „Beschreibung einer Reise durch mehrerer Herren Länder," das all die Zeit hindurch in schönem, rotem Umschlag sorgsam aufbewahrt worden war, die Senatorin Ansichten des Schlosses und Rathauses zu Stavenhagen und ihre Tochter Auguste den Schattenriß des Großvaters und das auf Elfenbein gemalte Bild der Großmutter. — Auf die letzte, ihm ganz besonders liebe Gabe antwortete der Dichter am 27. Oktober 1864:

„Verehrteste Frau,

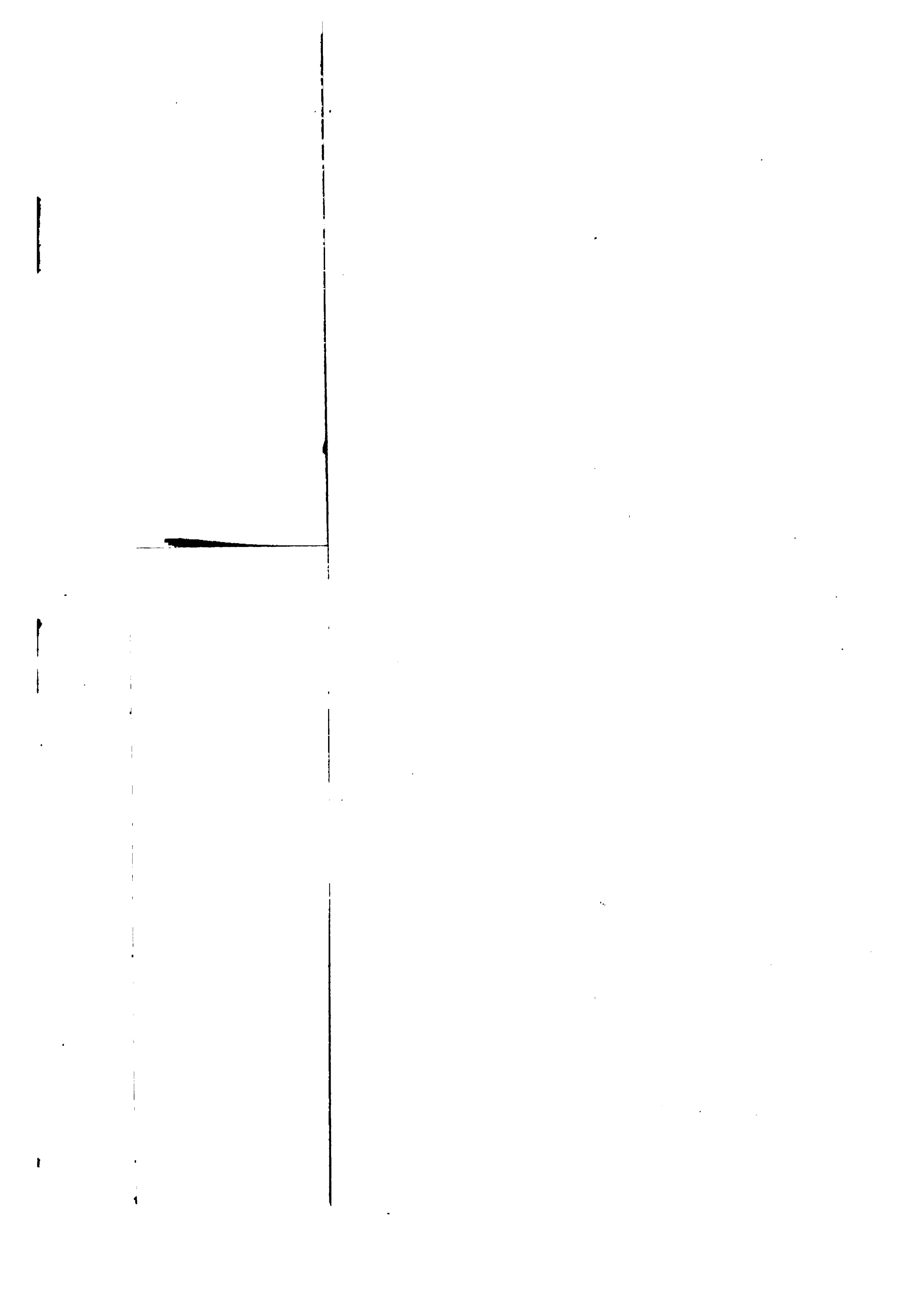
Immer habe ich noch im Stillen die Hoffnung genährt, daß Ihre hochverehrte Mutter mit Hermann und Ihrer Fräulein Schwester den Rückweg aus dem Bade über Eisenach nehmen und bei uns vorsprechen könnten; nun aber muß ich doch bei dem ernstlichen Einrücken des Herbstes jede Hoffnung fahren lassen und muß den Dank, den ich Ihnen persönlich schulde, und den ich von Mund zu Mund gerne hätte aussprechen lassen, auf die allerprosaischste Weise brieflich abmachen. — Haben Sie Dank für die freundliche Zusendung der beiden Familienbilder; der Anblick derselben hat nicht allein mich lebhaft gerührt, er hat auch andere in ein lebhaftes Interesse versetzt. Ich habe durch einen hiesigen Photographen das Bild meines braven Pathen — mit dem farbigen von Reiting ging es nicht — vervielfältigen lassen und nehme mir die Erlaubnis, Ihnen einige der Exemplare zur Vertheilung in der Familie zuzustellen. — Der alte prächtige Mann hat einem andern, ebenfalls höchst würdigen Manne, dem Geheimen Hofrath und Professor Wachsmuth zu Leipzig zu seinem 100sten Docentensemester im Bilde gratuliert*), und das nächste Bild werde ich an meinen Freund,

*) Vergl. meine „Reuter-Tage" Bd. I, 3. Aufl., S. 92.

den Maler Pietsch aus Berlin, senden, der augenblicklich in Stavenhagen sein wird, um dort die Lokalität und die Leute zu studieren. Es ist ein sehr tüchtiger Künstler, und ich bin überzeugt, daß Ihr würdiger Großvater bei der projektirten Illustration, die jedoch erst nach einem Jahre effektuiert werden kann, in seiner ganzen Ehrenwerthheit erscheinen wird. — Vorgestern ward mir die Ehre, bei dem Großherzog von Weimar, der sich augenblicklich auf der Wartburg befindet, zum Diner eingeladen zu werden; auch dort wurde des alten, prächtigen Amtshauptmanns gedacht. — Es war ein sehr gemüthlicher Abend, von der Fürstlichkeit merkte man fast gar nichts, und obgleich ich mich vorher nicht hatte anmelden oder vorstellen lassen, wurde ich mit großer Liebenswürdigkeit aufgenommen. — Der Freund Ihres Herrn Gemahls Parisius ist bisher noch nicht gekommen; vielleicht kommt er am Sonntage, wo wir hier eine Versammlung des Nationalvereins haben."

An Frau Senator Sophie Weber ging das erste Exemplar des Schlußbandes „Ut mine Stromtid", wofür sie unterm 27. November 1864 folgendermaßen dankte:

„Endlich kommen ruhigere Stunden wieder, die mir vergönnen, Ihnen gar zu herzlich für die Freude zu danken, die Sie mir durch Ihr freundliches Schreiben, welches das schöne Buch begleitete, bereiteten. Ich sollte die erste Rostockerin sein, welche die ersehnte Entwickelung der Schicksale des edlen Hawermann, seiner Luise und der ebenso reinen Frida erfahren sollte. Es war zu gut von Ihnen, meiner in solcher Weise zu gedenken. Ihre lieben Zeilen wurden mir nach Gießen gesandt, doch das Buch ward von den Meinigen in Rostock acht Tage zurückgehalten; wir grollten auch nicht mit denen, die den Schatz nicht ungelesen fortlassen wollten; es war zu natürlich, alle die meisterhaft gezeichneten Gestalten in ihrem ferneren Lebenslauf zu betrachten. Gewiß haben die meisten Leser der ‚Stromtid' bedauert, den guten Hawermann in seinem Schmerz verlassen zu müssen, ohne einen Blick in sein späteres Leben. Sie haben nun Alles so herrlich gelöset, Sie gaben uns auf überraschende Weise mehr, wie zu hoffen war. Innigsten Dank nicht allein für die genußreichen Stunden, sondern noch mehr für das Bleibende des Eindruckes aller dieser verschiedenen Personen, durch die Klarheit Ihrer Darstellung hervorgebracht, so daß sie sich fürs Leben unserm Gedächtnis einprägten. Wie manches Wort wird Ihrem Bräsig nachgesprochen, den man eben so sehr lieben, wie belachen muß, daß das Zwerchfell durch und durch erschüttert wird! Bei Gelegenheit hört man denn auch Jung-Jochens Lieblingswort: dat is all so as dat Ledder is. — Ach, und das prächtige Behrens'sche Paar! ‚Mein Pastor' — ganz Ideal! — Wie erheben Sie uns durch diese Erscheinung! dessen Schilderung allein würde schon ein werthvolles Buch sein. . . .



Meine Tochter übergab mir eine der Silhouetten meines würdigen Schwiegervaters; auch dafür freundlichen Dank. Schade, daß ich Ihnen nicht ein ähnliches Bild von ihm schicken konnte! Ich lege Ihnen ein Bild von ihm hierbei, was Ihr Verleger, der jetzt in Rostock wohnt oder sein Geschäft wenigstens theilweise hierher verlegt hat, in seinem Rostocker Tageblatt uns vorführt*). Wenn man sich des wackeren Alten, groß, stark gebauet, aber mehr schlank wie stark, in seinem ziemlich langen einfachen Oberrock erinnert, so bedauert man, daß er hier einen ganz andern Eindruck macht. Doch leidet das Gesicht nicht dadurch. Der Kern liegt zu klar darin, und dieser ist mehr werth wie jedes Bild.

Und nun noch herzlichen Dank für Ihr erstes Schreiben, was ich in Grabow empfing. Sie führen mich in Ihre Häuslichkeit ein. Mit Freude sah ich, daß Ihr Haus Ihre Welt ist, und daß Sie nicht von Sorgen heimgesucht werden, wie mancher Schriftsteller, und Sie es erleben, wie sehr Ihre Werke geschätzt werden. Fürchten Sie nicht das Steinreiche! Zwar unbekannt damit, so fürchte ich keineswegs, daß Sie dadurch belästigt würden, sondern gewiß einen schönen Gebrauch dafür zu ersinnen wüßten. . . .

Ihre Sie hochschätzende Freundin
S. Weber."

Wie wahr sind diese Worte! Wir können jedes unterschreiben. Reuter hatte humoristisch bemerkt, im Hinblick auf den ungewöhnlich großen Absatz seiner Schriften, daß er schon alle Abende mit kühnen Gedanken von Ankauf von Staatspapieren und Eisenbahnaktien zu Bette gehe und morgens mit dem schrecklichen Gedanken erwache, er könnte einmal ein ungeheuer reicher Mensch werden. Des Amtshauptmanns Schwiegertochter kannte zu gut seine noble Gesinnung, sie wußte, er würde den edelsten Gebrauch vom Gelde machen. In vollem Maße hat denn auch Fritz Reuter von dem wohlverdienten Segen, den ihm seine Feder einbrachte, wieder ausgeteilt und manche Not gelindert. Man denke nur an die großherzige Verwendung des ihm durch die Tiedge-Stiftung zugefallenen Ehrenpreises von hundert Dukaten!**) Ja, übers Grab hinaus hat er Wohlthaten erwiesen; und seine

---

*) Sollte einer meiner Leser oder eine meiner Leserinnen die betreffende Nummer des Rostocker Tageblattes, welche leider weder im Hinstorff'schen Verlage noch sonst aufzufinden war, besitzen, so würde allen Reuter-Freunden und mir durch gefällige Zusendung ein Dienst erwiesen.

**) Vergl. meine „Reuter-Tage", Bd. I, 3. Aufl., S. 136 folg.

Luise vermachte „Villa Reuter“ zu Eisenach der deutschen Schiller-Stiftung als Asyl für bedürftige Schriftstellerveteranen. Indessen ist das Poetenheim, infolge von verschiedenen Umständen, nicht der testamentarischen Bestimmung gemäß dem schönen Zweck geweiht, sondern darin ein Reuter- und Richard Wagner-Museum errichtet worden.

Nur wer selbst des Lebens Not und Qual, seine Tiefen und Höhen recht kennen gelernt hat, vermag das Leid und Weh seiner Nebenmenschen ganz zu verstehen und verspürt doppelt den Trieb zu trösten und zu helfen.

Unser vom Schicksal schwer geprüfter Fritz Reuter mußte bekanntlich einen steilen, dornigen Pfad zurücklegen, bevor er auf den Gipfel ungeahnten Glanzes gelangen sollte.

Da er noch Gymnasiast war, vermutete keiner seiner Lehrer und Mitschüler, daß aus ihm etwas Besonderes werden würde.

Michaelis 1824 war der Vierzehnjährige auf die Gelehrtenschule nach Friedland in Mecklenburg-Strelitz gekommen und blieb dort bis Ostern 1828. Zu seinen Kompenälern zählte Wilhelm Mayer — verstorben als Stadtältester in Stettin —, der selbst sehr hübsch plattdeutsche Anekdoten erzählen konnte. Ihm zeichnete Reuter beim Verlassen der Anstalt ein häßliches Weib auf ein — in diesem Buche treu reproduziertes — Albumblatt und schrieb dazu die Mahnung: „Nimm nie solchen alten Saubesen, der Dir die Hölle auf Erden bereiten könnte, zu Deiner geliebten Ehehälfte,“ darunter als Gegengewicht: „Vivant omnes virgines, faciles, formosae!“ — Ein anderes Stammbuchblatt enthält den Rat:

Kommst Du in Liebesfehde,
Und macht Dir eine Spröde
Durch ihren Korb Verdruß,
So nimm das Abschiedsblättchen
Von ihren spröden Pfötchen
Getrost zum Fidibus!

Daneben in Aquarell das Bildnis eines Jünglings, mit der Strophe:

Du bist ein flotter Bengel,
Das ist ja allen klar;
Nur schade, daß kein Pfeifenstengel
Dir Freude je gebar.

Der den Tabak Verschmähende heißt Franz Runge. Er wurde später als Burschenschafter in Jena und Heidelberg ebenfalls in die Demagogenhetze hineingezogen, gab das theologische Studium auf und starb, mit Kirchengeschichte und Oratorienmusik beschäftigt, hochbetagt als Privatgelehrter. Das zum Abschied empfangene Blatt hat dadurch einen erhöhten Wert, daß auf die Rückseite die wohlgelungene Silhouette Fritz Reuters als Friedländer Gymnasiast geklebt ist; man wird diesen Schattenriß mit gleichzeitiger Unterschrift nicht ohne Interesse betrachten.

Ein dritter Klassenbruder Hilgendorff, mit Vornamen Wilhelm, aber stets Fritz genannt, später Gutsbesitzer auf Klein-Tetzleben bei Treptow, mit dem Reuter öfter zusammentraf,*) erhielt den nachstehenden, aus Körners Lied frei übernommenen Anfangsvers:

Es blinken drei freundliche Sterne
Ins menschliche Leben hinein;
Die Sterne sie blinken so traulich,
Sie heißen Lied, Liebe und Wein.

Ein — mit braunen Wasserfarben auf grünem Grunde dazwischen gemaltes — galloppierendes Roß wird also besungen:

Das Wasser giebt dem Hengste Kraft,
Dem Burschen Punsch und Rebensaft;
Drum, lieber Fritz, trink Punsch und Wein;
Wer Teufel wollt' ein Zugpferd sein?

Darunter lesen wir: „Memorandum: Unsere Reise nach Malchin, die Nacht in Treptow. Kopmann! höllst du dat Muhl nich! Kommerce und andere Suiten. Zur Erinnerung an Deinen Freund F. Reuter. Wo er wohnt, weißt Du ja."

---

*) Vergl. meine „Reuter-Studien" S. 196, „Reuter-Tage" Bd. II, S. 99 folg.

Doch nicht mehr lange; denn bald mußte der lustige Mitschüler seine Wohnung wechseln, das Friedländer Gymnasium mit dem zu Parchim vertauschen, wo er Ostern 1828 in die Sekunda eintrat und bis zum Abgang auf die Universität Rostock, Herbst 1831, weilte. Auch aus dieser Zeit existieren noch Albumblätter und Porträts.

Besonders nahe stand ihm August von Restorff, dessen Vater Reuter in Bleistift gezeichnet und in dessen Stammbuch er das folgende Gedicht eingetragen hat:

So lang man nüchtern ist,
Gefällt das Schlechte,
Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte;
Nur ist das Übermaß
Auch gleich zu Handen.
Restorff, o, lehre mich,
Wie Du's verstanden!

Denn meine Meinung ist
Nicht übertrieben:
Wenn man nicht trinken kann,
Soll man nicht lieben;
Doch sollt ihr Trinker euch
Nicht besser dünken,
Wenn man nicht lieben kann,
Soll man nicht trinken.

Trunken müssen wir alle sein!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
Trinkt sich das Alter wieder zur Jugend,
So ist es wundervolle Tugend.
Für Sorgen sorgt das liebe Leben,
Und Sorgenbrecher sind die Reben.

In der Mitte befindet sich eine Tuschzeichnung: auf einem Fasse sitzt ein Bursche, in der linken Hand den Cylinderhut schwenkend, in der rechten ein gefülltes Weinglas hochhaltend, mit dem sehr klein und zierlich, am geöffneten Munde sichtbaren Ausruf: Vivat Friedrich Wilhelm III! — Das ist gewiß interessant, wenn man bedenkt, daß Preußens König den Mecklenburger, der dies Lebehoch hier so fleißig und liebevoll, wie gestochen, aufs Papier gebracht hat, wenige Jahre nachher als Burschenschafter wegen „Hochverrats“ zum Tode durchs Beil verurteilte, zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigte. Nicht minder merkwürdig dürfte sein, daß derjenige, dem Reuter Bild und Blatt widmete, „beinahe“ sein „Gefangenwärter“ geworden wäre. Der



F. Reuter

7 Novembr 1810 Stavenhagen

Fritz Reuter als Friedländer Gymnasiast.

Schattenriß mit gleichzeitiger Unterschrift.

junge Restorff trat nämlich in die preußische Armee und wurde Platzmajor der Festung Glogau, wo Reuter, freilich früher, interniert war. Das im Herbst 1830 geschriebene Stammbuchblatt bietet noch auf der Rückseite eine Eintragung in Prosa; sie lautet: „Soll ich aus Schriftstellern abgeschmackte Verse und Reime borgen, um von Dir nicht vergessen zu sein? Nein, das klingt ins Ohr! Das klingt nicht zum Herzen! Wenn der Mund das dem Herzen entsprossene Wort ‚Vergiß mich nicht‘ spricht, so klingt es schöner, als ein Gedicht von Goethe und Schiller, das die Brust nicht empfindet, nicht begreift, nur die schreibselige Feder schreibt, — um vergessen zu werden. Und nimmer, so hoff' ich, vergißt Du mich, nimmer vergissest Du die Stunden, die wir so fröhlich verlebt!" Ein freundlicher Stern hat beide, wie wir sehen werden, später zwar wieder zusammengeführt, aber ein grausames Geschick sie leider bald darauf durch den Tod geschieden.

Einst in einer schwermütigen Liebesstimmung schrieb er bei seinem Schulkameraden Hermann Heinrich Petters mit Bleifeder auf ein Blatt Papier das folgende kleine Lied:

Am rauschenden Strome, da sitzet die Maid
Mit wildem, gelösetem Haar,
Durchschweift mit den Augen die Fluthen weit,
Durchwühlet die Wogen so klar,
Den Bräutigam sucht sie im fluthenden Grab,
Der längst den Schwur der Treue ihr gab,
Der heut' zu der Kirche sollt' führen sie —
O, arme Marie!

Mein Robert, wo weilst du in Grabesfluth,
O, sag' mir's, o, sag' mir's doch schnell!
Dort unten bei dir es sich lieblich ruht,
Mein Robert, o, führ' mich zur Stell!
Hier oben im Sonnenlicht glüht mir das Hirn,
Das Herz mir verdorret das tück'sche Gestirn,
Zu kühlenden Fluthen hinunter doch zieh'
Die arme Marie!

Heut' Morgen noch gabst du der Rosen mir zwei
Gewachsen an einem Gezweig,

Zum Zeichen der ewigen Liebe und Treu,
Mein Robert, wie war ich so reich!
Du heuchelnde Woge, o, bring' ihm zurück
Die Rosen, mit ihnen mein irdisches Glück,
Daß auch im Tode vergesse er nie
Die arme Marie.

Am andern Morgen, da hatt' ihr der Tod
Die Rosen der Wangen gepflückt,
Doch ist mit den frischesten Rosen so roth
Ihr liebender Busen geschmückt.
Ihr Robert war kommen in heimlicher Nacht
Und hatt' ihr die Rosen zurücke gebracht;
Im dunkeln Jenseits gedacht er an sie,
An seine Marie.

Diese an schottische Melodien erinnernden Strophen sind immerhin bemerkenswert und verdienen einen Platz unter Reuters Jugendgedichten.

Im allgemeinen war seine Gymnasiastenzeit zu Parchim eine überaus glückliche. Es herrschte ein ausgesprochenes gesellschaftliches Leben in der Vorderstadt. Die Bürgermeister Koß und Wüsthoff gaben in jedem Winter je zwei Thés dansants; auch Direktor Zehlicke war ein großer Freund der Geselligkeit; die jungen Mädchen verkehrten viel und gern in seinem Hause. Die Primaner spielten eine Hauptrolle, da es sonst an jugendlichen Herren mangelte. Fritz Reuter war kein guter Tänzer, aber bei dem schönen Geschlecht wegen seines Humors sehr beliebt, auch als Poet und Porträtist schon damals geschätzt. Mit Vergnügen erinnerte er sich nachmals, so oft er als berühmter Mann nach Parchim kam, bei den alten Freunden und Freundinnen der fröhlichen Vergangenheit, und noch bei seinem letzten Besuche daselbst küßte er die gleich ihm frisch und jugendlich empfindenden Matronen der Reihe nach zärtlich ab.

Seine Parchimer Herzensdame hieß Adelheid und war die Tochter des ersten Bürgermeisters Geheimen Hofrat Georg Friedrich Wüsthoff und seiner Gemahlin Sophie, geb. Bartels, die beide noch

bei den älteren Einwohnern in gutem Andenken stehen. Wüsthoff, der mitten in Ausübung seines Berufes als Deputierter beim engeren Ausschuß, im 73. Lebensjahre, am 29. Juli 1845 zu Rostock vom Tod ereilt wurde, hatte sich in Kriegs- wie Friedenszeiten um Stadt und Land verdient gemacht, sich speziell auch um die Angelegenheiten des Gymnasiums gekümmert. Jovial und gemütlich machte er im gastfreien Hause den liebenswürdigsten Wirt, wobei seine vortreffliche Gattin es an Speise und Trank nie fehlen ließ; am runden Theetisch der „Frau Hofrätin" lernte der Primaner seine Adelheid näher kennen.

Dieselbe, geboren am 21. April 1812, zählte, da er sie anzubeten begann, siebenzehn Jahre. Ihr Name ist mit der Jugendgeschichte unseres Dichters in unzertrennliche Verbindung getreten. Ihm war sie mehr als eine gewöhnliche „Schülerflamme"; im „gräflichen Geburtstag" und in der „Festungstid" erzählt er von seiner Schwärmerei für des Hofrats blondes Töchterlein. Die Schöne scheint seine Huldigungen nicht zurückgewiesen zu haben; sie müssen ihr jedenfalls nicht gleichgültig geblieben sein, was aus der Thatsache hervorgeht, daß sie ein auf geschmackvoll mit Goldverzierung umrändertem Quartblatt fein säuberlich prangendes Poem des jungen Seladon bis an ihr Lebensende sorgsam gehütet, häufig hervorgeholt und wieder gelesen hat. Es ist ganz im Ton und Rhythmus von Schillers „Klage der Ceres" gehalten, ja der Anfang fast wörtlich herübergenommen und lautet:

Als sie ferne war.

Ist mir nichts von ihr geblieben;
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben?
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Frohsinn, zwischen Schmerz?
Hab' ich keinen treuen Boten
An ein mir verwandtes Herz?
Nein! nicht ganz ist sie entflohen,
Nein! nicht ganz sind wir getrennt,
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt.

Diese Sprache ist die Seele,
Die sich über Länder schwingt,
Und die über die Befehle
Des Geschicks den Sieg erringt.
Schon gehoben ist der Flügel!
Schon verlassen ist die Welt,
Die wie einen Grabeshügel
Dunkel nur die Sonn' erhellt.
Schwing' dich auf zu jenen Sternen,
Wo die Freude ewig wohnt!
Schweb' mit mir in jenen Fernen,
Wo die Trauer nie gethront!

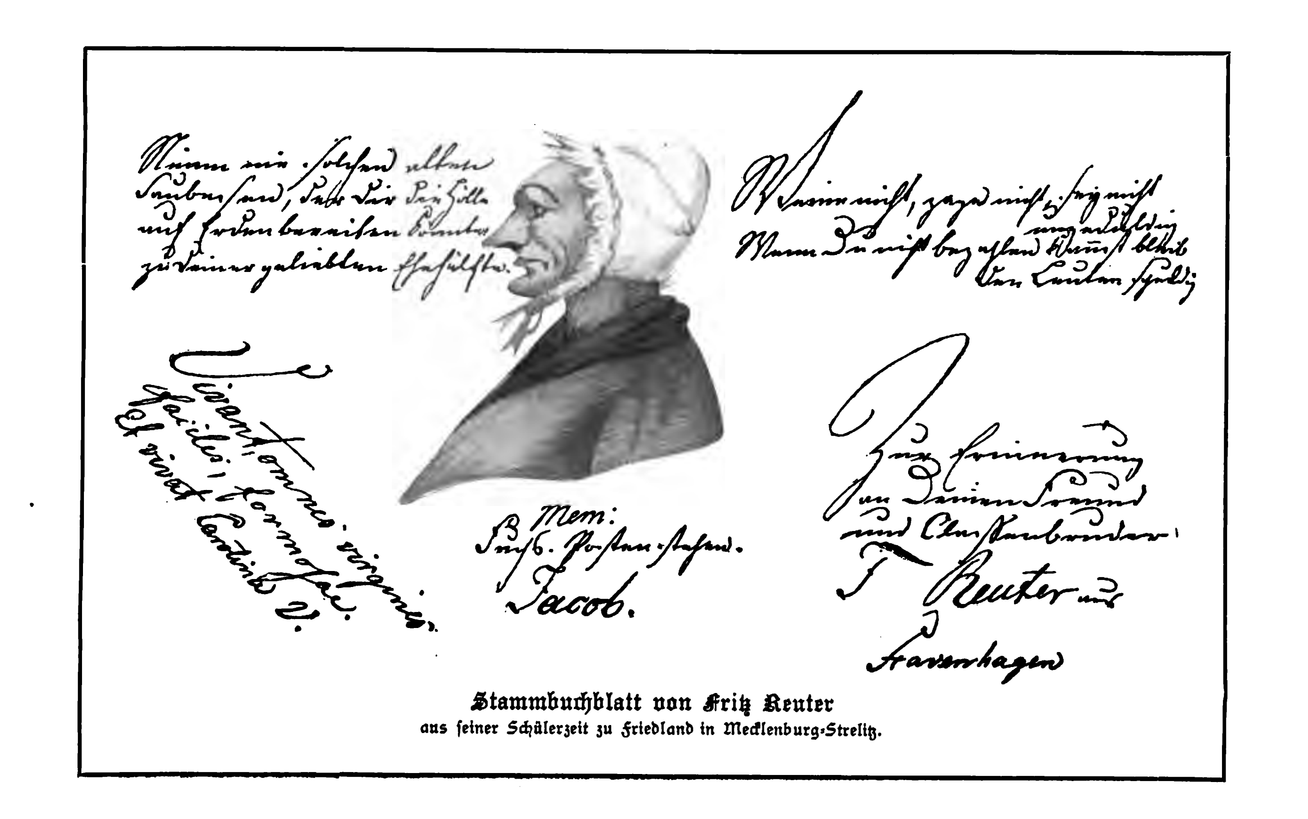
Ewig möcht' ich mit dir wallen
In der Phantasien Land,
Durch die hehren Himmelshallen,
Hochgewölbt von Phöbus Hand.
Komm! verlaß das öde Leben,
Kehr' in meinen Himmel ein!
Laß aus längst gepflanzten Reben
Trauben mir gewonnen sein!
Alle Wünsche send' ich nieder,
Die die Hoffnung mir verspricht;
Alle, alle kehren wieder
Mit bethräntem Angesicht.

Konnten sie es dort wohl wagen,
An der Freude Weihaltar,
Meinen Gruß Dir anzutragen,
Da die Wehmuth sie gebar?
Konnt' zu meinem stillen Himmel
Dich die Thräne laden ein?
Aus der Schönheit Glanzgewimmel
Liebe dir den Flügel leih'n?
Nein! sie kehrten alle wieder
Zu dem Trauernden zurück;
Wo die Freude singet Lieder,
Flieht der Schmerz mit scheuem Blick.

Warum habt ihr mich verstoßen
Aus dem Reich der Phantasie,
Mich den Armen, Hoffnungslosen?
Himmlische! Vergebt Ihr nie,
Daß der Mensch in seinem Traume
Stellte sich Euch Ew'gen gleich,
Schwang sich aus dem engen Raume
In des Ideales Reich?
Nimm mich wieder, Mutter Erde!
Komm du mitleidsvolle Brust!
Daß von mir vergessen werde
Sel'gen Traumes kurze Lust!

Wahrscheinlich stammt dies schwung- und stimmungsvolle Lied aus den ersten Tagen nach dem Abschied von Parchim und von ihr, die jetzt fern, nachdem er die Schwelle der Rostocker Universität überschritten hatte. Aber auch dort fuhr er fort, sich an seiner Flamme zu wärmen, für sie zu schwärmen. Die Muse des Gesanges vereinte sich mit der „schwarzen Kunst" des Zeichnens, und letztere zauberte ihm der Geliebten Bild aus dem Gedächtnis aufs Papier: ein hier ganz getreu wiedergegebenes Porträt in Kreide,*) aus dem Besitze

*) Von anderer Seite ist es, eigenmächtig umgemodelt, veröffentlicht und damit der intime Reiz dieser Jugend- und Dilettanten-Arbeit verwischt worden. Warum? „Es sei ganz verzeichnet; für die Reproduktion habe Künstlerhand die Mängel entfernt, und nun erscheine Adelheid etwa so, wie sie Reuter im Gedächtnisse vorschwebte." Mit Recht fragte die Frankfurter Zeitung, woher das der Schreiber und sein Künstler wisse?!



Stammbuchblatt von Fritz Reuter
aus seiner Schülerzeit zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz.

seines Kommilitonen Julius Wiggers, der jetzt noch in hochgesegnetem Greisenalter als Professor, in politischen wie wissenschaftlichen Kreisen bestens bekannt, zu Rostock lebt.

Derselbe berichtet brieflich: „Während meines zweiten Halbjahrs in Rostock war auch Fritz Reuter akademischer Bürger. Er wohnte im Hause der Lagerstraße, welches die Stadtbuchnummer 1491 führt. Durch unsere beiderseitige Bekanntschaft mit der Familie des Bürgermeisters Wüsthoff, dessen Tochter Adelheid seit Reuters Parchimscher Schulzeit der Gegenstand seiner Verehrung war, bahnte sich zwischen ihm und mir wie von selbst ein freundschaftliches Verhältnis an, welches mir zunächst die Frucht trug, daß, als er Ende des Semesters nach Stavenhagen in das Haus seines Vaters ging, um nach Ostern die Universität Jena zu beziehen, er ein von ihm aus der Erinnerung ausgeführtes Brustbild der Adelheid mir hinterließ. Es war indessen dabei weniger darauf abgesehen, mir eine Freude zu bereiten, als, woraus er auch kein Hehl machte, den Augen des Vaters eine Kunstschöpfung vorzuenthalten, welche von diesem nur zu leicht als Beweis angesehen werden konnte, daß sein Sohn sich mit der Rechtswissenschaft nicht so ernsthaft beschäftigt habe, wie es den väterlichen Wünschen entsprach."

Adelheid Wüsthoff schloß übrigens später, am 20. Mai 1847, einen Herzensbund mit Herrn Hermes in Malchow; Fritz Reuter folgte ihrem Beispiel, indem er am 16. Juni 1851 sein geliebtes „Luising" heimführte. Lange hatten beide von einander nichts direkt gehört, bis der Dichter seiner Jugendfreundin „De Reis' nah Belligen" Weihnachten 1855 schickte mit der Widmung: „Zur Erinnerung an eine längst vergangene, aber nicht vergessene Zeit." Darauf schrieb die Hochbeglückte und schüttete ihr Herz aus: welch' harte Schicksalsschläge sie getroffen. Zu ihrem Kummer ließ eine Antwort recht sehr auf sich warten. „Da habe ich nun schon fast seit Jahr und Tag einen gewissen Brief auf grünem Papier, den ich so oft gelesen, daß ich ihn beinah auswendig weiß," schrieb ihr Reuter im Dezember 1857. „Ich muß zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich die Absicht hatte, diesen letzten Sommer eine Reise nach Malchow zu

machen, um Adelheid Wüsthoff wieder zu sehen. Nun, auf ein andermal! Sie können sich wohl denken, daß ich von allen Seiten her Erkundigungen über Ihre Lage eingezogen habe; es war nicht tröstlich, was ich in der Zeit, seit wir uns nicht gesehen, über dieselbe erfuhr; aber so grausam, wie ich jetzt leider unterrichtet bin, hätte ich nicht geahnt, daß das Schicksal mit dem heiteren Frohsinn Ihrer Jugendzeit schalten würde. Arme Freundin, was müssen Sie gelitten haben! Aber Ihr herzlicher Brief zeigt mir auch, daß Sie Trost gefunden, und das ist ja der einzige Stab, an welchem das geschlagene Gemüth sich aufzurichten vermag, und dann vor allem, daß Sie Liebe gefunden haben.... Sagen Sie Ihrem kleinen Julius, daß er noch irgendwo einen alten Onkel habe, der es 'mal recht sehr gut mit seiner Mutter gemeint habe, der noch oft, recht oft der hoffnungsreichen Jugendzeit gedenkt, und der es gern anerkennt, daß die liebliche Erscheinung von Ate Wüte die ersten Keime der Poesie in seinem Herzen erweckten.... Sie erhalten hierbei zwei neue Schriftchen, von denen das eine ‚Onkel Jochen rc.‘ heiterer, das andere ‚Kein Hüsung‘ sehr ernster Art ist. Das letztere ist von der Junkerpartei und den hyperchristlichen Priestern auf das Heftigste angegriffen worden, und habe ich dies bei der Bearbeitung vorausgesehen; es berührt die wundesten Stellen unserer Gesetzgebung und unserer Gesellschaft zu schonungslos, als daß die Gewaltigen dieser Welt nicht etwas zusammenzucken sollten. Dafür ist mir aber die glänzende Genugthuung geworden (ich schreibe dies nur, weil ich weiß, daß es Ihnen Freude machen wird), daß das beste und schärfste kritische Journal Deutschlands, das deutsche Museum von Prutz, meinem litterarischen Wirken einen langen Artikel widmet, in welchem die beiden Werke einer gründlichen Besprechung gewürdigt worden sind, und worin mit dürren Worten gesagt ist, daß ich mich dreist den besten humoristischen Schriftstellern Deutschlands an die Seite stellen darf. Vor allem wird ‚Kein Hüsung‘ gelobt. So etwas ermuthigt und treibt an zum Bessermachen. Ich habe deshalb auch schon wieder ein neues Lustspiel, ‚Die drei Langhänse‘, vom Stapel laufen lassen und hoffe, daß dasselbe zur Aufführung kommen werde; gedruckt ist es noch nicht. —

Sie fragen, ob ich Kinder habe? Leider, nein. Gott hat mir in meiner lieben Frau Luise Kuntze, Tochter des noch lebenden Pastor Kuntze zu Roggenstorf bei Grevesmühlen, eine liebe herzliche Gattin gegeben, die mit liebevoller Sorge meine menschlichen Gebrechen trägt und mir meine Häuslichkeit verschönt. Meine Stellung im Leben ist eine freie, aber zuweilen auch sorgenvolle; indessen bin ich aus tiefstem Herzen dankbar für das, was ich habe und neide Keinen. — Nun, liebe Adelheid, nehmen Sie die kleine Gabe als ein Weihnachtsgeschenk, lesen Sie Erinnerungen an die Jugendzeit heraus und vergessen nicht, daß Sie in mir einen Freund besitzen, der Ihrer immer eingedenk sein wird."

Einen zweiten Brief von ihr, nach inzwischen stattgehabtem Wiedersehen, beantwortete der Dichter ebenfalls erst spät, am 5. Januar 1861: „Vorige Weihnachten ward ich durch einen längeren, unerwarteten Besuch gestört, und gleich nach Neujahr starb mein Schwager Dr. Jenning in Schwaan, das hatte denn verschiedene Reisen zur Folge; und diesen Weihnachten war ich selbst so unwohl, daß ich an nichts denken mochte und konnte. Nun ist ja mit dem neuen Jahre die alte Gesundheit, Gottlob, wieder eingekehrt und mit ihr die Lust zur Arbeit. Mein nächstes Werk, welches Ihnen sicher nicht so gut gefallen wird als die beiden letzten, hierbei folgenden, ist ein satyrisches, in welchem die politischen und sozialen Zustände unseres Landes gegeißelt werden. Das ist nichts für Ihren nachsichtigen, verzeihenden Sinn." Als Gegengabe kam eine Sendung Krebse. „Nicht wahr," heißt es in dem Dankbriefe vom 28. Oktober, „der Fritz Reuter ist doch ein sehr ungeschliffener Bursche geblieben, nicht einmal bedankt hat er sich! Es ist wahr, und mein Gewissen hat mir oft geschlagen; dafür will ich es aber nun auch recht von Herzen gethan haben, und der beifolgende Unsinn mag mein stummer Fürbitter sein. Er sollte eigentlich mit weißer Krawatte und weißen Glacé-Handschuhen auftreten, da es jetzt in Mecklenburg so Mode ist; aber ich hoffe doch, Sie werden ihn auch in gelbem Nanking gelten lassen." — Aus den übrigen Billets an Adelheid, meist kurzen Begleitzeilen zu Widmungsexemplaren, ist ein Passus, die „Stromtid" betreffend,

bemerkenswert: „Fürchten Sie nicht beim ersten Kapitel, daß die traurige Stimmung desselben sich durch das Ganze hindurchziehen wird; es wird lustig genug werden. Der zweite Theil, den ich jetzt in Angriff nehme, wird allerdings auch wieder Manches von Trauer enthalten, aber das Ende wird doch wieder heiter, wie es im Menschenleben eigentlich immer sein sollte.“ — Ein abermaliges frohes Wiedersehen, das letzte, wurde Ende Januar 1869 gefeiert. Reuter kam von Bad Stuer, wo er die Wasserkur gebrauchte, nach Malchow. Vierzehn Jahre nach seinem Heimgange starb Adelheid, am 24. Juni 1888.

Als den schönsten Abschnitt seiner Jugendzeit hat nachmals unser Volksschriftsteller den Aufenthalt als Schüler in Parchim bezeichnet. Es schlossen sich daran die flotte Studentenzeit in Rostock und Jena, die bitterböse Festungszeit zu Silberberg, Glogau, Magdeburg, Graudenz und Dömitz, die aufs neue Lebensmut und Gesundheit bringende Landmannszeit in Mecklenburg und Pommern.

Vor Antritt dieser „Stromtid“, nach einer verfehlten Wiederaufnahme des juristischen Studiums zu Heidelberg, ruhte sich Fritz Reuter im Sommer und Herbst 1841 bei seinem Oheim, dem Pastor Ernst Reuter in Jabel, aus. Dies freundliche Kirchdorf unweit Malchow ist 1859 der Raub einer Feuersbrunst geworden; unversehrt blieb bloß im Pfarrgarten eine Eibe, unter deren Schatten der zukünftige Poet gern saß, wohl der älteste und stärkste Taxus Norddeutschlands, wie zusammengewachsen aus drei Bäumen, mit herrlicher Krone, einen prachtvollen Anblick gewährend. Zwischen den drei Hauptästen befindet sich leider eine tiefe Höhlung, so daß über lang oder kurz dieser Überrest eines mecklenburgischen Urwaldes auseinander zu brechen droht. Unter den Wipfeln dieses Baumriesen haben einst auch oft gesessen der originelle Küster Heinrich Suhr und sein Dürten (Dorothea). Zu den im zweiten Bande meines Buches mitgeteilten Anekdoten über dies prächtige Ehepaar hat Herr Kirchenrat Tarnow in Gögelow amüsante Ergänzungen mir anvertraut, sowie ein höchst charakteristisches Doppelbild. „Der alte Suhr war,“ berichtet der Geistliche, „eine sehr würdige Erscheinung, in tadellosem Anzuge am Sonntag, mit weißer Binde, die Präzision selbst in seinem Küsterdienst. Die Orgel konnte



Herr von Restorff in Parchim.

Nach einer Bleistiftzeichnung von Fritz Reuter.

er nicht spielen, war aber musikalisch; freilich hatte er bisweilen Malheur mit dem Einsetzen eines Liedes. Dann hörte er, so bei einer größeren Taufgesellschaft im Gotteshause, plötzlich auf, sagte laut: ‚ist falsch!‘ und setzte frisch ein. — In rührender Geduld trug er sein langes Leiden; allmählich ganz gelähmt, konnte er nicht allein essen, kein Glied rühren. Wie er einmal in heftigen Schmerzen lag, sang er plötzlich mit starker Stimme: ‚Mein Schatz ist am Rhein.‘ — Mitunter trank er etwas reichlich. Als ich es das erste Mal erlebte, sagte ich ihm: ich hätte diesen seinen Fehler gekannt, ehe ich nach Jabel gekommen wäre, und mir vorgenommen, das ihm gleich, wenn ich es bemerkte, zu sagen. Er beteuerte: ‚Herr Pastor, es wird nicht wieder vorkommen.‘ Es kam aber doch wieder vor. Ich traf ihn einmal lesend: ‚Was lesen Sie?‘ Antwort: ‚Napoleons Werke.‘ Ich sah nach; es war Napoleons Leben von Walter Scott. — Ein Junge in der Schule sagte das zweite Gebot auf; er wußte nichts. ‚Du sollst — du sollst‘ — so mußte Suhr jede Silbe vorsprechen. Als er nun zum Schlusse kam: ‚Der Herr wird den nicht ungestraft lassen‘ —, da rief er: ‚nicht ungestraft lassen — nicht ungestraft lassen‘ — und schwang sein Scepter kräftig über dem Knaben. — Einst hatte er bemerkt, daß ein Knecht seinem Dienstmädchen nachstellte. Er beobachtete, wie der Bursche in einen Stall schlich, um von dort aus die günstige Zeit zum Rendezvous abzuwarten, lief hin, schloß die Thür von außen und ließ den lockeren Vogel die Nacht drin sitzen. Am andern Morgen öffnete er mit dem Ruf: ‚kumm 'rut!‘ — Ein großer Freund vom Angeln, ging der Alte dabei über das Erlaubte hinaus. Sein Garten stieß mit einer kleinen Wiese an den See, dort war eine Lieblingsstelle zum Laichen der Hechte. Dann paßte er auf und suchte sie zu schlagen. Ich verwies ihm das eines Tages. Er versetzte: ‚Ich könnte nicht anders thun, sonsten rungenieren mir die Hechte die Wiese, indem daß sie das Gras niederwühlen thäten.‘ Er hatte mit Reuter einmal debattiert, daß Fett im Wasser oben schwimme. Die Probe sollte gemacht werden, wohl auf des Letzteren Betrieb, mit einer Speckseite. Suhr holte eine solche heimlich aus der Rauchkammer seiner Frau, die ihn mit dem kostbaren

Nahrungsmittel abziehen sieht und, entrüstet, nicht rasch genug folgen kann. Sie sieht am Ufer das Boot in See stechen und wie das schöne Stück Schwarte ins Wasser gelassen wird — vorsichtig — und verschwinden auf Nimmerwiederkehr! Die gestrenge Gattin soll dem Ärmsten einen schweren Stand gemacht haben. — Übrigens hatte sie es Reuter sehr übel genommen, daß er ihren Heinrich in seinen Dichtungen so benutzt hatte, söhnte sich aber später damit aus, als von vielen Seiten Geld und Liebesgaben, besonders nach dem Brande, eintrafen. — Gefragt, wie es eigentlich mit ihrer Verheiratung zugegangen wäre, erwiederte Dürten: ‚De Mann was mi just so reizend nich, äwer de schöne Landstehr'; sie war nämlich mit einem Schäfer verlobt gewesen, zog nun die Küsterei vor. Die Schäfer mußten damals häufig umziehen, das gefiel ihr nicht."

Von Jabel kam Reuter zum Beginn seiner „Stromtid" auf das in der Nähe Stavenhagens gelegene gräflich Hahn'sche Gut Demzin. Dort wirtschaftete als Pächter Franz Ferdinand Rust, ein feingebildeter Mann, Göttinger Studiengenosse des Grafen Friedrich Hahn-Basedow, Gemahls der vielgenannten Schriftstellerin Ida Hahn-Hahn. Das Herrenhaus und die Poetenlaube mit dem Steintisch wird man gern betrachten, auch die Bildnisse von Herrn und Frau Rust.

Die Tochter Wilhelmine („Mining"; ihre Schwester „Lining" ist leider längst tod*) schreibt mir dazu: „Reuters Augen haben oft auf den Ölporträts geruht. Unser in Hildesheim am 10. Juli 1800 geborener Vater starb allzufrüh, am 7. Oktober 1856. Er hatte mit seinem Freunde Grafen Hahn mehrere Jahre auf Reisen zugebracht, in Österreich-Ungarn, England u. s. w., wahrscheinlich um die Pferderassen zu studieren; darnach wurde in Basedow das berühmte Gestüt begründet. Eine Stunde von dort, auf dem Gute Liepen, lernte er meine Mutter Luise Christine Elise Peters kennen und vermählte sich mit ihr am 28. Februar 1830, blieb noch zwei Jahre gräflicher Stall-

---

*) Ihre von Reuter gefertigten Porträts und freundliche Erinnerungen finden sich im zweiten Bande meiner „Reuter-Tage", S. 72 folg. — Hier noch ein ebenfalls in Demzin auf Holz gemalter „Tyroler Schütze".

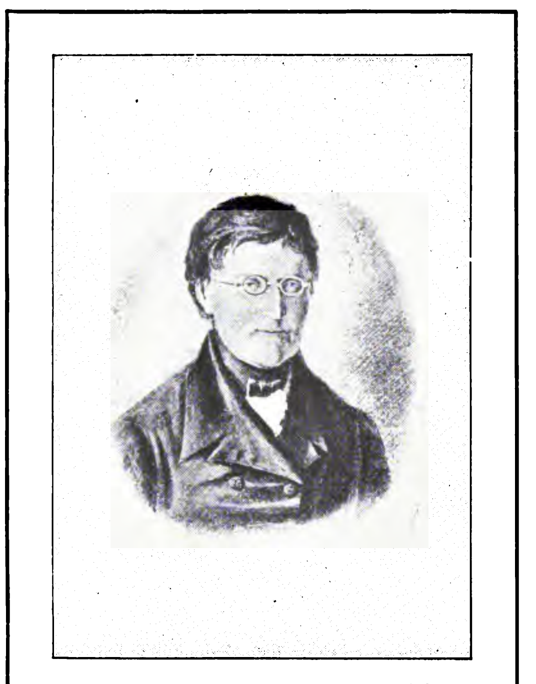
meister mit dem Wohnsitz im Faulenroster Schlosse und pachtete alsdann Demzin. Ein selten glückliches Familienleben herrschte im Hause: Vater eine Frohnatur, in allem nur das Schöne und Gute erblickend, der die Mutter auf Händen trug, sie mit jedwedem umgab, was unser Dasein schmückt; sie, die Sinnige, Ernste, zarten, schwächlichen Körpers, weshalb sie immer geschont werden mußte und bloß die Aufsicht über den freilich großen Haushalt führen durfte. — Und nun das stattliche Haus mit dem ausgedehnten Garten, am Eingange das Vogelbauer mit dem Raben, der jeden anrief: ‚Wo willst du hen? wo heitst du?!‘ — Es verkehrten bei uns sehr viele Menschen, oft von fern her, so daß Reuter gar eine Fremdenliste anlegte. Ich sehe ihn im Kreise Abends beim Toddy, heiter lachend, aufmerksam lauschend bei den Erzählungen Vaters, ihn zu neuen Schnurren und Scherzen anregend. Papa war recht musikalisch. Als einst beim fröhlichen späten Zusammensein — wir ‚Druwäppel‘ hatten uns, natürlich auf Onkel Reuters Veranlassung, ins Zimmer geschlichen und schon gesungen — ihm eine Melodie entfallen war, fragte er Reuter: ‚wie war's doch, wie ist doch gleich die Melodie?‘ — und unser Freund, der wohl Frau Musika liebte, aber keinen Ton hervorbringen konnte, präludierte etwas: so—o—so—o—o— ist's, Herr Ru—u—st!‘ und plötzlich ging sein Singsang in Schnarchen über. Unser Held hatte unter allgemeinem Gelächter seine Aufgabe gelöst. — — Gewiß hat er unter den urwüchsigen charakteristischen Gestalten, den Predigern, Schulmeistern, Inspektoren, Wirtschaftern und Volontären der Begüterungen ringsum, die im gastlichen Demzin Zutritt fanden, manchen aufs Korn genommen für seine Dichtungen, manche Redensart sich gemerkt, manche Bräsig-, Nüßler-, Triddelfitz-Studie gemacht. Einst war Gesellschaft. Wir Kinder hatten Tanzstunde gehabt und sollten nun zu den Tanzweisen, die unser Volontär auf dem Klavier spielte, das Erlernte zeigen. Alle saßen erwartungsvoll. Mein jüngster dreijähriger Bruder hatte sich hereingeschlichen und betrachtete neugierig, von einem zum andern gehend, die Anwesenden, die ihm Unbekannten nach ihrem Namen fragend. Da kommt er an einen Hofbesitzer, der zusammengekauert, von seiner Ehehälfte fast ver-

deckt, ihn freundlich anglotzt. ‚Wo heißt Du?‘ fragt Fränzchen. Keine Antwort. ‚Wo heißt Du?‘ — Der Mann grinst wieder, sagt aber nichts. Da trippelt der Kleine weiter, kehrt dann plötzlich um, stellt sich vor den immer gleichmäßig Lächelnden hin und ruft, ärgerlich über dies stumme und dumme Grienen: ‚Wat sall einer dorbi dauhn? — büst'n Schapskopp!‘“

Franz Rust, der jetzt in Amerika lebt, auf dem Gebiete der Mathematik und analytischen Mechanik wissenschaftlich arbeitend, hat nicht minder interessante Beiträge beigesteuert: „In der Person des Kammerrath von Rambow glaube ich meinen Vater wieder zu erkennen, mit manchen seiner Schwächen hat er auch Material für Axel geliefert. Seine ausgesprochene Vorliebe für das edle Roß kommt in Axels Pferdenarrheit zum karrikierten Ausdruck, und ‚Ein Herr, der so Ausgezeichnetes in der Pferdezucht geleistet hat, ist unstreitig ein gebildeter Mann‘ (Stromtid) ist der direkte Ausdruck seiner Meinung.“ — Über die Gründe von Reuters plötzlichem Abgange von Demzin, nach vierjährigem Aufenthalte daselbst, schwebte bisher undurchdringliches Dunkel, das der Inhalt eines Schreibens zu lichten vermag, welches, freilich nur widerstrebend, Herr Rust der Jüngere mir anvertraut hat. Auch ich habe lange geschwankt, ob ich dasselbe veröffentlichen dürfe, zumal die Nachschrift der an den alten Herrn Rust gerichteten Zeilen befiehlt: „Zeigen Sie niemandem diesen Brief außer Ihrer Frau!“ Allein Fritz Reuters Leiden — die einzige, noch dazu unverschuldete Schattenseite in diesem sonst so reinen Charakter — ist zu bekannt; kein menschlich empfindender Leser wird darum schlecht von ihm denken, indessen wohl das innigste Mitgefühl mit ihm hegen. Die Pflicht des Historikers aber ist es, kein ihm zu Händen kommendes Dokument, das der Wahrheit dient, unbeachtet zu lassen. In solcher Erwägung teile ich denn den Brief vom zweiten Weihnachtstage 1845 hier, wie folgt, mit:

„Bester Herr Rust,

Meinen Entschluß, Sie heute ohne Abschied zu verlassen, werden Sie gewiß sehr auffallend, wo nicht unartig finden; er wird Ihnen aber minder sonderbar



Geh. Hofrat Bürgermeister Wüsthoff
in Parchim.



Frau Bürgermeister Sophie Wüsthoff
in Parchim.

erscheinen, wenn ich Ihnen auseinandergesetzt haben werde, weshalb es geschehen mußte.

Ich weiß nicht, ob Sie sich jemals in einer Stimmung befunden haben, worin man dem Wahnsinn nahe ist, — ich glaube nicht; ich weiß aber, daß ich es bin, daß mein Unheil und mein Unrecht mich in diese schreckliche Verzweiflung gestürzt haben; ich glaube an nichts mehr, als an eines, und dieses Eine kann ich nie erreichen. Körperlich unwohl, geistig krank, von Reue zerrissen, von einem Plan zu meinem Glück auf den andern übergehend und dann alle, als unausführbar von mir stoßend, bin ich ein Spielball der schrecklichsten Gedanken und Befürchtungen. In einem solchen Gemüthszustande kann ich Ihnen nichts nützen, ich kann Ihnen nicht einmal erträglich sein; warum sollte ich, zum Dank für die mir erzeigte Güte, Ihnen zur Last fallen, die, so groß auch Ihre Freundlichkeit gegen mich stets gewesen ist, dennoch Ihre Geduld erschöpfen würde? Ich kann daher nicht anders, ich muß fort von Ihnen, ich muß noch heute fort; um durch meine trübe Stimmung den Kleinen ihr Fest nicht zu stören, bin ich auch gestern nicht hinabgegangen. Und wenn ich auch allenthalben, wohin ich immer kommen mag, diese Stimmung mitbringen werde, so will ich die Last, solche zu ertragen, doch lieber denen auferlegen, die eher dazu Verpflichtungen haben, als Sie; ich gehe daher heute fürs erste nach Stavenhagen und demnächst Neujahr nach Jabel, wo ich bis auf weiteres bleiben werde. Vorher jedoch werde ich noch einmal auf einen Tag zu Ihnen kommen, um persönlich von Ihnen Abschied zu nehmen.

Und nun sagen Sie auch Ihrer lieben Frau Gemahlin den innigsten Dank für alle Güte und Liebe, die sie für mich gehabt hat; ich würde es nie vergessen, wie freundlich und liebevoll ihr Betragen gegen mich gewesen sei. Ich segne auch Ihren neugeborenen Sohn; — der Segen eines Unglücklichen soll ja eine besondere Kraft haben!

Befehlen Sie und Ihre Frau Gemahlin über mich zu jeder Stunde, wo ich immer sei, und Sie werden sich nie in meinem guten Willen getäuscht finden; so wie ich es stets mit Ihnen beiden besser, als mit mir selbst gemeint habe, so soll's auch ferner bleiben, bis an meines Lebens Ende!

Ich schließe als Ihr beiderseitiger bester Freund."

Zu diesem erschütternden Abschiedsbriefe bemerkt Franz Rust, der Sohn: „Mir erscheint derselbe als der Ausdruck des höchsten Grades von moralischem Katzenjammer. Reuter war damals fünfunddreißig Jahre alt. Das Urteil der Stavenhäger Spießbürger lautete: ‚Ut em ward nix.' Sein eigener Vater hegte die Ansicht, sein Fritz hätte ein allzugroßes ‚Faible' für den ‚Suff'; so hatte er diesem versprechen

müssen, sich während eines Jahres nicht zu betrinken. Es herrschte aber in meines Vaters Hause der Brauch, Weihnachten nach Art des altdeutschen Julfestes zu feiern. Die Bescherung für uns Kinder fand am ersten Weihnachtstage statt; und derweilen die Erwachsenen den Abend und die Nacht vorher an den Vorbereitungen thätig waren, hat mein Vater den Weinkeller niemals geschont, so daß Reuter wohl am ersten Weihnachtstage Ursache gehabt haben mag, sein Zimmer zu hüten. — Am zweiten Feiertage ernüchtert, sah er das seinem Vater gegebene Versprechen gebrochen, und mag zudem auch zu der Überzeugung gekommen sein, daß er doch für die Landwirthschaft nicht passe. Daher dann die Zukunftspläne, — fast genau so, wie er sie später am Schlusse der ‚Festungstid‘ erzählt.“

In Wirklichkeit waren die Konflikte weit tragischerer Art. Sein Vater hatte bereits im Frühjahr das Zeitliche gesegnet, den einzigen Sohn auf ein mäßiges Erbteil gesetzt; dieses sollte derselbe erst nach vierjähriger Enthaltsamkeit ausgezahlt bekommen, bis dahin nur den Zinsgenuß, aber auch den verlieren bei etwaiger Verheiratung!

Nun aber hatte Fritz Reuter inzwischen ein Mädchen kennen gelernt, welches ihm als das Ideal einer edlen Frauengestalt erschien und, wie er tief innerlich fühlte, ihn zu retten vermochte: Luise Kuntze, die in dem benachbarten Kirchdorf Rittermannshagen Erzieherin der zahlreichen Kinder des Pastor Augustin war. Dieser lebenslustige Seelsorger und seine kleine rundliche Frau kamen häufig, ja fast täglich nach Demzin, und Fräulein Kuntze begleitete sie meistens. Ihr frohgemutes und charakterfestes Wesen, ihre sympathische stattliche Erscheinung, ihr hübsches Klavierspiel und ihre angenehme Stimme, mit der sie Volkslieder und Balladen reizend und seelenvoll sang, gefielen allgemein und begeisterten unseren Junggesellen derart, daß er sich vorgenommen hatte: diese oder sonst keine müsse sein Weib werden.

Jetzt begreifen wir wohl seine Zweifelsqualen im Herzen.

Treue, aufopfernde Freundschaft wurde damals seinem schwankenden Lebensschiffe, das schon zu zerschellen drohte, zum Anker: Fritz Peters, seines bisherigen Lehrherrn Schwager, und dessen junge

Frau Marie geborene Ohl auf Thalberg unweit Treptow nahmen sich seiner an.

Ja, der Himmel hatte ihn nicht verlassen; denn obendrein erhörte Luise Kuntze den um ihre Liebe inständigst flehenden Mann. Er erhielt ihr Jawort im kleinen Giebelstübchen des Pfarrhauses zu Rittermannshagen am 6. November 1846, dem Vorabend seines siebenunddreißigsten Geburtstages, und ging beseligt unter den schönen alten Linden im Pfarrgarten mit ihr lange auf und ab, seine ganze Vergangenheit rückhaltslos enthüllend, Zukunftspläne besprechend, in der zuversichtlichen Hoffnung, an ihrer Seite ein neues, ein glückliches Leben zu beginnen.

Jedoch mußten die beiden für einander bestimmten Menschen noch lange auf die ersehnte Verbindung warten.

In diese Periode fällt der zweite Abschnitt der „Stromtid" als Landmann auf Thalberg, als Deputierter im Stavenhäger Reformverein. Es war keine verlorene Zeit für den in ihm schlummernden Schriftsteller und Humoristen. Was der Ökonomierat Fritz Peters und seine Gattin Marie ihm geworden und gewesen sind, habe ich schon früher ausführlich gewürdigt. Inzwischen hat Gott das liebe Ehepaar von der Erde abberufen, es auch im Tode bald miteinander vereinend; im August 1897 starb zuerst Frau Marie, ihr Mann folgte im Dezember.

Reuter rechnete den Thalberger Aufenthalt mit zu den glücklichsten seines Lebens. Von jener trüben Stimmung, die uns so ergreifend und trostlos aus dem Demziner Abschiedsbriefe entgegentrat, keine Spur mehr. Groß und klein hing ihm an, er hieß allgemein „Onkel Reuter". Seines herzlich freundlichen Wesens erinnern sich noch viele. Er hatte die Kinder sehr gern, und mancherlei hübsche Züge werden erzählt. So ließ er von der Jugend die abgefallenen Äpfel und Birnen aufsammeln und in seine weiten Rocktaschen verschwinden, um später wieder damit zu erfreuen; erzählte Geschichten, wenn das Abendbrot in der Erntezeit sich verzögerte und der Sandmann die Oberhand gewinnen wollte. Da wurden die Knaben und Mädchen wohl neidisch, wen er zuerst auf den Schoß nahm, zwei und

zwei immer zugleich. „Uns beide Kousinen Anna Peters,“ so berichtet mir die eine derselben, „nannte er zum Unterschiede ‚Anna Klucking‘ (Henne) und ‚Anna Kucking‘ (Küchlein), weil ich als die Ältere und, wie man mir weis machte, Verständigere, stets etwas die Aufsicht führen sollte.“ Seine Erzählungen waren meistens eine Wiedergabe der kindlichen Streiche und Dummheiten, die, wenn die ‚Gören‘ dahinter kamen, in einen Kampf mit ihm ausarteten und schließlich mit einem Haschen um die Rasenflächen des Parkes oder Verstecken im Gebüsch endeten. Selbstverständlich wußte Reuter sich leicht aus der Affäre zu ziehen und die junge Welt bald auf ein neues Spielfeld zu lenken, wie überhaupt seine pädagogische Einwirkung eine so nachhaltige war, daß das, was „Unkel Euting“ sagte, als Orakel galt.

Von dem wieder erwachten Humor zeugen mehrere heitere Vorfälle. Zu einer landwirtschaftlichen Ausstellung schickte Fritz Peters von Thalberg eine Anzahl Rindvieh, welches, da die Stallräume schon mit Schafen und Schweinen belegt waren, vorläufig auf einem großen Hofe seines Vetters Ferdinand Peters untergebracht wurden. Die Wand des Wohnhauses war mit besonders feinem, frühreifem Wein bewachsen. Nachts hatten sich nun die Kühe darüber hergemacht und abgefressen, so hoch sie reichen konnten. Betrübt entdeckte dies der Eigentümer am nächsten Morgen, mochte aber seinem Kousin nichts davon gestehen, als gerade Reuter eintrat und schalkhaft sagte: „Na, Fritzing, wenn Du din Ossenveih mit Burgunder- und Champagner-Druwen fauderst, denn möst Du woll den irsten Pries kriegen; äwer wat hett nu Nanting dorvon? Na, lat man sin, Nanting, dat giwwt nahsten en schönes Roastbeef in Burgunder!“ So half er über die Verlegenheit und den Ärger scherzend hinweg. — Oft besuchten die Thalberger ihre Verwandten und hatten wiederholt die fleißige Hausfrau bei der Wäsche, beim Reinmachen, Schlachten oder dergleichen getroffen, womit sie denn weidlich geneckt ward. So auch ’mal im Herbst. Kaum angekommen, rief Reuter, indem er als der erste vom Wagen stieg: „Na, Taute Stiene, wo sälen wi hüt helpen? bi de grot Wäsch oder dat grot Reinmaken?“ und dabei streifte



Adelheid Hermes geb. Wüsthoff
als Matrone.
Letzte photographische Aufnahme.

Adelheid Wüsthoff als Neunzehnjährige.
Nach einer Kreidezeichnung von Fritz Reuter.

Reuters Jugendliebe
aus seiner Schülerzeit in Parchim.

Adelheid Hermes geb. Wüsthoff
als junge Frau.
Nach einer Miniaturmalerei.

er die Rockärmel schon hoch. — Im Namen von Peters lud Reuter einst den jovialen Pastor Piper auf Tetzleben mit folgenden harmlosen Knittelversen ein:

Lieber, bester Pastor-Bruder!

Herz- und freundlich ist mein Auftrag,
Zärt- und schicklich sei die Weise,
Wie ich selbigen ausrichte:
Peters, edeler Gesinnung,
(Der verdient, er wär' von Adel,
Also ist er ausgerüstet
Mit Anlagen zu Anlagen)
Peters läßt Dich vielmals grüßen,
Dich und Deine lieben Frauen,
Läßt Dir den Respekt vermelden,
Den Respekt und auch den Gruß,
Läßt Dir sagen, läßt Dich bitten,
Dich mit Deiner lieben Frauen,
Vierundzwanzigsten des Hornung
Hier in Thalberg zu erscheinen,
Was dem Datum nach ist heute,
Daß wir Deine Stimme hören,
Deine lieben Augen schauen,
Deiner Weisheit Knie umsitzen,
Deinen guten Lehren horchen,
Deiner Liebe uns erfreuen,
Uns an Deinem Witz ergötzen,
Über Dich uns froh entzücken,
Dich an unsre Herzen drücken,
Mit Dir scherzen, mit Dir lachen
Und zum Schluß ein Spielchen machen!

Wesentlich auf Betreiben seines Fritz Peters sowie des Justizrat Ludwig Schröder siedelte Reuter im Frühling 1850 als Lehrer nach dem nahen Treptow an der Tollense über, um dort sich eine Existenz zu gründen und den häuslichen Herd an Luisens Seite. Bevor er jedoch dies letzte Ziel seiner Sehnsucht erreichte, sollten abermals viele Monate ins Land ziehen.

Er arbeitete jetzt im Schweiße seines Angesichtes um sein täglich Brot, alle Kräfte anspannend; sein Vertrauen auf die Zukunft wuchs, wie er den Erfolg gewahrte, langsam und sicher, bei regelmäßigem, angestrengtem Fleiße. Aber auch an geselliger Anregung fehlte es ihm nicht, wie der im zweiten Bande dieses Buches vorgeführte Freundeskreis im Tollensethal beweist. Zu den bedeutenden Männern traten liebenswürdige, geistvolle, zum teil originelle Frauengestalten. Hier sei speziell einer Dame gedacht, Mathilde Adam, Kousine seines Festungsgefährten Wuthenow, zweiten Gattin des praktischen Arztes Dr. Adam in Treptow. Reuter kannte sie seit geraumer Zeit, von Thalberg her, wo er schon 1846 ihr Bildnis in Kreide gezeichnet

er die Rockärmel schon hoch. — Im Namen von Peters lud Reuter einst den jovialen Pastor Piper auf Tetzleben mit folgenden harmlosen Knittelversen ein:

Lieber, bester Pastor-Bruder!

Herz- und freundlich ist mein Auftrag,
Zärt- und schicklich sei die Weise,
Wie ich selbigen ausrichte:
Peters, edeler Gesinnung,
(Der verdient, er wär' von Adel,
Also ist er ausgerüstet
Mit Anlagen zu Anlagen)
Peters läßt Dich vielmals grüßen,
Dich und Deine lieben Frauen,
Läßt Dir den Respekt vermelden,
Den Respekt und auch den Gruß,
Läßt Dir sagen, läßt Dich bitten,
Dich mit Deiner lieben Frauen,
Vierundzwanzigsten des Hornung
Hier in Thalberg zu erscheinen,
Was dem Datum nach ist heute,
Daß wir Deine Stimme hören,
Deine lieben Augen schauen,
Deiner Weisheit Knie umsitzen,
Deinen guten Lehren horchen,
Deiner Liebe uns erfreuen,
Uns an Deinem Witz ergötzen,
Über Dich uns froh entzücken,
Dich an unsre Herzen drücken,
Mit Dir scherzen, mit Dir lachen
Und zum Schluß ein Spielchen machen!

Wesentlich auf Betreiben seines Fritz Peters sowie des Justizrat Ludwig Schröder siedelte Reuter im Frühling 1850 als Lehrer nach dem nahen Treptow an der Tollense über, um dort sich eine Existenz zu gründen und den häuslichen Herd an Luisens Seite. Bevor er jedoch dies letzte Ziel seiner Sehnsucht erreichte, sollten abermals viele Monate ins Land ziehen.

Er arbeitete jetzt im Schweiße seines Angesichtes um sein täglich Brot, alle Kräfte anspannend; sein Vertrauen auf die Zukunft wuchs, wie er den Erfolg gewahrte, langsam und sicher, bei regelmäßigem, angestrengtem Fleiße. Aber auch an geselliger Anregung fehlte es ihm nicht, wie der im zweiten Bande dieses Buches vorgeführte Freundeskreis im Tollensethal beweist. Zu den bedeutenden Männern traten liebenswürdige, geistvolle, zum teil originelle Frauengestalten. Hier sei speziell einer Dame gedacht, Mathilde Adam, Kousine seines Festungsgefährten Wuthenow, zweiten Gattin des praktischen Arztes Dr. Adam in Treptow. Reuter kannte sie seit geraumer Zeit, von Thalberg her, wo er schon 1846 ihr Bildnis in Kreide gezeichnet

hatte. Zu ihrer Hochzeit verfaßte er einen drolligen, in seinen „Polterabendgedichten“ nachmals gedruckten Dialog „Riecke un Dürth“, wie er denn auch für die Freundin und für seine Frau, zum Polterabend von Wilhelmine Rust („Mining“), das allerliebste Duett „Möllern un Schulten“ schrieb; in der köstlichen Schilderung der Weihnachtsfeier bei Fritz Peters („Stromtid“ II, Kap. 30) „kümmt de Fru Doktern Adam un de Fru Oberamtmann Schönermark, un wat Lucie Dolleis, de sitt up de linke Benn' von de Adammen“, und beim frühen Tode des aufopfernd thätigen Arztes widmete er der Witwe ein überaus zart und tiefempfundenes Gedicht.

Sein Leben, Wirken und Schaffen in der kleinen Stadt Neuvorpommerns*) gehört zu den wichtigsten Entwickelungsphasen des Menschen und Dichters Fritz Reuter.

Zu meinen darüber bereits gemachten Mitteilungen hat einer seiner ehemaligen Lieblingsschüler noch interessante Jugenderinnerungen niedergeschrieben über Reuter als Lehrer, die erste Turnfahrt, die Grenzen seiner künstlerischen Begabung in der Malerei, über seine Gelegenheitsgedichte und die Empfänglichkeit der Treptower für launige Dialektpoesie, seine politische Thätigkeit mit Rückschlüssen auf sein Hervortreten in der Burschenschaft, seine Bedeutung als Landwirt, seine Beschäftigung mit der Chemie. Karl Otto in Dresden, Autorität auf chemisch-technischem Gebiete, der auch sein als Schüler von Reuter gezeichnetes Pastellbild zur Verfügung gestellt hat, weiß Folgendes zu erzählen: Im Schröder'schen Hause zu Treptow hat Fritz Reuter von

---

*) Den Wünschen vieler Leser und Leserinnen der beiden ersten Bände gern entsprechend, biete ich jetzt auch einige Ansichten von Treptow a. T. zur Zeit Reuters. Oft ist er mit seiner Luise zum Klosterberg gegangen und hat von dort das Panorama der lieblich gelegenen Stadt überblickt, wohl täglich schritt er über den Marktplatz, wo fast jedes Haus ihm befreundet war, gemütlich saß er beim kühlen Trunk im Gasthof des aus „Läuschen und Rimels“ wohlbekannten Postmeisters Gollreider; und wie häufig wanderte er durchs Neubrandenburger Thor den Weg nach Thalberg zu Peters! Links von der Kirche, wo sein Gönner Superintendent Schumacher predigte, wohnte der ihm werte Dr. med. Adam; und nach dem St. Georgskirchhof zog er mit seiner Turnerschar zu mitternächtlicher Stunde, um den Knaben das Gruseln abzugewöhnen.

1850 bis 1856 als jederzeit gern gesehener Gast viele frohe Stunden verlebt. Das Städtchen besaß nur eine gute Volksschule, die privatim auch den Unterricht im Lateinischen und Französischen darbot; Griechisch wurde nicht gelehrt. Bei der Absicht, seinen Sohn Richard und mich, sein Patenkind, Ostern 1851 das Gymnasium in Anklam besuchen zu lassen, kam der Justizrat auf den Gedanken, Reuter, welcher damals, ohne jede Chance, sich als Landmann selbständig machen zu können, auf Thalberg wirtschaftete, zu bitten, beide Knaben in den Anfangsgründen der griechischen Sprache zu unterweisen. Dies geschah. Sehr bald fanden sich noch andere Schüler, auch Schülerinnen, welche er vorzugsweise im Zeichnen unterrichtete. Demnächst eröffnete er eine Turn- und Schwimmanstalt. — Seine Pädagogik war keine erkennbar spekulative, sondern im Grunde eine empirische, abgeleitet aus dem verhältnismäßig kleinen Kreise seiner eigenen Erfahrung. Jeder Schulweisheit abhold, hielt er es nicht für nötig, die im Laufe der Zeit entstandenen Lücken seines Wissens auszufüllen, und wenn es nur auf Erreichung der nächstliegenden, landläufigen Schulzwecke angekommen wäre, würde er mit Schulmännern von Beruf schwerlich haben konkurrieren können. Vor allem wollte er die ihm anvertrauten Kinder zu freien, geistig und körperlich starken Menschen, sowie zu guten Staatsbürgern nach klassischem Muster erziehen; er wirkte auf dieselben nicht mit pädagogischen Kunstgriffen, sondern zumeist durch sein Vorbild, durch die Entfaltung seiner vielseitigen schöngeistigen Kenntnisse, welche ihre Wurzeln überall in das praktische Leben zu senken vermochten. Einen solchen Lehrer und Berater hatten die Schüler noch nie gehabt; es war denn auch sein Einfluß ein außerordentlicher. Mit seinen jugendfrischen Anschauungen ihnen ungewöhnlich nahe stehend, war der bloße Umgang mit ihm von größter erziehlicher Wirkung. Seine jungen Freunde blickten zu ihm auf wie kühne Krieger zu ihrem siegreichen Heldenführer, nicht zagend, wenn von ihnen Beherztes verlangt wurde. Seinen Schwimmunterricht begann er mit der Aufforderung, von einer besonders hohen Plattform ins tiefe Wasser zu springen. Ich erinnere mich, daß ich ihn fragte: ‚Herr Reuter, werden Sie mich an der Leine auch wieder hoch-

ziehen?‘ und, als er es kurz bejahte, zu seiner Freude sofort den Sprung that. Bei nächtlichen Turnfahrten führte er uns gerade um Mitternacht in eine entlegene Buchenlaube des Klosterberges, erzählte mit dramatischem Effekt eine schauerliche Gespenstergeschichte und verlangte darauf, daß von einem bekannten Grabe des Kirchhofes eine weiße Rose gebracht würde. Viele wollte ein Gruseln überkommen. Einer nur meldete sich und begab sich keck an die Stätte des Grauens; ich war der zweite, der das Wagestück vollbrachte, und als er die harmlose Auflösung des Spukes gab, folgten die anderen. Nach dieser abgelegten Probe des Mutes begann eine nächtliche Wanderung in den Wald. Wir hatten kaum die Straße erreicht, als er bemerkte, daß viele mit Stöcken versehen waren. Er ließ sogleich einen Kreis schließen und trug das Rätsel der Thebaischen Sphinx vor, andeutend, daß es erst dem Greise gezieme, sich auf einen Stab zu stützen, — und, von lautem Hurrah begleitet, flogen die Stöcke ins Kornfeld! Im Stadtholz ward ein Lagerfeuer angezündet; ein vom Förster geliehener Kessel ermöglichte, uns den die Müdigkeit bannenden Trank der Levante zu beschaffen, und am prasselnden Feuer stehend, dessen Luftzug die Wipfel der Buchen rauschend bewegte, hielt Reuter an seine Turnerschar eine vom Arndt’schen Geiste getragene, die Ziele der deutschen Burschenschaft berührende patriotische Rede. Tief ergriffen lauschten wir, und als wir zu einiger Sammlung gelangten, löste es sich von unseren Lippen; ins nächtliche Dunkel des Waldes erklang: ‚Wir hatten gebauet ein stattliches Haus.‘ — Von den Turnfahrten bei Tageslicht ist mir eine nach der Burgruine ‚Landskron‘ unvergeßlich. In der Gegend von Kessin gesellte sich ein alter Mann aus dem Tagelöhnerstande zu uns, fragte nach dem Wege und teilte mit, daß er vor vielen Jahren auf einem benachbarten Gute gearbeitet habe, dann aber nach Mecklenburg gezogen sei. Inzwischen bemerkte er auf einem Weidenschlage an der Landstraße den Schäfer der Domäne, erkannte plötzlich in ihm einen Genossen längst verschwundener Zeiten, ging auf ihn zu, und in seiner Herzensfreude umarmte und küßte er ihn. Diese Begegnung, welche sich in uns ungewohnten Formen vollzog, wollte einigen nicht frei von Komik erscheinen. Fritz



Eibenbaum im Pfarrgarten zu Jabel bei Malchow.

Küster Heinrich Suhr und Frau Dorothea („Dürten“).

Reuter nahm aber Veranlassung, aus der Seele der beiden Alten heraus, mit ihnen fühlend und empfindend nach Volkes Art, die Freundschaft zu preisen, die sich nach langen Jahren und vielen Stürmen des Lebens noch warm im Busen hält. — Wir näherten uns nun der ihm noch unbekannten Ruine und befanden uns in dem die Schutzwehr der Burg bildenden sumpfigen Gelände des Landgrabens, der in seinem oberen Laufe Pommern und Mecklenburg-Strelitz abgrenzt. Von Treptow aus war damals der Zugang nur auf einem durch Wiesen und Elsengebüsch führenden Fußpfade, der Landgraben in dürftigster Weise durch einen über das Flußbett gelegten ‚Wes'bom' überbrückt; eine Hopfenstange, an jedem Ufer an einem dünnen Pfahl befestigt, als Geländer. Wir Jungen balancierten leicht herüber, als aber Reuter den schwanken Steg betrat, bog sich die schwache Kiefer unter der Last des schweren Mannes so bedenklich, daß wir fürchteten, ein Sturz ins sumpfige Wasser würde ihm wohl kaum erspart bleiben. Vor einem Wagnis zurückzuschrecken, war nicht seine Art. Der Übergang glückte zu unserer Freude; mit Zittern hatten wir an die Gefahr gedacht bei dem moorigen Untergrunde. Noch wenige Minuten und das in Trümmern liegende Kastell, einst die Krone des Landes, lag in romantischer Schönheit vor uns. An einem mit Rasen bedeckten Abhange des ehemaligen Befestigungswalles lagerten wir zu längerer Rast, die Mühen des Marsches an dem warmen Tage vergessend. Reuter hatte aufmerksame Zuhörer, als er die Ruine mit den verfallenen Burgen am Rheine verglich, ihr manche Vorzüge zugestand, auf die mit den Ritterschlössern verknüpfte Geschichte des Mittelalters überging und mancherlei aus der Neuzeit einzuflechten wußte. — — Die Neigung seiner Schüler, allerlei Sammlungen anzulegen, begünstigte er. Wie Schmetterlings-, Käfer- und Eiersammlungen zu ordnen und zu vervollständigen, wußte niemand besser als er. Nur diejenigen, welche, einem dunkeln heraldischen Triebe gehorchend, auf ‚Siegel' fahndeten, durften bei ihm Verständnis und Förderung nicht erwarten. — — In Treptow war es damals hergebracht, bei Festen, namentlich an Polterabenden, dramatische Scherzspiele aufzuführen. Die darstellenden jungen

Leute bevorzugten Stücke, welche in plattdeutscher Mundart selbstverständlich mit besonderer Beziehung auf die zu feiernden Personen abgefaßt waren. Wer irgend dazu Talent hatte, mußte bei solchen Gelegenheiten sein Licht leuchten lassen. Reuters hervorragende Begabung konnte nicht lange verborgen bleiben, und er ist von seinen Schülern mit Bitten um launige Schwänke bestürmt worden, in denen sie mit Deklamationen im Dialekt glänzten. Unzweifelhaft ist es der ungewöhnliche Erfolg dieser Polterabendscherze gewesen, welcher ihn auf seinen eigentlichen Beruf aufmerksam machte und ihn zunächst bestimmte, sich auch in heiteren Dichtungen anderer Art zu versuchen. Die Anekdote in plattdeutsche Verse zu bringen, schien ihm besonders gelingen zu wollen; und große Freude machte es ihm, die humoristischen Erzählungen des Justizrat Schröder zu benutzen, der bemüht war, aus seinem Schatz von ‚Läuschen‘ ihm immer neuen Stoff zu liefern. Die Mappe, in welcher Reuter die auf Zetteln geschriebenen ‚Rimels‘ bewahrte, und die oft ins Schröder'sche Haus gewandert ist, schwoll mehr und mehr an; zu dem Entschluß, mit den ‚Läuschen un Rimels‘ vor die Öffentlichkeit zu treten, war es dann nicht mehr weit. — Ungeteilte Anerkennung erwartete er übrigens nicht. Daß er hier und da Anstoß errege, blieb ihm nicht verborgen. Als auf einem Spaziergange ein würdiger alter Landschullehrer uns begegnete und seinen Gruß in einer Weise spendete, als ob er denselben lieber versagt hätte, erklärte Reuter, auf ein hohes Maß von Achtung bei diesem Herrn nicht rechnen zu dürfen. Er sei von ihm über Küster Suhr interpelliert worden mit dem Bemerken, daß dessen Schilderung doch wohl der Wirklichkeit nicht entspreche, jedenfalls aber den Lehrerstand unverdient herabsetze. Er habe darauf versichert, Küster Suhr sei zwar in den Rahmen der Anekdote gebracht, doch ziemlich treu nach dem Leben gezeichnet. Der Schulmeister war für den Humor der Sache eben nicht empfänglich und wollte von der in Preußen früher als in Mecklenburg überwundenen guten alten Zeit der ländlichen Volksschule durchaus nichts wissen. — Daß Reuter je ein Gespräch über Kunst und Malerei herbeigeführt hätte, erinnere ich mich

nicht. Ihm waren als Autodidakten technisch enge Grenzen gezogen, wie er sehr wohl wußte. Sein Talent erstreckte sich auch nur auf ein kleines Gebiet. Er war lediglich Prospektmaler. Natur und Leben mußten ihm den Stoff schon so weit vorgebildet darbieten, daß für ihn bloß die mit den Mitteln der Malerei erreichbare künstlerische Ausgestaltung übrig blieb. Die Landschaft wollte ihm weniger gelingen. Das Porträt war sein Fach; aber nur diejenigen Personen konnte er ‚treffen‘, welche er genau kannte, und die ihm ‚saßen‘. Er bediente sich womöglich der Pastellstifte. Als Zeichner versuchte er sich ebenfalls, an Köpfen und Ornamenten. Licht und Schatten in kräftigen Gegensatz zu bringen, glückte ihm in überraschender Weise. Übrigens rühren auch reizende Genrebilder von ihm her. — — Nach Treptow kam Reuter, wie erwähnt, im Jahre 1850. Die Wogen der Revolution hatten sich zwar geebnet, die politische Bewegung wuchs aber noch einmal mächtig, als die Reaktion drohend ihr Haupt erhob und die beschworene Verfassung gefährdet erschien. Justizrat Schröder, ein klarer politischer Kopf, nahm dazu Stellung. Bisweilen ließ er sich im Kampfe zu drastischen Redewendungen hinreißen. Von einem hochstehenden Gegner sagte er in der Hitze des Gefechtes: ‚Wer die unglückselige Aufgabe hätte, über den Mann etwas Gutes melden zu müssen, könnte nur anführen, er hat nicht gestohlen.‘ Hätte Reuter eine politische Ader gehabt, hier hätte sie sich gezeigt, — aber nichts von dem. Er sympathisierte lebhaft mit allen, welche eine freiheitliche Ausgestaltung des Staatswesens verlangten, wie solche später im großen und ganzen wirklich erreicht worden ist, ohne seine idealen Anschauungen auf die praktische Politik zu übertragen. Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß bei seiner politischen Vergangenheit die Augen der zu Urwählern berufenen Staatsbürger sich wiederholt verlangend auf ihn richteten; sein Pflichtgefühl gebot es, nicht abzulehnen, wenn er zum Wahlmann erkoren oder in einer Versammlung zum Redner bestimmt wurde. Aber direkte Stellung zu nehmen, die Triebfeder einer Agitation zu werden, lag ihm fern. Eine politische Rolle zu spielen, war so wenig nach seinem Geschmack, daß er 1856 nach Mecklenburg-Strelitz übersiedelte

und es durchaus nicht schwer empfand, daß dort das öffentlich-politische Leben noch schlummerte. Ein staatsgefährlicher Demagoge in den Reihen der deutschen Burschenschaft kann Fritz Reuter nicht gewesen sein. — — Der Ackerbau war zu seiner Zeit in Treptow die hauptsächlichste Erwerbsquelle, wurde indessen noch nach der Väter Weise betrieben. Da Reuter bisher die Absicht hegte, die damals in seltener Blüte stehende Landwirtschaft zu seinem Beruf zu machen, und da es ihm allem Anschein nach gelungen war, sein theoretisches Wissen in Fragen der Bodenkultur weit über das gewöhnliche Maß zu fördern, so hätte es bei seinem Gemeinsinn naheliegen müssen, sich in diesen Dingen nützlich zu machen. Es regte sich aber der ‚Ökonomiker‘ in ihm so wenig, daß er auf diesem Gebiete wohl kaum hervorgetreten ist. Einmal erörterte er die Vorteile einer rationellen Düngung. Ein Ackerwirt habe den Erfolg der Gipsdüngung in Abrede gestellt, bis sein anders denkender Nachbar mit einer Schürze voll Gips heimlich über sein Feld gegangen sei und in den Klee seinen Namenszug eingestreut habe, der später zur Überraschung des Zweifelnden im üppigsten Grün aus dem Schlage sichtbar wurde. — Wie die Verbindung von Theorie und Praxis von den Landleuten vielfach aufgefaßt werde, illustrierte er durch den in Mecklenburg gehörten Ausspruch: ‚Die Theoretischen wissen es, können es aber nicht machen; die Praktischen können es machen, wissen es aber nicht; die Theoretisch-Praktischen dagegen wissen es weder, noch können sie's machen.‘ — — Ein Mechaniker hatte sich im Städtchen niedergelassen, Namens Jazet. Freilich verriet das Firmenschild, auf welchem sein Name nach der Aussprache der Treptower später in ‚Schasse‘ umgeändert stand, daß der Inhaber es nicht verschmähen durfte, sich auch mit dem Schleifen von Messern und Scheren zu befassen. Einen Nebenerwerb fand derselbe in Schaustellungen, welche die Wunder der Elektrizität vorführten. Reuter hat die Vorstellungen öfter besucht. Dieser Mechanikus kam eines Tages und klagte, daß seines Bleibens nicht länger sei: er habe seine Sachen gepackt, aber Zerbrechliches von minderem Wert ausscheiden müssen. Einen kleinen Vorrat von Glasröhren, Kolben und Reagenz-





Franz Rust, Reuters Lehrherr in der „Stromtid“, und Frau Elise Rust, geb. Peters.

Nach Oelgemälden von Adolf Rinck.

gläsern vorzeigend, bat er Reuter um deren Annahme; er sei der einzige am Orte, der sich auf ihren Gebrauch verstehe und sie bei Versuchen nützlich verwenden könne. Reuter wies die Gegenstände nicht zurück und gab dadurch zu erkennen, daß er sich ebenfalls mit der Chemie beschäftigte, zu welcher er durch seine landwirtschaftlichen Studien als einer notwendigen Hilfswissenschaft geführt worden war. — — Dies Erlebnis, das Reuters Vielseitigkeit zeigt, begab sich am Schlusse seiner Junggesellenzeit. Er wohnte damals im Hause des Goldschmieds Flos. Ein größeres zweifenstriges Zimmer wurde in der Mitte von einem Zeichentisch eingenommen, um den sich altmodische Stühle reihten. Dazu ein schlichter, am Fenster stehender Schreibtisch und ein Sopha mit losen Kissen, sauber mit blau geblümtem Kattun überzogen. Einfach und propre sah es auch in der einfenstrigen Schlafstube aus. Die Scheiben schmückten Blumen und rankende Topfgewächse. In den kleinen Räumen lebte und webte Behaglichkeit. Das reichlich einfallende Licht wurde meist gedämpft durch die bläulichen Wolken, welche der langen Tabakspfeife entstiegen. Man gewann den Eindruck, als ob hier der sichere Port sei, in den Reuter nach schweren Schicksalen glücklich eingelaufen. Jederzeit fand man sich angenehm berührt von dem vollendeten Gleichgewicht seiner Seelenstimmung, der eigentlichen Grundlage seines stets bereiten, wohlthuenden Humors. In dieser bescheidenen eigenen Werkstatt, wo er wieder in goldener Freiheit atmete, raffte er voller Dankbarkeit all sein Wissen und Können zusammen, um es in freudigem Schaffen in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen; ja, hier hinein schien auch schon das Morgenrot seiner aufsteigenden Dichtersonne. Und einen urgewaltigen Hebel nicht zu vergessen: die Liebe. — Seine Luise hatte mittlerweile Rittermannshagen mit Klein-Tetzleben vertauscht, als Erzieherin der Kinder vom Gutsbesitzer Hilgendorff, dem bereits genannten Schulkameraden Reuters. Häufig marschierte letzterer dorthin oder auch nach Thalberg zu Peters. Einst begleitete ihn der junge Otto. Da kam ihnen Fräulein Kuntze entgegen, sah freudestrahlend Fritz Reuter, warf sich an seine Brust und küßte ihn, das innigste Liebesverhältnis verratend,

auf das zärtlichste. „Ich war mehr erschrocken als erstaunt", berichtet mein Gewährsmann, „ich hatte Herrn Reuter für einen unerschütterlichen Junggesellen gehalten. Er aber lachte herzlich und sagte: ‚Dies ist meine Braut.‘ Ich wollte noch einwenden, das könne ich kaum glauben; doch bald war ich umstrickt von Luisings bezaubernder Liebenswürdigkeit, und von diesem Augenblicke an habe ich ihr nahe gestanden, die als seine Gattin nachmals eine intime Freundin meiner Tante in Treptow gewesen ist."

Ja, nachmals! Denn erst hatte Fritz Reuter noch einen harten Kampf zu bestehen. Im väterlichen Testament waren sein Oheim Pastor Ernst Reuter zu Jabel und Apotheker Dr. Karl Christoph Grischow*) zu Stavenhagen, ein bedeutender Botaniker, als Kuratoren eingesetzt. Daraus erwuchsen, trotz des Wohlwollens beider Männer, unvermutete Schwierigkeiten nicht sowohl für die Beibringung der nötigen Papiere zur Heirat, als vielmehr speziell zu der dem Bräutigam besonders wünschenswert erscheinenden Naturalisation. In die verwickelte Sachlage gestatten vier Briefe von ihm genauen Einblick. Der ganze Prachtmensch tritt uns hier entgegen, so klar und wahr, so edel und treu, so mannhaft und dabei weich. Nicht mehr jene Verzagtheit und Verzweiflung, wie zu Demzin, nein, auch in Trübsal voller Thatkraft, Vertrauen, Hoffnung und Humor.

Die erste an Grischow gerichtete Epistel läßt allerdings noch keine Katastrophe ahnen:

„Geehrtester Freund,

Als wenn Sie ein Mann wären, der nichts weiter zu thun hätte, als mir Hand- und Spanndienste zu leisten, so will ich heute an Sie schreiben und bin

---

*) Beider Porträts nebst demjenigen des Justizrat Schröder enthalten die früheren Bände meiner „Reuter-Tage". Grischows Brustbild hat Reuter übrigens noch auf Porzellan-Pfeifenköpfen mehrfach gemalt und eingebrannt; nach einem gut erhaltenen Exemplar erfolgt hier die Reproduktion. Außer Dr. Grischow in Stavenhagen war auch der dortige Pastor und Präpositus Wilhelm Niederhöffer ein besonders treuer Freund und Berater Reuters, eine stille, ernste Natur, ausgerüstet mit scharfem Verstande. Des würdigen Geistlichen geschieht später noch Erwähnung.

so unverschämt, schon von vorne herein überzeugt zu sein, daß Sie mir nachfolgende, erbetene Gefälligkeiten gern erweisen werden. — Wie Sie wissen, bin ich bis dato noch kein naturalisierter Preuße, ebenso wenig wie ein fanatisierter; meine Lage jedoch, meine Zukunft würde durch die Naturalisation eine gesichertere, und um dieselbe zweckmäßig und leicht bewerkstelligen zu können, würde mir ein authentischer Nachweis meiner Vermögensverhältnisse höchst förderlich sein. Ich bitte Sie daher, mir entweder durch die dortige Behörde ein Certifikat über mein zur Hypothek bei meinem Schwager eingetragenes Vermögen ausstellen zu lassen oder, wie wahrscheinlich, mir in dem Falle, daß Sie im Besitz solcher auf meinen Namen lautenden Papiere sind, eine durch einen Notar vidimierte Abschrift zukommen zu lassen. Da mir die Stellung zu Ihnen als Ihr Kurande nur nachtheilig bei meinem Zwecke sein kann, so würden Sie mich verbinden, wenn Sie diese Angelegenheit so einrichteten, daß dieses Verhältnisses nicht Erwähnung geschehe. Wenn ich diese Sache erst hinter mir hätte, würde mir ein Stein vom Herzen fallen.

Sonst geht es mir sehr gut; meine Einnahme ist durch einen neuen Erwerbszweig, den ich mir eröffnet (Porträtmalerei), ziemlich gestiegen. Seit Weihnacht habe ich circa 20 Thaler damit verdient, und meine Stunden werfen für das nächste Quartal circa 60 Thaler ab. Sie sehen also, daß es zum Fortschritt geht, und daß ich, sogar ohne meine Zinsen, ganz gut existieren kann. Doch habe ich noch alte Sünden auszukehren gehabt und habe in dem Jahre, in dem ich nun hier wohne, ungefähr für 120 Thaler neue Anschaffungen gemacht; das zieht denn sehr zurück und erklärt, wie ich noch immer gewissermaßen in der Klemme sitze, wie die beifolgende Rechnung zeigen mag, die ich bitte zu bezahlen. Von Marten habe ich auch noch so einen Denkzettel an die Vergangenheit erhalten, den werde ich aber noch etwas aufheben und sprechen: ‚Marten, der kann warten‘.

Dies wären denn nun die beiden nothwendigen Dinge, das utile meines Briefes, nun kommt das dulce. Ich erhalte soeben, vielleicht aus Versehen, von James Booth aus Hamburg sein Samenverzeichnis zugesandt und habe beschlossen, den Mann in Nahrung zu setzen, in Anbetracht, daß ich ein Blumenliebhaber und Pächter eines Gartens bin. Da ich jedoch aus Erfahrung weiß, daß Samenhandlungen an Personen meines Gleichen oft Mäusedreck statt Pfeffer verkaufen und ich gern doch Pfeffer haben möchte, habe ich mir es ausgedacht, Sie als eine imponierende Macht vorzuschieben, indem ich kalkuliere, daß vor einem Manne, der den fernen Indianern Kolumbiens als der Pathe der Grischowia hirsuta bekannt ist, doch mindestens eine schlichte Samenhandlung zu Hamburg Respekt haben müsse. Ich habe meine botanischen Wünsche auf einen Zettel hinterlegt, den ich die Ehre habe, Ihnen hiermit zu überschicken. Nach meiner Rechnung würden die begehrten Sämereien etwas über zwei Thaler ausmachen.

Erinnern Sie sich gefälligst auch des Georginen-Versprechens, wenn es so weit ist.*)

Da Sie selbst in dem Lande der Erbweisheit wohnen, die nach dem Vorschlage der Bülow-Kummerow'schen Partei auf den preußischen Konstitutionalismus gepfropft zu werden verdient, so erwarten Sie sicherlich keine beherzigenswerthe politischen Nachrichten von mir, der als zukünftiger Preuße demüthig auf hiesige Einführung des mecklenburgischen Feudalstaates und österreichischer Tabaksregie wartet. Gott erhalte Preußen! wenn's so fortgeht, wird es 1852 mediatisiert, und dann tauscht Dewitz-Milzow nicht mit seinem Fr. W. — Schade um mein herrliches Haar, um die schon organisierte Bureaukratie und hoc genus omne!..

Zum Schluß noch eine Anekdote mit politischem Nachgeschmack. Unser selbsteigener Autokrat, der Landrath von Heyden, aristokratischen Angedenkens, ist in Berlin an der zweiten Kammer gestorben; seine Leiche wurde vor einigen Tagen von Neubrandenburg auf hier transportiert. Während der Kutscher und etwaige Begleitung im mecklenburgischen Grenzdorfe Neddemin sich des Morgens um fünf Uhr vernüchtert, bepackt eine Bande Schmuggler den Leichenwagen mit Kontrebande, und da der Wagen mit der Leiche nicht revidiert wird, haben sie das Glück, ihre Waren richtig einzuschwärzen. Hier in den Straßen von Treptow umringen sie den nichts ahnenden Kutscher, nehmen ihm die geschmuggelten Sachen ab und zerstreuen sich in alle vier Winde.

Leben Sie wohl, bester Herr Doktor, zu Ostern hoffe ich Ihnen persönlich meinen Dank für Ihre Güte abstatten zu können ....

Mit der achtungsvollsten Freundschaft Ihr ergebenster

Treptow a. T., d. 7. Febr. — F. Reuter
Im Jahre der Reaktion 1851. — zur Zeit Schulmeister."

Grischows Antwort und Verhalten geht aus dem zweiten Briefe vom 15. Februar an den Pastor-Onkel in Jabel hervor, ein Brief, der bei aller Nüchternheit und Klarheit, Energie und Zuversicht, überaus würdig, voll heiligen Zornes gegen die grausame Testamentsklausel, voll heißer Liebe zu Luise, wohl zu den rührendsten und herzerschütterndsten in der gesamten Reuter-Korrespondenz gehört:

„Lieber Oheim,

Gestern Abend erhielt ich einen Brief von Dr. Grischow, an den ich um eine Art Vermögensattest geschrieben habe. Nach seinem Brief habt Ihr beide

*) Vergl. das Scherzgedicht im zweiten Bande meiner „Reuter-Tage" S. 134 folg. — Ferner ebenda S. 145 folg.



Herrenhaus zu Demzin unweit Basedow.



Laube mit Steintisch im Garten zu Demzin.
Fritz Reuters Lieblingsplatz.

einen weisen Rath gepflogen, um meine Bitte zu erfüllen, seid aber auf hindernde Umstände gestoßen, namentlich darauf, daß in den Papieren, welche Grischow in Händen hat, von der Kuratel die Rede ist, deren Erwähnung dem Zwecke, den das Attest hat, nicht förderlich sein kann. Dieser Zweck ist nun kein anderer als der, mich hier häuslich als Einwohner niederzulassen und demnächst als Preuße naturalisieren zu lassen; dies wird mir durch ein Attest, wonach ich nicht unbemittelt bin, begreiflicherweise sehr erleichtert. Wie dies anzufangen? Wie dies Attest abfassen? Ich muß gestehen, ich weiß es nicht; wenn es gegen das Gewissen sein sollte, die Kuratel aus dem Atteste wegzulassen, so kann es für meinen Zweck schon hinreichen, wenn bloß der mir jährlich zufließenden Zinsen Erwähnung geschähe, etwa als einer Rente. Dies würde sich leicht, denke ich, machen lassen, und zwar durch Lange, Not. publ., der ein solches Attest ausstellen könnte; es genügt auch schon eine einfache Obligation von Ernst. — Mit D. bitte ich Dich, die Sache nur insoweit zu verhandeln, als es höchst nothwendig ist, da er neben seiner Pinselei auch wohl noch ein persönlicher Feind unseres Namens sein möchte.

Meine Kuratel ist keine persönliche, sondern nur eine über mein Vermögen; ich bin, nach Jennings Ausspruch, berechtigt, gültige Käufe und Kontrakte zu vollziehen. Übrigens sagte darüber der eine dies und der andere das, und ich habe absichtlich vermieden, eine für mich so empfindliche Sache zum Gegenstande juristischer Untersuchungen zu machen. Wenn Ihr jedoch glaubt, daß dieses Attest vorzugsweise zu meiner Verheirathung dienen soll, so ist dies nicht ganz richtig, da ich nach preußischen Gesetzen auch hier als Mecklenburger heirathen können würde; ich will mich nur habilitieren, um meine Stellung allhier gegen jeden Wechsel städtischen Regiments, der in Preußen öfter eintritt, zu sichern und dadurch das Recht erwerben, später vielleicht ein oder das andere Grundstück acquirieren zu können.

Was nun meine Verheirathung betrifft, so denke ich allerdings daran, trotz der testamentarischen Bestimmung, und habe ich nur deshalb die beiden schriftlichen Versprechen von meinen Schwestern ausstellen lassen, wodurch diese Bestimmung faktisch aufgehoben wird. Ich glaube nicht, daß ich gegen den Willen meines Vaters dadurch Unrecht übe, denn das konnte unmöglich die Absicht sein, mich in ewiger Abhängigkeit von den Klauseln eines Testaments zu halten, welches doch augenscheinlich nur abgefaßt ist, um mich vor Verarmung zu schützen, indem es mich für einen Verschwender erklärte, der ich eigentlich nie gewesen bin. Meine unselige Lage, die in jeder Beziehung mich drängte und drückte, mich zu nichts kommen ließ, ließ mich aus Schulden nicht heraus, die indessen nie bedeutend gewesen sind, d. h. nach seinem Tode, als ich nicht nöthig hatte, mit monatlich zwei Thalern, die er mir in Demzin und später gab, auszukommen. Ich habe meine Lage abgeschüttelt, und mit ihr schüttele ich meine Schulden ab. Von hier aus werden keine Rechnungen an Dr. Grischow gehen, und meine

Stavenhäger Gläubiger denke ich gleich nach Ostern alle zu befriedigen. Dann habe ich ... im ganzen 175 Thaler Schulden abgetragen und für 120 Thaler Sachen neu angeschafft, die nach meinem sorgfältigen Ermessen mir nöthig waren, und das Alles in einem Jahre und zwar im ersten Jahre. Das sieht nicht verschwenderisch aus und zeigt meiner Meinung nach deutlich genug, daß ich mein Brot verdienen kann auch ohne die Zinsen meines Kapitals. Dazu kommt nun aber noch mein Porträtieren, mit welchem ich seit Neujahr, abgesehen von zwei Bildern, die ich umsonst gemalt, schon 20 Thaler verdient habe, und 100 Thaler stehen noch zu verdienen in Aussicht. Meine Stunden haben nicht abgenommen, 60 Thaler für dies Vierteljahr, würden aber zugenommen haben, wenn nicht das Scharlachfieber so unter der Jugend grassiert und den Besuch der Schulen verboten hätte. Diese 60 Thaler glaube ich fort und fort rechnen zu können und fürs Malen vierteljährlich mindestens 40 Thaler. Dann kommt noch das Turnen mit jährlichen 40 Thalern, und wenn Luise noch durch Musikstunden und Französisch etwas erwirbt, so können wir sehr gut leben. Sauer wird es mir allerdings, und Zeit bleibt mir bei dieser angestrengten Arbeit nicht übrig; aber das Alles wäre mir ganz gleichgültig, wenn nur nicht dies schreckliche Testament existierte, das mich mit ewiger Kette umspinnt und mich endlich doch zwingen wird, diese ganz zu zerreißen und mich von seinen Bestimmungen durch Entsagung auf ein Vermögen zu emancipieren, welches mir mehr und mehr ein Hemmschuh zum Fortkommen wird.

Denn was sind die Folgen, wenn ich mich nicht hier fest habilitieren kann, wenn ich das gesuchte Attest nicht erhalte? — Alleinstehen. — Dann kann ich Luisen nicht heirathen, weil ich doch meiner Frau wenigstens eine Heimath geben muß. Und was dann? Hier in Treptow bleiben? Warum? Als was? Als ein Mensch, der am anderen Tage ohne Ursache der Stadt verwiesen werden kann? Etwa ein Herr von Rustorff? — Gewiß, um eines solchen Glücks zu genießen, den Vagabunden gleich geachtet zu werden, braucht man nicht sich sauer werden zu lassen. Oder etwa die Bestimmungen des Testaments zu erfüllen? Wer mir diesen Rath giebt, mag ein kluger Mann sein, aber die Welt und das menschliche Herz kennt er nicht. Diese zu erfüllen, giebt es nur einen Weg, d. h. ich muß mich irgendwo drei Jahre einsperren lassen; dazu habe ich aber keine Lust, auch ist mir der Preis von 4750 Thalern für diese Tortur zu gering, und überdies würde ich mein zukünftiges Lebensglück, das an Luisen gebunden ist, obenein in den Kauf geben.

Nein! Wenn das also auch noch von mir gefordert werden soll, wenn die Aussicht auf eigenen Herd auch noch geopfert werden soll auf dem Altar der 4750 Thaler, dann mache ich in Deutschland, in dieser Heimath, die mir keine bietet, mein Buch zu, verkaufe, was ich habe, cediere so lange ich lebe meine Zinsen an Luise und gehe eines schönen Morgens als Porträtmaler in die Welt; male mein

Lebelang menschliche Fratzen und mache einen dicken Strich durch meine Vergangenheit und durch meine Aussicht auf eine glückliche Zukunft.

Das wird denn freilich einen großen Jammer geben, in mir und in Luisen; aber ein großer Jammer ist gesunder für Seele und Leib, als hundert kleine fortgesetzte, die um die Herrlichkeit von 4750 Thalern zu erdulden sind, vorzüglich wenn sie mit dem Schimpf, unter Kuratel zu stehen, vergesellschaftet sind.

Du bist immer ein väterlicher Freund für mich gewesen und hast Dich noch letztlich als solcher bewiesen; darum wende ich mich in dieser Angelegenheit wieder an Dich und bedaure nur, daß ich Dich damit behelligen muß. Ich dächte, wenn Ernst eine Bescheinigung ausstellte, daß er mir jährlich so und so viel Zinsen auszuzahlen hätte und dies von einem Notar bescheinigt würde, so würde das hinreichen; oder vielleicht ließe sich auch ein Extrakt aus dem Stadtpfandbuche machen, wenn dort die Summe auf meinem Namen verzeichnet stände. Ich weiß nichts davon. Wenn Ihr nicht damit fertig werden könnt, muß ich einmal an Jenning schreiben.

Grüße die Deinigen, vor allem Mutter

von Deinem

F. Reuter.

N. S. Was meine Person betrifft, so habe ich die Grippe in recht sehr schöner Qualität. Luise läßt grüßen, sie ist etwas besser wie gewöhnlich. Theile gefälligst den Inhalt dieses Briefes an den Herrn Dr. Grischow mit; ich werde freilich noch durch eine Einlage an ihn schreiben, mag aber nicht dasselbe zu oft wiederholen."

Es ist zum Verwundern, daß trotz alledem seine gute Laune nicht wich. Seinem rechtskundigen Freunde Justizrat Schröder wird er die praktischen Vorschläge zu verdanken gehabt haben, welche er mit kühler Ruhe abermals an Grischow in der folgenden, zum Schluß rosigen Zuschrift schickte:

„Lieber Herr Doktor,

Schon wieder ein Brief mit der Hall'schen Post! werden Sie denken und die Kuratelen beinahe so sehr verwünschen, als ich sie verwünsche. — Ich wende mich an Sie in der bekannten Attestangelegenheit. — Die Sache wird sich machen, und zwar kann dies auf zweierlei Art geschehen. Die eine Art wäre die, daß Sie sich entschlössen, mir oder dem Justizrath Schröder das fragliche, in Ihrem Besitz befindliche Dokument zu übersenden, d. h. nur zu dem Zwecke, daß derselbe aus demselben in seiner Eigenschaft als Notar feststellte, daß ich in

Wirklichkeit zu dem Genusse der Zinsen berechtigt bin. Die zweite Art wäre, daß Sie dem Notar Lange den Auftrag geben, mir dasselbe zu bezeugen. Sollte dies Alles nicht Ihnen anpassend scheinen, so lassen Sie mir eine beglaubigte Abschrift des Dokuments machen oder, wenn Lange es kann, einen Extrakt dieses Dokuments, in welchem der Kuratel nicht Erwähnung geschieht. Meiner Aufnahme hier scheint nichts im Wege zu stehen, als bloß der Umstand, daß man weiß, daß ich wirklich etwas Vermögen besitze, und dies will der Bürgermeister denn nun auch schwarz auf weiß sehen. Sollten Sie mir eins oder das andere dieser Vorschläge besorgen können, so bitte ich um die baldige Besorgung.

Was nun Jenning anbetrifft, so habe ich an denselben geschrieben, habe auch einen Brief erhalten, der denn nun eigentlich gar nichts enthält, als daß meiner späteren Verheirathung nichts im Wege stände, und von Lisette die Bemerkung, daß Sie und Onkel gar nicht verpflichtet wären, von mir in dieser Art gethane Schritte zur Kenntnis der Justizkanzlei zu bringen; dies wäre Sache der beiden Schwestern, wenn dieselben Ansprüche auf mein Vermögen machten; da aber beide durch die ausgestellten acta auf dasselbe verzichteten, so würde dies nicht geschehen. Der Justizrath Schröder hieselbst ist nicht allein der nämlichen Meinung, sondern ist noch der Meinung, daß die Justizkanzlei sogar auf eine bloße Denunciation nicht eingehen würde. — Dies Alles dahin gestellt sein lassend, bemerke ich nur, daß es überdies nichts mit dem vorliegenden Zweck der Aufnahme hieselbst zu thun hat, und daß ich hoffe, Sie, bester Freund, nächstens, wenn spätestens zu Ostern, persönlich zu sprechen über die kommenden Eventualitäten

Haben Sie auch die Grippe in Stavenhagen? Sonst kann ich Ihnen einen Ableger von der meinigen besorgen, sie ist gut, doppelt und scheint perennierend zu sein.

Sollten Sie, wie ich voraussetze, mit dem alten, guten Oheim in dieser Angelegenheit Raths pflegen, so bitte ich, demselben meine Grüße zu melden und mich zu entschuldigen, daß ich nicht auch an ihn geschrieben habe; ich habe augenblicklich sehr viel zu thun. Eine Menge halb fertiger Bilder liegen hier um mich her, die alle vollendet sein wollen.

Wie steht's mit den Sämereien aus Hamburg?

Mit fortdauernder dankbarer Freundschaft bin ich Ihr ergebenster

Treptow a. T., d. 4. März. F. Reuter.

Gestern habe ich mir das eine Ohr erfroren; für diesen Winter merkwürdig!"

Endlich war das Rad ins Rollen gekommen: vom 22. März 1851 datiert das Reskript, wonach der „Rentier" Reuter in den Königlich preußischen Unterthanenverband aufgenommen wurde. Er, der beim Verlassen der Festung Graudenz hatte „Urphede" schwören müssen, teilte seine neue Errungenschaft eine Woche darauf an Grischow mit,





Tyroler Schütze. — Uhr des Ratsherrn Herse.

Nach einem Ölgemälde und einer Porzellanmalerei von Fritz Reuter.

schelmisch den Mecklenburger um Entschuldigung bittend, daß er gleich das Nationallied lustig anstimme in kecker Variation:

„Bester Freund,
(salva venia)
Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben?
Sie schwanken zwischen Finsternis und Licht!
Wenn für die Freiheit meine Väter starben,
So stirbt man dafür heut zu Tage nicht!

Ja, verehrtester Mecklenburjer, ick bin een Preuße, ick habe et schwarz uf weeß, det ick een Schwarzer un Weeßer bin, wat sajen Sie dazu in Ihr Jemüthe, Sie Blaurothjelber? Nich wahr? Sie sind jelb vor Neid und blau vor Zorn, det Sie noch immer den Landtag mit die rothen Ritter jenießen? Kommen Sie, verkofen Sie Ihre jebacknen Birnen in det jlückliche Mecklenburg und betheiligen Sie sich bei det Auswanderungsjeschäfte! Wat wolln Sie mehr? Unsere Grenzen schützen ‚Mein herrliches Heer‘ und der Adler der Grenzpfähle, drinnen herrschen weise Polizeiräthe und fromme Manteuffel, und über Alles breitet sich die christlich germanische Huld einer Königlichen Natur.

Doch nun im Ernste! Meine Eingabe hat den erwarteten günstigen Erfolg gehabt, ich habe die Naturalisationsurkunde, mich betreffend, schon gesehen, obgleich sie mir noch nicht officiell insinuiert ist. Die Pflicht der Dankbarkeit veranlaßt mich, Ihnen dies sofort mitzutheilen mit der obligaten Bitte, darüber im Publikum nichts verlauten zu lassen, da ich der Ansicht bin, daß meine Verhältnisse fürs erste noch am besten mit Schweigen übergangen sein könnten. Zu Ostern sehe ich Sie und gedenke Ihren freundschaftlichen Rath über das Fernere in Anspruch zu nehmen.

Ich bin jetzt mit der Anlage meines Gartens beschäftigt und pflanze für die Zukunft Gesträuche und Bäume; das ist eine hoffnungsreiche Arbeit, und daran knüpft sich manche Aussicht, die ohne Mühe und Schwierigkeiten wohl schwerlich erreicht werden dürfte. Mit der Zeit dürfte doch wohl diese Aussicht klarer und damit mehr Festigkeit in meine Zukunft erzielt werden.

Es ist schwer, in dieser schlechten Zeit das utile und dulce zu vereinigen, wenn der Raum zur freien Bewegung fehlt, welches in der gewöhnlichen Sprache weiter nichts heißt, als, wenn das Geld fehlt. Dies merke ich in meinem kleinen engen Garten, da muß ich sorgfältig erwägen, ob da und dort ein Rosenstock oder ein Kohlkopf stehen, ob ich eine Laube oder ein Zwiebelbeet anlegen soll. Ich glaube dies so ziemlich jetzt ausgegrübelt zu haben und bedaure nur, daß Sie mir nicht näher sind, um mich etwa mit einigen Ablegern Ihrer perennierenden Staudengewächse unter die Arme greifen zu können. Sollten Sie dabei kommen, Ihre Rabatten in Ordnung zu bringen, so bitte ich, wenn es nicht

zu störend für Sie ist, Befehl zu geben, mir einige Absenker oder Schößlinge bis auf weiteres einschlagen zu lassen, ich werde dieselben mir Ostern abholen und auf gut Glück hierher auswandern lassen ...."

Damals war ungefähr in der Gegend, wo Fritz Reuter domizilierte, an der Scheide zweier Nachbarstaaten, ein verzweifelter Fall von Heimatlosigkeit vorgekommen, der unsern in Preußen augenblicklich wohnenden Mecklenburger auch mit bewogen haben mag, seine Naturalisation energisch zu betreiben. Die wahre Begebenheit machte solchen Eindruck auf ihn, daß er sie niederschrieb und nachmals, auf Gustav Freytags Veranlassung, in den „Grenzboten" anonym veröffentlichte. Seine Autorschaft blieb bisher unbekannt. Das kleine Kulturbild ist ein Kabinettstück, so drastisch und anschaulich, gewissermaßen eine Ergänzung zu „Kein Hüsung" und „Urgeschicht' von Meckelnborg", daß es einen Platz unter Reuters Schriften verdient und daher hier ihm wieder zugeeignet werden mag:

Ein Heimathloser.

Ob die nachstehende Thatsache der alleinige zwingende Grund oder nur eine Veranlassung mehr war, daß Mecklenburg sich der am 15. Juli 1851 geschlossenen, sogenannten Gothaer Konvention „über die gegenseitige Übernahme Ausgewiesener" anschließen mußte, wollen wir unentschieden lassen, da es im ganzen gleichgültig ist, an welchem Beispiele die Misere unserer deutschen Heimathsverhältnisse zuerst so recht deutlich ans Tageslicht getreten. Es ist genug, daß dergleichen Fälle — und gewiß nicht vereinzelt — dem Begriff vom einigen deutschen Vaterlande arge Stöße versetzt haben, und daß das komische Element, welches wir darin finden müssen, wenn mächtige Regierungen sich mit erhitzten Noten und drohenden Demonstrationen abquälen, um Bagatellsachen zu beseitigen, bei weitem durch die Tragik überboten wird, die das Haupt des unbeschützten Einzelnen trifft. — Kurz! die Sache wäre lächerlich, wenn sie nicht so traurig wäre.

Im Jahre 1850 oder 51 wurde auf dem Gute Käseke (Käsch), Demminer Kreis, Vorpommern, einem Tagelöhner Krischan Schult,

Meier oder Müller von dem Gutsinspektor P. die Wohnung gekündigt und ihm angezeigt, daß er dieselbe zu Johannis desselben Jahres zu verlassen habe. Krischan Schult zeigt aber an dem festgesetzten Termin dem Inspektor an, er habe trotz aller angestellten Nachforschungen keine neue Heimath finden können. „Das geht mich nichts an," sagt der Inspektor, „Er ist rechtzeitig gekündigt, die Wohnung ist anderweitig vergeben, Er wird auf die Straße gesetzt." — Ganz in der Ordnung! — Es geschieht, und Krischan Schult sitzt eines schönen Junitages mit Frau und sieben Kindern inmitten seiner Habseligkeiten auf der Straße, „den Himmel über sich zum Zelt und um sich her die Nacht."

Aber das geht doch nicht, hier muß doch etwas geschehen. — Krischan Schult meldet sich bei dem Herrn Landrath in Demmin und klagt ihm seine Noth.

„Wie lange hat Er in Käseke gewohnt?" fragt der Herr Landrath. — „Nägen Johr", ist die Antwort. — „Wo hat Er denn früher gewohnt?" — „Wahnt hemw ick vördem noch gor nich, ick bün ok so äwer de Grenz gahn un hemw in Käsch dunn frigt." — „Dann ist Er ja ein Mecklenburger." — „Ja, ick bün ut den Jvenack'schen, ut Bas'paul." — „Ist Er denn naturalisiert?" — „Dat weit ick gor nich, wat dat is." — „Dann haben wir nichts mit Ihm zu thun, dann muß Er nach Basepohl wieder zurück."

Der betreffende Befehl wird gegeben, Krischan Schult wird mit Frau und Kind, mit Sack und Pack aufgeladen und über die Grenze nach Basepohl, einem Gute des Grafen Plessen auf Jvenack, gefahren. — Er meldete sich bei dem Gutsinspektor D.: „Gun Dag ok, Herr, nu bün ick wedder hir." — „Wer is Hei, un wat will Hei?" — „Je, Herr, ick bün den ollen Jochen Schulten sin Sähn un hemw in Käsch wahnt; äwer de Preußen will'n mi dor nich länger behollen un hemwen mi mit Fru un Kinner äwer de Grenz bröcht." — „So? Also Fru un Kinner hett Hei ok noch? — Wo lang' wahnt Hei denn all in'n Preuß'schen?" — „Nägen Johr." — „Denn holl Hei sick jo bileiwe nich up! denn sett Hei sick fix wedder up den Wagen, dat Hei tau führen mitkümmt. — Wi nehmen Em hir nich wedder up." —

Krischan Schult setzt sich also wieder auf den Wagen und fährt nach Käseke zurück. — „So, Herr,“ sagt er zu dem Inspektor P., „wat nu?“ — „Je, wat nu!“ erhält er zur Antwort, „ick nehm Em hir nich wedder an.“ — „Na, denn möt ick mi woll wedder en beten an den Herrn Landrath 'ranneswenken,“ sagt Krischan Schult und geht nach Demmin. — „So, Herr, nu bün ick wedder hir,“ sagt er zum Herrn Landrath. — „Das sehe ich,“ erhält er zur Antwort; „aber hier bleibt Er nicht, Er muß wieder über die Grenze.“ — „Ja, denn helpt dat nich,“ sagt Krischan Schult, läßt sich mit Familie und Effekten wieder aufladen, nimmt Abschied von Käseke und hört nur noch, wie der Inspektor P. dem Fuhrknecht den Befehl giebt, er solle die Gesellschaft über die Brücke des Grenzgrabens fahren: „un dor ladst Du de Saken af un führst glik wedder taurügg, dat de Kirl nich wedder mitkümmt!“ — Das geschieht; gleich hinter dem preußischen Grammentiner Forst fließt der Grenzgraben; jenseits desselben auf der Basepohler Feldmark werden die Habseligkeiten abgeladen, der Wagen fährt zurück, und Krischan Schult hat die beste Gelegenheit, sich in Ruhe den mecklenburgischen, wie früher den preußischen Sternenhimmel anzusehen. — Es wird ihm dies jedoch langweilig, oder er sieht nicht recht was Besonderes daran, er meldet sich also wieder bei dem Inspektor D. in Basepohl: „So, Herr, nu bün ick wedder hir; un min Saken liggen all up des' Sid von de Scheid.“ — „Dor sälen sei nich lang' liggen bliwen,“ sagt der Inspektor, nimmt Mannschaft mit und läßt Kisten und Kasten wieder ins Preußische hinüberwerfen.

Dieser Fall mußte natürlich eine Menge Federn in Bewegung setzen, eine gute Anzahl Noten wurden über die Grenze hinüber und herüber gewechselt, und während der Zeit war Krischan Schultens Hausrath auch immer über die Grenze hinüber und herüber gewechselt, selbst die beabsichtigte Hinüberführung durch einen preußischen Gensdarmen scheiterte an der Wachsamkeit des Inspektors D., der an der Spitze von aufgebotenen Tagelöhnern sich dieser Gewaltmaßregel mit Glück widersetzte.

Aber Krischan Schult? — O, der war gut zu Wege; der lag mit den Seinen in der schönsten Jahreszeit im frischen grünen Walde.





Pfarrhaus zu Rittermannshagen unweit Basedow.

Giebelstübchen,
wo Fritz Reuter mit „Lowising“ sich verlobte.

Gartenseite
mit Lindenpromenade.

Der Oberförster zu Grammentin „fühlte ein menschliches Rühren" und gab ihm die Erlaubnis, sich aus Baumästen und Rasenstücken ein Wohnhaus zu bauen; die Umgegend unterstützte ihn mit Kartoffeln, er selbst ging auf Erntearbeit, und Frau und Kinder trieben Wegelagerei, zwar nicht vi, sondern bloß precario, und überfielen ehrenwerthe, ansässige Reisende mit einer schrecklichen Darstellung ihres heimathlosen Zustandes.

Wie die Leute sagten, stand Krischan Schult sich sehr gut dabei, und wir glauben selbst, daß er als freier Mann und unabhängiger Arbeiter in dieser deutschen Polizei-Idylle unter Vogelgesang und Wipfelrauschen das schönste Vierteljahr seines Lebens verlebte; aber — die Tage der Glücklichen sind gezählt — sowie sich der Notenhimmel der Grenzbehörden endlich dahin aufklärte, daß das ritterschaftliche Gut Basepohl sich entschieden weigerte, den Ausgestoßenen mit Frau und Kindern aufzunehmen, bezog sich der Himmel über dem Grammentiner Forst mit schweren Regenwolken, die Vögelmusik zog ab, und der Herbststurm brauste in den Wipfeln der alten Buchen. — Krischan Schult konnte es in seinem Sommerpalais eines Samojeden nicht länger aushalten, er ging wieder nach Demmin zum Landrath: „Herr, nu bün ick wedder hir" und sprach den dringenden Wunsch aus, von seinem Bivouak in ein regelrechtes Winterquartier geführt zu werden. Der Landrath sah die Dringlichkeit und Gerechtigkeit dieses Wunsches ein und wäre in Verlegenheit gekommen, wenn bei der Zweckmäßigkeit deutscher Polizeigesetze überhaupt eine deutsche Polizeibehörde in Verlegenheit kommen könnte oder dürfte. Die Zähigkeit der mecklenburgischen Ritterschaft in Heimathssachen hatte er erprobt, vielleicht war es möglich, daß das großherzogliche Domanium sich fügsamer zeigte. Krischan Schult wurde also seinem Sommervergnügen entführt, er wurde wieder mit Frau und Kind und Sack und Pack aufgeladen, nach Demmin gefahren und von dort in Begleitung von zwei Gensdarmen, um der Sache mehr Nachdruck zu geben, über die östliche Seite von Mecklenburg in das großherzogliche Amt Dargun geschafft.

Die Gensdarmen lieferten Krischan Schulten und ihre Begleit-

schreiben ab und ritten davon: „Gott sei Dank, den Kerl wären wir los!" —

Aber so schnell geht's nicht. — Die großherzoglichen Beamten sagten: „Was zum Kuckuck! geht uns der Kerl an? er mag tausendmal ein Mecklenburger sein, wenn er nicht aus dem Domanium gebürtig ist, können wir uns mit der Sache gar nicht befassen; der Kerl gehört der Ritterschaft an; fort mit ihm dahin, woher er gekommen ist!"

Die Herren hatten Recht; denn Mecklenburg scheidet sich in drei Landestheile, großherzogliches Domanium, Ritterschaft und Städte, die unter sich vice versa die Heimathsgesetzgebung energischer aufrecht erhalten, als dies sogar einem fremden Staate gegenüber geschieht; aber die Herren hatten auch Glück: der Zufall wollte, daß an diesem Tage des im Flecken Dargun abgehaltenen Herbstjahrmarktes wegen zwei mecklenburgische Gensdarmen zugegen waren. Diese wurden nun kommandiert, die Familie Schult wurde wieder aufgeladen und über die preußische Grenze geschafft.

Und da soll nun der höchst betrübende Fall eingetreten sein, daß zwischen der bewaffneten Macht zweier befreundeter Staaten auf der Grenze ein kleines Scharmützel stattgefunden hat, in Folge dessen die mecklenburgischen Gensdarmen ihre preußischen Herren Kollegen zwangen, die Familie Schult wieder mit nach Demmin zu nehmen, wo Schult, Vater, denn bei dem Herrn Landrath zum fünftenmal mit den Worten einrückte: „Na, Herr, nu bün ick wedder hir!"

Ein solcher Skandal war denn doch zu groß. Das landräthliche Amt in Demmin hatte alle seine Pfeile verschossen, und alle waren machtlos an dem dreifachen Panzer mecklenburgischer Heimathsgesetzgebung abgeprallt, die Sache mußte anderen Händen, den Händen der Regierung, übergeben werden. Die preußische Regierung nahm nun auch die Sache auf und fragte bei der mecklenburgischen an, welche gesetzliche Bestimmungen in Bezug auf die nach Preußen ausgewanderten und dort nicht naturalisierten Landeskinder in den mecklenburgischen Landen geltend wären. — Die Antwort war, daß alle, die zwei Jahre oder länger abwesend wären, oder im Auslande einen

eigenen Hausstand begründet hätten, als aus dem Unterthanenverbande ausgeschieden betrachtet würden. Und — fragte Preußen weiter — unter welchen Bedingungen erwerben die diesseitigen Landeskinder das Heimathsrecht in Mecklenburg? — Wenn sie fünfzehn Jahre ununterbrochen an einem und demselben Orte sich aufgehalten hätten, hieß es.

Dies war denn doch ein zu großes Mißverhältnis; die preußische Regierung drang auf gegenseitige Gleichheit in diesen Verhältnissen, und um ihrer Forderuug mehr Nachdruck zu geben, drohte sie widrigenfalls alle über die Grenze gegangenen und nicht naturalisierten Mecklenburger, eventualiter mit Frau und Kind, ausweisen und in ihr Geburtsland zurücksenden zu wollen. Es wurden auch in Wirklichkeit an der ganzen Grenze herum Recherchen nach den nicht naturalisierten Mecklenburgern angestellt, welche ein Ergebnis von dreißig- bis vierzigtausend Personen geliefert haben sollen, die alle nach mecklenburgischen Gesetzen in ihrem früheren Wohnort das Heimathsrecht verloren und in Preußen kein neues erworben hatten, die also, falls man sie über die Grenze geschickt hätte, als Heimathlose dem mecklenburgischen Landarbeitshause verfallen gewesen wären.

Eine so große Menschenmenge konnten denn doch die allerdings großen Räume des alten Wallenstein-Schlosses zu Güstrow, welches zum Landarbeitshaus umgewandelt ist, nicht fassen. Mecklenburg mußte sich Preußen gegenüber zu einer liberaleren Heimathsgesetzgebung verstehen, wie sie in der Gothaer Konvention ausgesprochen ist. In seinen eigenen Eingeweiden aber dauert die alte hartnäckige Verstopfung fort, und von einem lebendigen und erfreulichen Stoffwechsel zwischen Domanium, Ritterschaft und Landschaft ist keine Rede.

Und Krischan Schult? — Nun, dessen Schicksale sind nach obigem leicht zu ermessen. Mecklenburg mußte sich dazu verstehen, Krischan Schulten zurückzunehmen, remonstrierte aber mit Hand und Fuß gegen die Aufnahme von Weib und Kindern, als geborenen Preußen. Die Familie wurde einstweilen zerrissen, Frau und Kinder blieben in Preußen, und Krischan Schult wurde über die mecklenburgische Grenze gejagt — endlich mit Erfolg. Das Gut Basepohl

weigerte sich, ihn anzunehmen, wozu es auch durchaus nicht verpflichtet war; in dem Domanium und den Städten fand er natürlich erst recht keine Aufnahme, und so war er denn vor dem Gesetz ein heimathloser Vagabund, der ins Landarbeitshaus gehörte, dessen friedliche Räume ihn denn auch aufnahmen.

Ob er später ein anderweitiges Unterkommen gefunden hat, ob er wieder mit seiner Familie vereinigt worden ist, wissen wir nicht. Wir haben diese Geschichte nur so erzählt, wie das allgemeine Interesse, welches begreiflicherweise dieser eklatante Fall, namentlich bei den Ausgewanderten, hervorrufen mußte, sie zu jener Zeit täglich besprach.

Man hat nachträglich behauptet, Krischan Schult sei ein Taugenichts gewesen, aber ändert das etwas an der Sache selbst? Und — wäre er ein dreimal geschliffener und facettierter Tugendspiegel gewesen, eingefaßt in den vergüldeten Rahmen frommer Denkungsart, wäre er nicht in dieselbe Lage gekommen? — — —

„Ih," meinte Reuter, „weshalb soll ich mir etwa solche Gemüthlichkeit zuziehen? Will lieber Himmel und Hölle in Bewegung setzen, mir ein Fleckchen Heimath zu suchen." Dies ist ihm denn auch, wie wir sahen, nach vielen Widerwärtigkeiten und starker seelischer Aufregung endlich gelungen.

Am 16. Juni 1851 war die Trauung des zukünftigen großen Volksschriftstellers und seiner „Luising". Die vor mir liegende Kopulations-Urkunde, vom Vater der Braut bezw. Neuvermählten ausgestellt, hat den folgenden Wortlaut:

„Herr Heinrich Ludewig Christian Friederich Reuter, Rentier in Treptow an der Tollense, wurde mit seiner Verlobten, der Jungfrau Maria Luise Charlotte Kuntze in Roggenstorf am 16ten des Monats Juny im laufenden Jahr 1851 allhier in der Kirche durch den Herrn Präpositus Schliemann aus Kalkhorst ehelich eingesegnet.

Aus dem hiesigen Kirchenbuche wird Vorstehendes hiermit aufs Bündigste bescheinigt.

Roggenstorf, im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin,
am 30sten Juni 1851. (L. S.) Kuntze, Pastor."



Marie Peters geb. Ohl.
Letzte photographische Aufnahme.



Oekonomierat Fritz Peters.
Letzte photographische Aufnahme.

Das Reuter'sche Ehepaar genoß im bescheidenen, trauten Heim das reinste Glück, den Lebensunterhalt sich verdienend durch Stundengeben, woran auch Luising als Klavier- und französische Sprachlehrerin sich beteiligte, durch Porträtmalerei und bald und besser noch durch die Dichtkunst. Hierzu hatten ihn vornehmlich ermuntert Justizrat Schröder in Treptow, Fritz Peters auf Thalberg, sowie der dort als Wirtschafter thätige, voller Schnurren steckende Rudolf Wienck, Mecklenburger von Geburt, ein tüchtiger Ökonom und lustiger Mensch, der später das von Peters gepachtete Gut Stolpe bei Anklam verwaltete, wohin Reuter öfters zu Besuch kam. Dieses Kleeblatt lieferte den meisten Stoff für die „Läuschen un Rimels“, deren erster Band im November 1853 erschien. „Ich bin in das Schriftstellern hineingekommen,“ schrieb er am 29. August seiner Lieblingsschwester Lisette, „und will darin fortfahren; es scheint, als wenn ich darin Glück habe. Krull in Neubrandenburg hat 100 Exemplare von meinen Poesien bestellt, Kaibel in Waren dito.“

In rascher Reihenfolge kamen heraus die „Polterabendgedichte“, die poetische Erzählung „De Reis' nah Belligen“, Grischow gewidmet, mit der sich selbst und seine Vergangenheit mit köstlicher Ironie skizzierenden Vorrede, sowie das nach einjährigem Bestehen wieder eingegangene „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“.

In diese Zeit fällt ein hochdeutsches, für Reuters politische Auffassung merkwürdiges Gedicht, eine Schilderung Deutschlands, wie es durch den Bundestag 1815 konstituiert worden war, dem vor allem ein ernster Mann Not that. Wie nachmals in Bismarck, erblickte Reuter damals in Ernst Moritz Arndt einen solchen; denn Arndt ist offenbar am Schluß des Gedichtes gemeint. Hier stehe es:

Das deutsche Haus.

Im „Deutschen Hause“ kehrt' ich ein,
Es war ein alter, finsterer Bau,
Die Giebel hoch, die Wände grau,
Die Einfahrt weit, die Fenster klein.
Ein Dutzend Erker streckten ihre Nasen

Nach Westen, Osten, Süden, Norden;
Doch war von früherm Sturmesrasen
Manch schöner Erker losgerissen worden.

Vor vierzig Jahren baute man das Haus
Nach einem neuen Plane aus;
Doch zu viel Meister hatten drin ihr Schalten:
Der baut' sich Säle, der ein Kämmerlein,
Hier flickte man, dort riß man ein,
Und hier und dort ließ man's beim Alten.
So sieht denn nun das alte Haus
Von außen noch ganz altersgrau,
Doch binnen bunt und scheckig aus:
Hier weiß und schwarz, dort weiß und blau,
Hier gelb und grün, dort gelb und roth.
Ein jeder folgte eigenem Gebot
Und malte sich sein eigenes Quartier
Nach dem Gesetz: car tel est notre plaisir.

Nun, wie gesagt, ich kehrt' auf meinen Wegen
Einst in dem „Deutschen Hause" ein;
Ein lock'ger Kellner kommt mir fein entgegen.
„Mein Sohn, ich wünsch' ein Gläschen Wein."
„„Yes!"" zischt der Bursch mich an, „„Yes, Sir!""
„Ach so! Sie sprechen Englisch, Louis?"
Der Bursch macht seinen Diener: „„Oui."" —
„Und auch Französisch?" — „„Ja, mein Herr!"" —
Das war doch was! Auch Deutsch im „Deutschen Hause"!

Ich trete in die alte Klause
Und treffe in dem fröhlichen Gewimmel
Von heitern Gästen Vetter Micheln,
Hier trinkt er guten preuß'schen Kümmel,
Dort bayrisch Bier, dort wird er Rheinwein picheln.
In angeborener Gemüthlichkeit
Thut er sich 'mal 'ne Gütlichkeit
Und ist schon zu verschiedenen Begeisterungen
Und patriotischen Liedern durchgedrungen,
Und ist beinahe schon bereit, die Schäden
Des theuren Vaterlandes aufzudecken,
Was Neues von Verfassung auszuhecken,

Und will schon zehn Jahr Festung an den Hals sich reden,
Da rauscht ein wildes Sturmgebraus
Von Westen her ums deutsche Haus,
Die Fenster klirren und die Pfosten schüttern,
Der schnöde Westwind läßt den Bau erzittern,
Er dröhnt, er bebt in seiner Veste,
Und die Gemüthlichkeit der Gäste
Hat plötzlich aufgehört. — Man rennt, man schreit,
Zankt über Ungemüthlichkeit
Und schleppt herbei die morschen Stützen;
Auch Michel will nach Kräften nützen, —
Denn Michel ist ein braver Mann —
Drängt wacker sich zum Retten an.
Da stürzt 'ne Schaar von alten Weibern
Auf unsern guten Michel ein,
Die hemmen ihn mit dürren Leibern
Den Weg und flehen, bitten, schrei'n:
„Erst, guter Michel, komm herbei
Und rett' uns unsern Hirsebrei!
Wenn's deutsche Haus und seine Essen zittern,
So könnt der Ruß in unsre Suppe schüttern;
Ach, lieber Michel, komm, ach schütze —
Nachher das Vaterland — erst unsre Grütze!"

Und Michel, folgsam von Natur,
Seit lange schon in prächtiger Dressur,
Will schon die alte Grütze bergen,
Da tritt ein ernster Mann herein,
Ein Riese schien er unter Zwergen:
„Halt!" sprach er, „Halt, das soll nicht sein!
Du, Michel, sollst Dich nicht erniedern,
Dein Ruhm der lebt, der Name Dein
In Schriften und in Liedern.
Das alte gute ‚Deutsche Haus'
Steht fest in seinen Gründen,
Das hält noch viele Stürme aus
Und trotzet allen Winden.
Und wird die neue Kleckserei
Vom Regensturm verschwemmet,
Kein großer Schade ist dabei.

Fort, was uns drückt und hemmet!
Dann bau'n wir es aufs neue aus
Und schützen's mit unsern Leibern;
Nun laß uns aber erst das Haus
Von alten Weibern säubern."

Dieses sehr drastische satyrische Spiegelbild der damaligen deutschen kleinstaatlichen Zustände seit, nach und trotz der Bundesakte vom 8. Juni 1815 bedarf wohl keines Kommentars.

Dem alten Arndt, dessen wahres und wackeres Wort über die jammervollen bäuerlichen Verhältnisse speziell in Norddeutschland Reuter dankbar begrüßt hatte, sandte er alsbald seine ja von der nämlichen Tendenz getragene epische Dichtung „Kein Hüsung", in den Begleitzeilen ihn das Vorbild seiner Jugend, den Ehrengreis des Vaterlandes nennend; auch legte er noch ein Buch heiteren Inhalts bei. Antwort scheint er nicht erhalten zu haben, wenigstens fand sich in seinem Nachlasse kein Schreiben Arndts. Und doch nahm derselbe die Sendung sehr freundlich auf und äußerte sich in der „Kölnischen Zeitung" vom 23. Juni 1858 also:

Fritz Reuter.

Dieser mecklenburgische plattdeutsche Dichter verdient genannt zu werden. Seine Gedichte „De Reis' nah Belligen" und „Kein Hüsung" werden sich von selbst Bahn brechen. Sie melden eine glücklichste reiche Laune und die Gabe trefflicher Natur- und Herzensschilderung. Sie sind eine wahre Bereicherung der plattdeutschen Mundarten, sprechen die Sprache, welche zwischen der Tollense und Mittel-Elbe in Süd-Mecklenburg und in der Altmark und Priegnitz gilt, eine vollere und kräftigere Mundart, als die gegenwärtige ditmarsische Groths, deren Laute seit Kösters Tagen fast etwas dünn und schwächlich geworden sind.

E. M. A.

Leider scheint die kurze, aber kräftige Anerkennung eines Mannes, der die plattdeutsche Sprache selbst von Jugend auf kannte, dieselbe deutschtümliche Gesinnung in Worten und in Weisen bethätigt hatte, unserem Reuter nicht zu Gesicht gekommen zu sein. Wie sehr übrigens Reuter dem kernigen deutschen Manne Verehrung zollte, geht aus einer kleinen Improvisation hervor. Der bayrische Feldmarschall Fürst Philipp Wrede sollte in Öls nach französischem Muster alles



Frau Doktor Mathilde Adam.

Nach einer Kreidezeichnung von Fritz Reuter.

herzogliche Schloßsilber mitgenommen haben, so berichtete Arndt in seinem Buche „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein," und wurde deshalb, obgleich ein halbes Jahrhundert seit jenem Vorfall vergangen war, von Bayerns Regierung angeklagt und, da er sich weigerte, vor dem bayrischen Gerichte zu erscheinen, 1858 in contumaciam zu zweimonatigem Gefängnis verurteilt. Dieser Prozeß erregte peinliches Aufsehen. Darauf bezüglich sprach Reuter, just bei Peters das Bildnis Arndts erblickend, aus dem Stegreif die Verse:

Ernst Moritz Arndt
Sei freundlich gewarnt,
Arndt Moritz Ernst,
Daß Du Dich nicht entfernst
Über die bayrischen Grenzen!
Dort wird man Dich stenzen*)
Und stellen zur Rede
Von wegen Fürst Wrede.

Ostern 1856 zog unser Dichter nach Neubrandenburg und richtete sich dort mit Luising behaglich ein. Jetzt begann seine schönste Schaffensperiode. Auf einer kleinen Erholungsreise schrieb er, beim Inspektor Wienck zu Stolpe weilend, am 12. August seiner Frau das folgende Briefchen:

„Liebes Wiesing,

Diesen Brief erhältst Du schon aus Stolpe bei Anklam. Meinen Dir schon gemeldeten Reiseplan über Demmin habe ich aufgegeben und bin am Freitag voriger Woche von Stavenhagen nach Thalberg gereist, weil sich mir Gelegenheit dazu bot; in Thalberg bin ich am Sonnabend geblieben und am Sonn-

---

*) stenzen = unterdrücken, hart behandeln, zusetzen. Vergl. das Läuschen „Dat Johrmark", worin es heißt: „De Jud', dei makt noch irst Sperenzen, dat dat tau vel an Brillen wier; doch Korl, dei deiht den Juden stenzen." — Was obiges Ereignis betrifft, so hielt Arndt die Wahrheit seiner Erzählung unerschütterlich aufrecht, auch Treitschke dieselbe für unanfechtbar, konstatierte dann aber, daß doch ein Irrtum obwalte (Arndt und Wrede. Von Heinrich von Treitschke. Preußische Jahrbücher 1882. Band 49. S. 320 folg.).

tag hierher gelangt theils mit der Post, theils zu Fuß. Peters und Frau sind am Sonntag nach Liepen gefahren. Sie läßt Dir sagen, Du möchtest doch Deine Reise so einrichten, daß Du am 28sten, ihrem Geburtstag, nach Thalberg kämst. Justizrath Schröder hat mich zu übermorgen zum Geburtstagsdiner eingeladen, ich werde aber nicht Folge leisten, der Entfernung und der Kosten wegen. In Treptow, wo ich ein paar Stunden weilte, habe ich die Gelegenheit wahrgenommen, das viel Unruhe machende Lustspiel (‚Onkel Jakob und Onkel Jochen') dem p. Werner vorzulesen; leider kam es der Abreise wegen nicht zu Ende. Werner war der Meinung, daß es sich in Norddeutschland aufführen lasse, und daß es gefalle; aber Werner ist wohl nur eine dürftige Autorität. Nachricht aus Schwerin habe ich nicht, kann sie auch wohl nicht haben. Vielleicht ist Bilguer*) gar nicht zu Hause; das wäre denn fatal. An Kunike**) habe ich heute morgen geschrieben und habe ihm die Anfrage gestellt, was er wohl zur Herausgabe der Memoiren eines Fliegenschimmels, der Episode aus meinem Leben und einer noch zu schreibenden Lebensgeschichte von Bräsig meine. Hier werde ich nun das landwirthschaftliche Ding vollenden und absenden.

Mir geht es sehr gut; ich bin so wohl wie fast noch nie, steh' des Morgens zeitig auf und arbeite den Vormittag, des Nachmittags wird gebummelt, geangelt und gewirthschaftet. — Aber Du fehlst mir an allen Ecken und Kanten. Wenn man einmal eine Frau hat, von der man so viel hält, als ich von Dir, sollte man sie auch immer um sich haben. Gestern Abend dachte ich recht mit Sehnsucht an Dich; aber — aber. Wenn meine Briefe kurz ausfallen, mein liebes gutes Kind, so rechne mir das nicht als Nachlässigkeit an; ich schreibe desto öfter, und meine Freude, Dich wiederzusehen, wird Dir mehr sagen als alle Briefe.

Gott gebe Dir Gesundheit und Glück! Grüße alle von mir recht herzlich und schreibe, wie Du Dich befindest.

Mit zärtlicher Liebe

Dein Fritz."

Die harmonische Übereinstimmung beider Gatten, welche verständnisvolle Teilnahme Luise dem schriftstellerischen Schaffen ihres Mannes entgegenbrachte, wie stolz sie auf seine anfangs sehr bescheidenen Erfolge war, beweist eine Niederschrift von ihrer Hand über den Eindruck der ersten Rezension von Robert Prutz im „Deutschen Museum" (November 1857), der bald darauf Julian Schmidt in

*) Major August von Bilguer in Schwerin, nachmals General der Infanterie. Auf ihn bezieht sich die Anmerkung meiner „Reuter-Tage, Bd. I, 3. Aufl., S. 50.

**) Theodor Kunike in Greifswald, Reuters erster Verleger.

den „Grenzboten“ folgte. Franz Sandvoß, der Ordner des der Schiller-Stiftung vermachten „Reuter-Koffers“, fand die Aufzeichnung und hat in dem angefertigten Katalog bemerkt: „Äußerst interessanter, rührender Bericht; doch scheint derselbe, vielleicht aus falscher Rücksicht auf Claus Groth, der verdienten Mitteilung an das Publikum noch zu harren.“ Luise notierte nachträglich darunter: „Erste Recension außerhalb Mecklenburgs, von uns damals mit Freudenthränen begrüßt.“ Mir hatte des Dichters Witwe dies Blatt bereits 1883 unterbreitet. Somit sei dies schöne Zeugnis gegenseitigen Vertrauens zwischen Fritz und Luise, ihres gemeinsamen Denkens und Fühlens, der Öffentlichkeit nicht länger vorenthalten:

„Ich weiß es noch wie gestern! Mein Fritz kehrte von seinem alltäglichen kleinen Mittagsgange heim, steckte wie gewöhnlich den Kopf in die Küche (hart an der Treppe) und rief hastig: „O, komm 'mal schnell!“ — ich zu ihm ins Zimmer. „Da haben sie mich schön mitgenommen, hör' nur!“ Er öffnete ein Journalheft, das er mitgebracht und las: „Seit Claus Groth mit seinem sprudelnden 2c. 2c. —“ „„Ach Gott!““ klagte ich, „„immer Claus Groth, — und nie Fritz Reuter.““ — „Laß,“ beschwichtigte er mit sonderbar klingender Stimme, „das kommt noch ganz anders.“ Er las weiter, und ich horchte und horchte. Aber was hörte ich denn? „Dies ist der Mecklenburger Fritz Reuter — —“, weiter kam er nicht, — und wie oft die Vorlesung noch unterbrochen, mag der wissen, zu dem wir beide damals gebetet wie nie in unserem Leben. — — — Einige Abende vorher in der Dämmerungsstunde warf Fritz im Zimmer auf- und abgehend so hin: „Ja, Du sagst wohl, ich fände Anerkennung, aber außer meinem engeren Vaterländchen und dessen Umgegend nimmt doch kein Blatt von mir Notiz, was doch Claus Groth so schnell erreicht!“ — „„Aber, Fritz, wenn dann die Besprechung schlimm ausfiele?““ — Das erfüllte mich stets mit Unruhe. „Ih“, meinte er, „Notiz nehmen ist immer besser, als todtschweigen, — und den Hals können sie mir doch auch nicht abreißen.“ — — — Oh, wie habe ich ihm diese erste Recension gegönnt!“

Jahre nachher, als sein Name eine europäische Berühmtheit erlangt hatte, schrieb die treue Lebensgefährtin ihrem in einer Kaltwasseranstalt weilenden Manne, wie ein Wanderbursch an die Thür der Villa in Eisenach geklopft und sich bescheiden ein Exemplar eines Reuterschen Buches, vielleicht „Hanne Nüte“, ausgebeten habe, aus dem er habe vorlesen hören, das zu kaufen er leider zu arm sei; sie

habe gern seinen Wunsch erfüllt, sich an seiner strahlenden Freude geweidet, wie er gerührt dankend sich entfernte; dann, als derselbe nach einiger Zeit zurückkehrend wieder klingelte, habe sie, auf eine Bettelei gefaßt, schon bereut, nicht gleich auch ein Geldgeschenk gereicht zu haben, obwohl der junge Mensch einen zu wohlgesitteten Eindruck machte; aber siehe da! — seine nachträgliche Bitte ging nur dahin, in das Buch zu schreiben, daß sie es ihm wirklich verehrt habe, sonst würden seine Leute es ihm doch nicht glauben. „Nächst der ersten Recension," fügt Luising hinzu, „hab' ich nicht so tief mit Dir gefühlt."

In der That hatte die Besprechung von Prutz das Augenmerk aller Freunde plattdeutscher Sprache und Litteratur auf den mecklenburgischen Poeten gelenkt. Seine im Selbstverlag erschienenen „Läuschen un Rimels" mußten wiederholt gedruckt werden. „Kein Hüsung" war bei Kunike in Greifswald herausgekommen. Reuter sandte demselben am 19. Januar 1859 die nachstehenden interessanten Zeilen, worin er in Bezug auf den Absatz seiner Bücher bereits mit größeren Zahlen rechnen konnte:

„Bester Freund,

.... Ich erinnere mich eines Versprechens, Ihnen die ‚Läuschen un Rimels' zu überlassen, falls die an Dietze in Anklam verkaufte Auflage vergriffen sei. Dieser Fall ist jetzt eingetreten. Dietze meldete mir schon vor Weihnacht: wir müßten eine neue Auflage veranstalten, machte dabei die abentheuerlichsten Vorschläge und Kapriolen, die mich so verdrossen, daß ich nicht antwortete; nach Neujahr rückte er mit der Sprache deutlicher heraus, ich hatte mich aber so über die Art seiner Geschäftsmanieren, sowie über einen Ihnen bei Gelegenheit mitzutheilenden unaufrichtigen coup geärgert, daß ich ihm definitiv jede Geschäftsverbindung aufgekündigt habe.

Nicht um zu renommieren oder um einen höheren Preis herauszuschlagen, sondern bloß um Sie von jeglicher früher unter uns verabredeten Verbindlichkeit frei zu machen für den Fall, daß meine Forderungen Ihnen nicht acceptable erscheinen, melde ich Ihnen, daß sich mehrere Buchhandlungen, unter andern Hinstorff-Wismar, Hildebrand-Schwerin und, wie Ihnen die Beilage zeigen wird, Meyer-Hamburg, um den Verlag beworben haben. Ich habe allen vorläufig abschlägliche Antworten zugehen lassen, weil ich mit Ihnen in Verbindung stände.

Da nun auch, soweit ich übersehen kann, die zweite Auflage ‚Läuschen un Rimels, neue Folge' in kurzer Zeit vergriffen sein dürfte (ich habe mir schon



Treptow an der Tollense, vom Klosterberg aus gesehen.
Nach einer Lithographie.

von einzelnen Buchhandlungen Retoursendungen machen lassen müssen, um andere Bestellungen zu effektuieren) und ich diese beiden Bände ungern trennen möchte, so biete ich Ihnen die dritte Auflage dieses opus ebenfalls an und formuliere meine Bedingungen folgendermaßen:

Sie erhalten 1, die vierte Auflage von ‚Läuschen un Rimels erster Theil‘, den bisher Dietze hatte, in 1300 Exemplaren, vierzig Freiexemplare für mich, Ladenpreis 1 Thaler, Buchhändlern $33^1/_3$ % und ad libitum 1 Freiexemplar auf 12.

2, die dritte Auflage von ‚Läuschen un Rimels, neue Folge‘, ganz gerade unter den obigen Bedingungen und zahlen mir für jede dieser Auflagen 300 Thaler preußisch Courant beim Beginn des Drucks, also für beide 600 Thaler; dabei verspreche ich, die Korrektur zu besorgen und die beiden Bände einer sehr sorgfältigen Bearbeitung in orthographischer Beziehung zu unterziehen.

Gefallen Ihnen diese Bedingungen, so erwarte ich Ihre freundliche Zuschrift baldigst und werde mich dann auf die ordinäre Post setzen, um mit Ihnen persönlich zu konferieren über die Übernahme der etwaigen Reste vom ersten und zweiten Bande, sowie auch über die zu treffende Einrichtung: meine sämtlichen opera unter Ihrer Firma erscheinen zu lassen.

Nun antworten Sie bald, und wenn wir uns in der Hauptsache einig sind, so werden die Nebensächlichkeiten sich leicht arrangieren lassen, und ich komme dann . . . .

Grüßen Sie Wuthenow aufs herzlichste, auch ebenso freundlich Ihre Herren Brüder von Ihrem

Fritz Reuter.

Den Brief von Meyer lege ich deswegen bei, weil ich glaube, daß sich auch für ‚Kein Hüsung‘ bessere Aussichten entwickeln.“

Theodor Kunike hat am Rande mit Bleistift kurzer Hand bemerkt: „Abgelehnt“, ohne Ahnung, welche Offerte er zurückwies: Die Ausgabe sämtlicher Werke von Fritz Reuter — „ist ehrenvoll und bringt Gewinn“; das wird er schwerlich vermutet haben, hätte sich sonst nicht selbst darum gebracht, um den Ruhm und Reichtum!

Wenn übrigens der angesehene Antiquar und Buchhändler J. S. Meyer in Hamburg sich bewarb, so war dies vornehmlich der Propaganda zu danken, welche damals Friedrich Dörr und Heinrich Zeise in der alten Hansastadt zu Gunsten Reuters machten. Noch kurz vorher wollte dort niemand etwas von ihm wissen. Als er 1858 den zweiten Band seiner „Läuschen un Rimels“

gesammelt hatte und für den Debit eines Selbstverlags, den er betrieb, einen Hamburger Sortimenter suchte, fand sich keiner, der sich auch nur zu diesem ungefährlichen Geschäft gewinnen ließ.

Aber auch in dieser Sturm- und Drangperiode hielt Reuter den Kopf hoch und verlor weder seinen beneidenswerten Humor noch das Vertrauen auf die Menschheit.

Seine Beziehungen zu Hamburg waren angeknüpft durch den derzeit dort als Leiter einer höheren Knabenschule wirkenden Dr. Friedrich Dörr, nachmaligen Redakteur des „Altonaer Merkur“ und Kriegskorrespondenten, lange und gegenwärtig noch Lektor im litterarischen Bureau des Königlich preußischen Staatsministeriums. Derselbe verfaßte u. a. auf Veranlassung keines Geringeren als Bismarck ein anonym erschienenes „Plattdütsches Volksbok“ und hatte gerade für das Jahr 1858 einen „Plattdütschen Volkskalenner“ begründet, der sich ganz auf seinem rechtmäßigen Gebiete hielt: Volksleben, Volkslieder, Volkssprüche, und eine Fundgrube für dergleichen Denkmäler zu werden versprach, auch mit meist recht wertvollen Originalbeiträgen guter heimischer Autoren: ein sehr verdienstliches Unternehmen, das nach drei Jahren des Bestehens leider an der Teilnahmlosigkeit des Publikums zu Grunde ging. Reuter leistete der Aufforderung zur Mitarbeiterschaft fleißig Folge und sandte für den ersten Jahrgang das Läuschen „Anners möt't warden“; der zweite brachte von ihm „Von't Pird up den Esel“ und „Wenn't kümmt, denn kümmt't mit Hupen“, der dritte die Erzählung „Wat bi 'ne Aewerraschung 'rute kamen kann“ und das Gedicht „De Wesenbarger Klock“. Zu der Geschichte „Von't Pird up den Esel“ befand sich eine Zeichnung, auf der Reuter als Knabe von Onkel Matthias eine Ohrfeige erhält. Auf dieses Bild bezieht sich der Teil eines Briefes von Reuter an Dörr, den Wilbrandt ohne Nennung des Adressaten in seiner biographischen Skizze abdruckt. Im Herbst 1858 war nämlich durch die Stralsundische Zeitung die falsche Nachricht vom Tode des Dichters verbreitet worden. Erschreckt schrieb Dörr darauf sofort an die „Witwe“ und empfing alsbald von ihm selbst eine überaus launige Epistel, die mit den Worten begann: „Lieber Freund, Man geht nicht mit mir

um, wie recht ist: Sie lassen mir Seite 24 Ihres neuen plattdeutschen Kalenders vor aller Leute Augen Maulschellen geben, ein anderer Quidam versucht es, mich litterarisch todtzuschlagen, und nun kommen die Zeitungen und schlagen mich physisch todt.“ Dieses Briefbruchstück wird erst durch den Hinweis auf jenes Bild ganz verständlich.

Dörr bewahrt noch Reuters Honorarbescheinigung über zwei Thaler preußisch Courant für den Beitrag des ersten Läuschen. Die kaufmännisch quer geschriebene Quittung begleiteten nachstehende Zeilen aus Neubrandenburg vom 15. Februar 1858:

„Sie haben in mir einen saumseligen Korrespondenten; indessen jetzt habe ich doch meine Trägheit im Briefschreiben so weit überwunden, daß ich Ihnen über die Zusendung meinen Dank sagen kann. Umstehend werden Sie das Geschäftliche unserer Angelegenheit finden. — Wie gefällt Ihnen ‚Kein Hüsung‘? Ich habe die entgegengesetztesten Urtheile darüber erfahren. Der Norddeutsche Korrespondent in Schwerin hat mich mit einer höchst pikanten Schimpfbrühe begossen; anderswo, z. B. im Prutzischen Museum, bin ich besser fortgekommen. — Haben Sie vielleicht in Hamburg Theaterkonnexionen? Ich habe ein hochdeutsches Lustspiel geschrieben, welches in Schwerin, wohin ich es eingesandt habe, aufgeführt werden soll; können Sie mir und würden Sie mir wohl für Hamburg gefällig sein?“

Es handelte sich um „die drei Langhänse“, welche dort ungeachtet aller Bemühungen keine Stätte fanden. Später wurde dies amüsante Verwechselungsstück*) an mehreren Bühnen, u. a. am Berliner Wallner-, Bremer Stadt-, Hamburger Thalia- und Schweriner Hof-Theater mit lebhaftem Beifall gespielt, ja ist noch von Zeit zu Zeit gern gesehen. Doch was galt damals Reuter dem großen Publikum?! Desto mehr wußte aber ein kleiner Kreis von intimen Kennern und Verehrern der niedersächsischen Art den Wiedererwecker des schlummernden Dornröschens in dem Manne von altem Schrot und Korn herauszufinden, der urwüchsig und ursprünglich, natürlich und gesund, echt und treu das Volksleben, die Volkssprache erfaßte und begriff, der in Scherz und Ernst Töne anschlug, die, sobald sie einmal gehört worden waren, widerhallten, un-

*) Vergl. über dasselbe die köstliche Epistel an Richard Schröder und sonstige dramaturgische Mitteilungen im ersten Bande meiner „Reuter-Tage“ 3. Aufl., S. 69 folg.

vergeßlich, der fast in einem Atemzuge uns lachen und weinen machte, unsere Seelen erfüllte voller Leid und Lust, so wahr und so warm, so weich und wohlig, so köstlich und tröstlich, heiter und humoristisch, wie die germanische Litteratur seines Gleichen vordem nicht gekannt.

In dem Weltemporium an der Elbe lernte Reuter gelegentlich seines ersten Besuches, durch Dörr, bei dem er vier Tage lang gastliche Herberge hatte, im Spätsommer 1858, Ritter vom Geiste kennen, deren ungeschminkte Huldigung und ehrlich kundgegebene Bewunderung für sein Talent, sein Genie ihn, den Bescheidenen, nicht etwa stolz und eitel werden, wohl aber die Überzeugung gewinnen ließ, daß er mit seiner Schriftstellerei auf dem rechten Wege sei, der da führt zu den Herzen der Menschen.

Abends trafen sich in Schmidts Tivoli die Herren, unter ihnen Endrulat, Strodtmann, Walesrode, Zeise, auch Rittershaus, der als Vertreter einer rheinischen Weinhandlung gerade nach Hamburg gereist war. Johann Meyer von Kiel, damals in Itzehoe, der liebenswürdige plattdeutsche Poet, wurde ebenfalls erwartet, entschuldigte sich aber wegen Krankheit. Ihm schrieb Reuter alsbald: „Freund Dörr hatte es gut mit mir im Sinn, als er mich auf Ihre Bekanntschaft einlud; aber der gute Wille reicht nicht immer aus, wenigstens diesmal nicht. Aus dem allgemeinen Bedauern, welches sich an dem fröhlichen Abend über Ihr Ausbleiben aussprach, konnte ich abnehmen, was Sie Ihren Freunden sind, und was Sie mir hätten sein können. Aber, habe ich Sie nicht, so habe ich doch Ihre Schriften, und selten gab es deren, die ein so treuer Spiegel des Verfassers sind, als die Ihrigen; aus jeder Zeile guckt Jan Meyers Gesicht hervor, bald mit dem ernsten, bald mit dem schelmischen Ausdruck, und immer gesund. Es ist doch wahr, das Beste im Leben wie im Dichten ist die Gesundheit.“

Als die Versammelten beim Gläschen saßen, überraschte Reuter sie, indem er ein Manuskript aus der Tasche zog und vorlas: es war der Anfang von „Hanne Nüte“. Die herzige „Vagel- un Minschengeschicht'“ mit ihren gemüt- und humorvollen Scenen rief ungeteiltes Entzücken hervor.



Stadtkirche
in Treptow a. T.



Neubrandenburger Thor
in Treptow a. T.

In vielen Beziehungen war der Hamburger Aufenthalt für ihn angenehm und nützlich. Das bunte Leben und Treiben auf Markt und Straßen, Handel und Wandel am Hafen, sowie die verschiedenartigen Typen und Trachten der arbeitenden Klasse interessierten ihn, den aufmerksamen Beobachter, außerordentlich; und mit Behagen lauschte er der originellen Redeweise und Mundart der Schiffer, Quartierleute, Ausrufer und Vierländerinnen. Sonntags machte Dörr mit ihm eine Fahrt durch Hamburgs Umgebung; sie landeten zuletzt auf der Uhlenhorst, wo der ältere Fritz mit dem jüngeren Friedrich bei einer Flasche Rotwein Schmollis trank. Am Montag reiste Reuter nach Lübeck, um dort seine Luise abzuholen, die bei ihren nach Dassow übergesiedelten Eltern weilte. Zum Andenken hinterließ er dem Gastfreunde seine in Hamburg heimlich hergestellte Photographie, wovon er ein zweites Exemplar an Johann Meyer sandte. Dies Bild, Kniestück, zeigt ihn auf der Höhe seines Lebens und Strebens, wenn auch noch nicht seines Schaffens, obwohl die „ollen Kamellen" ihm schon durch den Kopf gingen: er sitzt im Sessel, den linken Arm aufs Knie, den rechten leicht auf ein Tischchen gestützt. Ein sonniger Humor leuchtet aus seinen Augen, die schalkhaft durch die Brillengläser schauen; auf den Lippen liegt ein köstliches Lächeln, — er hat so recht den Schelm im Nacken. Ja, das ist ganz der gutherzige Menschenfreund und große Menschenschilderer.

Unter den neuen Hamburg-Altonaer Bekannten fühlte Fritz Reuter sich noch ganz besonders hingezogen zu einem anderen Bruder in Apoll, Heinrich Zeise, der neben eigener gedankenreicher und formvollendeter Lyrik auch aus dem Dänischen übersetzte.

Aus der geräuschvollen hanseatischen Republik in die stille mecklenburgische Residenz zurückgekehrt, fand Reuter ein Bücherpacket vor. Er dankte in einem Briefe aus Neubrandenburg am 22. September 1859:

„Mein lieber, bester Zeise,

Sie haben mich wirklich hocherfreut durch die Zusendung Ihrer opera, mehr aber noch durch die mir gewordene Gewißheit, daß Sie mich noch nicht vergessen haben; ich denke mir das bei den Großstädtern gar zu leicht; mir wird Ihr freundlicher, behaglicher Umgang fortwährend im Gedächtnis bleiben. —

Verlangen Sie keine Kritik von dem kritiklosesten Menschen der Welt; doch soviel kann ich sagen, daß der Fechter von Ravenna ebenso wenig die Kritik verträgt, als das beifolgende Werk von mir.

Ihre Gedichte habe ich sogleich, nachdem ich hie und da genascht habe, zum Buchbinder geschickt, damit Sie, wenn Sie mich einmal besuchen, schon an dem Einband und an der Stelle, wo ich sie herbergen werde, sehen, wie hoch ich Ihre Freundschaft zu schätzen weiß. Andeth von Oehlenschläger ist mir noch ganz unbekannt.

Sie müssen fürs Erste mit meinem Erstling, der in höchst ungeschlachter Weise auftritt, vorlieb nehmen; im Laufe des Jahres füge ich dann noch ein Heft Erzählungen unter dem Titel ‚olle Kamellen' hinzu, und dann erst denke ich an die Vollendung von ‚Hanne Nüter' (so!) zu gehen, der sich wohl erst im nächsten Jahre Ihnen präsentieren dürfte.

Nun noch eine Bitte! Wenn Sie einmal eine Anekdote aufgabeln, der Sie die vis comica anschmecken, und die die Luft vertragen kann, so merken Sie sich dieselbe für mich etwas an; aus dem Leben gegriffene, specifisch Hamburgische wären mir die liebsten; ich könnte mir dadurch mit der Zeit das Hamburger Feld erobern, und daran liegt mir viel. Wir plattdeutschen Schriftsteller haben eine sprachlich engbegrenzte Domaine, wo wir unsere Abgaben vom Publikum erheben dürfen, und diese machen sich die Dialekte noch unter einander streitig.

Nun, mein werthester Freund, ein recht herzliches Lebewohl und den Wunsch, Sie bald einmal fröhlich wiederzusehen!"

Als der treffliche hamburger Dichter zwei Jahre später das reizende Buch „Aus meiner Liedermappe" dem mecklenburger Kollegen schickte und dieses just zum Wiegenfeste anlangte, antwortete letzterer schon Tags darauf folgendermaßen:

„Mein lieber, guter Zeise,

Sie haben in Ihrer liebenswürdigen Art mir eine wahre Freude bereitet. Ihr Geschenk ist mir lieb und werth — meine Frau hat es sogleich mit Beschlag belegt und ihrer kleinen Bibliothek einverleibt —, aber mehr als diese herzlichen, aus voller, liebreicher Seele aufquellenden Dichtungen ist mir das Bewußtsein werth, daß Sie mich nicht vergessen haben. Man kommt in diesem jetzt so viel bewegten Leben so gar selten zusammen, daß man selbst mit einer flüchtigen Berührung vorlieb nehmen muß; aber als ich Sie zuerst gesehen, da war's mir gleich, als ob wir beide recht herzliche Freunde sein müßten, die nicht bloß gemeinsame Interessen verbänden. — Lassen Sie uns das immer bleiben! — Es ist für mich gar zu wohlthuend, aus der Ferne einen Gruß von einem braven Manne zu empfangen.

Hoffentlich haben Sie durch Hinstorff in Wismar mein neuestes opus erhalten, — beiläufig gesagt ein schlechter Dank für Ihre frische Gabe. Aber lassen Sie's nur gut sein — quandoque dormitat bonus Homerus — es wird einmal besser kommen. Zu diesem Buche bin ich durch den Verleger gewissermaßen gedrängt worden, und es ist eben das geworden, was der Titel besagt: ‚Schurr-Murr'.

Nächstens kommt von mir der zweite Theil von olle Kamellen ‚ut de Festungstid', — ich bin auch nicht damit zufrieden — es ist gar zu schwer, eine abscheuliche Festungszeit ins Humoristische zu übersetzen. So wie es gedruckt ist, erhalten Sie es.

Nun sagen Sie mir aber einmal, existiert Dr. Friedrich Dörr noch in Hamburg? ich habe hier gehört, er sei dort abgegangen. Wo ist er? Wenn es Ihre Zeit erlaubt, schreiben Sie mir darüber.

Meinen herzlichsten Gruß und die aufrichtige Bitte, statt meinen Besuch zu erwarten — mich hier zu besuchen. Sie glauben gar nicht, was ich Ihnen alles hier Freundliches zu bieten habe. Kommen Sie einmal; was an mir und in der Möglichkeit ist, soll Ihnen werden!

Ihr

Neubrandenburg, den 8. November 1861. Fritz Reuter.

Gestern wurde ich schon 51 Jahre alt. Oh weh!"

Dies sind die ersten engen Beziehungen Fritz Reuters zu Hamburg, welche in der Folgezeit große Ausdehnung genommen haben. Karl Kräpelin, der unübertreffliche Rezitator, eroberte dort durch Vorlesungen aus Reuters Werken ihm die Gunst von vornehm und gering, so daß die hamburger Sortimenter seine Bücher am meisten verkauften. Dramatisierungen wurden auf den Bühnen daselbst gegeben. Ja, ein völliger Umschwung hatte sich schon nach ein paar Jahren bemerkbar gemacht. Auch rechneten es sich angesehene Bürger der alten Reichs- und Hansestadt bald zur Ehre, mit dem gefeierten Volksdichter in persönlichen Verkehr zu treten. Der bekannte Dr. Hermann Wex, nach welchem die Wex-Straße ihren Namen trägt, schloß mit ihm Brüderschaft und sandte ihm bezw. seiner Luise häufiger hamburger Rauchfleisch, worüber einmal der folgende Dank in Knittelversen quittiert:

Wex, Wex, Wex,
Du edeles Gewächs!
Du bist am Ende gar
Der dunkle Ehrenmann,
Der gut und hülfreich war
Und doch auf Täuschung sann.

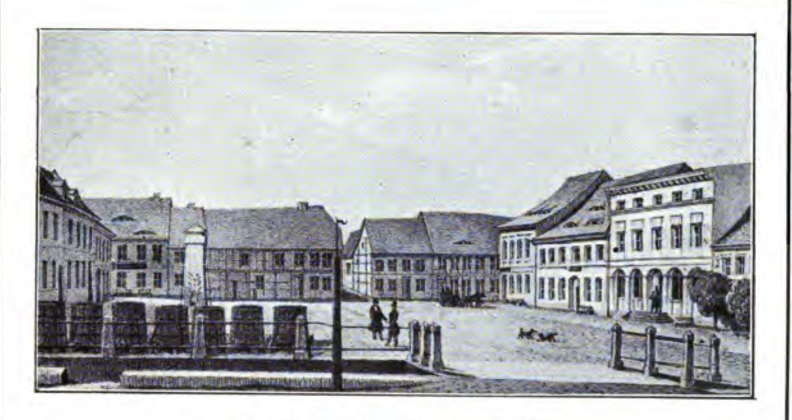
Du hast nun abermals
Uns beid' hier arg betrogen,
Hast uns in Deinen Hals
Mit Rauchfleisch angelogen.
Wie soll ich das verstehn,
Wie soll ich das vergelten?
Soll ich von Dank gerührt
Dir unter Augen gehn?
Soll ich, weil angeführt,
Dich dreist ‚Verräther' schelten?
Oh nein! Wozu denn das?
Soll ich mit Stirnenfalten,
Soll lohnen ich mit Haß,
Was Du für Scherz gehalten?
Nein, Freundchen, wir sind quitt,
Und gleich steht die Partie.
Wir Reuters lachen mit,
Ich nicht allein, auch ‚Sie',
Obgleich wir angeführt.
Wenn Du uns Nasenschneller
Hast heimlich appliciert,
Und übers Ohr uns haust,
Und wir im düstern Keller
Sind an der Nas' geführt,
So lach in Deine Faust,
Wir lachen überm Teller.
Daß ich mich revanchier',
Wirst Du mir wohl erlauben,
Doch offenes Visir!
Ich halt' auf Treu und Glauben,
Lieb' keine Mogelei
Und sage, wie ich's meine:
Ich geh' Dir schnubbs vorbei
Und wende mich an ‚Deine':

Verehrt'ste Frau Doktorin,
Entschuld'gen Sie den Vers,
Den ich ‚Ihm' hab' gemacht,
Und den ich mir hab' vorhin
Ganz sauber ausgedacht;
Denn wohl verdient hat er's.
Bescheiden tret' ich ein
Ins duft'ge Boudoir
Und Alles, was nur mein,
Bring' ich von Herzen dar.
Oh möcht', was ich ersann,
Den vollen Beifall haben,
Und möchten Sie sich dran
Erquicken und erlaben!
Und sollt' mir dies gelingen,
Dann wär' ich reich belohnt.
‚Ihn' aber werd' ich zwingen,
Daß er mich jetzt verschont
Mit Rauchfleisch und so weiter,

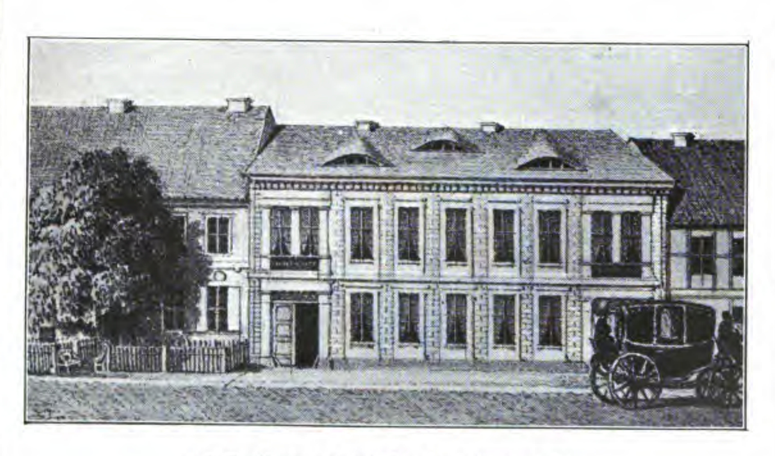
ergebenst
Ihr Fritz Reuter.

Als Gegengabe stiftete unser Dichter seine Schriften an Herrn Dr. Wex, bei Ankündigung von „Dörchläuchting" 1866 hoffend, „daß dies Buch einige der trüben Stunden, die jetzt über Deutschland heraufzuziehen scheinen, vertreiben helfen soll."

Den größten Gewinn seiner hamburger Beziehungen erblickte Reuter in der Verbindung mit dem durch die Illustration der weitverbreiteten Hey'schen Fabeln allbekannt gewordenen Zeichner und Radierer Otto Speckter (geboren 1807, gestorben 1871 in Hamburg). Derselbe war eigens nach Eisenach gefahren, um ihn persönlich kennen



Marktplatz in Treptow a. T.



Gollreiders Hôtel in Treptow a. T.

zu lernen und vielleicht eines seiner Werke zu illustrieren. Da erklärte Reuter gleich: „Dann muß es ‚Hanne Nüte‘ sein, paßt für Sie,“ und beredete mit ihm den Plan. Er war damals, 1863, gerade mit dem dritten Bande „Ut mine Stromtid“ beschäftigt und erzählte dem darnach fragenden Künstler, daß es doch noch mancherlei dabei zu thun gebe. „Ick möt, min leiw Speckting, noch drei lütte Dirns verfriegen, un dat is keene Kleinigkeit.“ Bekanntlich hat Speckter es vorzüglich verstanden, in seinen Zeichnungen zu „Hanne Nüte“ Thierfabel und Dorfgeschichte reizend zu verknüpfen. Während er in den Thierbildern es seinem Meister Grandville glücklich ablauschte, die Eigentümlichkeiten der gefiederten Welt zur scherzhaften Kehrseite menschlicher Schwachheiten zu machen und uns auf ergötzliche Art zur Heiterkeit zu stimmen, tritt der tragische Ernst der Dichtung mit Allgewalt auf anderen Seiten entgegen, wie denn z. B. in der Scene, in welcher der wiederaufgefundene Hammer die Schuld Hanne Nütes zu beweisen scheint und der Jammer des alten Schmieds wohl kaum ohne Bewegung angeschaut werden kann.

Es sei hier der Gedankenaustausch beider Männer im Zusammenhang mitgeteilt. Begegnet sind sie sich nur das eine Mal. Speckter wurde bald schwer leidend und hat die Entwürfe zu „Hanne Nüte“ schon auf dem Krankenlager ausgeführt; er genas vorübergehend. Ein gehofftes Wiedersehen verwirklichte sich nicht.

Auf die ersten übersandten Blätter antwortete Reuter am 6. Januar 1864:

„Lieber Speckter,

Schelten Sie nicht, daß Sie noch immer nicht in den Besitz der reizenden Skizzen gelangt sind; Sie haben Ihre Sache so prächtig gemacht, daß Sie verdienten, ich unterschlüge die lieblichen Dinger. — Sie fordern mich auf, ich soll Bemerkungen dazu machen, nun das Obige sind meine Bemerkungen; ich begreife nur nicht, wie Sie so leicht zwischen meinen Zeilen lesen können, wie Sie so leicht eine Idee mit Ihrem Griffel erfüllen, zu der ich doch im Ganzen nur die Andeutung habe geben können. — Mit Hinstorff habe ich über unseren Plan gebriefwechselt, d. h. ohne im Geringsten Ihnen vorzugreifen, habe ich ihn von Ihrem Vorhaben in Kenntniß gesetzt. Er hat mit großer Beistimmung geantwortet .... Ein günstiger Umstand für das Unternehmen ist, daß die letzte

Auflage des Buches vergriffen wird und in diesem Jahre eine neue erscheinen muß.... Nun geht meine Ansicht dahin: Sie senden ihm Ihre Skizzen mit dem Bemerken, daß ich durchaus mit denselben zufrieden bin, stellen Ihre Forderung für so und so viele Illustrationen, — dann wird er kommen und sagen, das wären zu viele; dann antworten Sie, Sie hätten sich besonnen, es wären noch nicht genug, Sie würden wohl schließlich hie und da noch einige einschalten müssen, denn das Buch sollte ja illustriert, nicht blos mit Bilderchen versehen werden; ferner machen Sie ihm zur Bedingung, daß Sie einen Holzschneider aussuchen wollen, von dem Sie überzeugt wären, daß er die Sache nicht verpfuscht; auch müssen Sie ihm nicht die Wahl des Formats, des Papiers und der äußeren Ausstattung überlassen; nur allein die Preisbestimmung dem Publikum gegenüber sei seine Sache, und wenn er an dem Unternehmen gut verdient, so können wir ihm das gönnen, und es wäre gut, denn dann würde er Muth zu ferneren Illustrationen erhalten; verkaufschlagen Sie sich aber ja nicht hiebei! — Was mich anbetrifft, so würde ich nur das beanspruchen, was ich für die gewöhnliche Auflage erhalte, und das ist bei 2000 Exemplaren 600 Thaler, mehr oder weniger pro rata. — Will er auf Ihre Forderungen nicht eingehen, so melden Sie es mir; ich will dann wohl versuchen, ihm Daumschrauben aufzusetzen.

Glückliches neues Jahr für Sie und Ihre Familie! Meine Frau und ich grüßen Sie beide.

Ihr

Fritz Reuter.

Geht's mir doch diesmal wie den Frauen, die bekanntlich stets das Wichtigste im Briefe selbst vergessen und damit in einem Postskript nachhinken. Tausend Dank für den ‚Quickborn'! — ich soll ihn doch behalten? Es ist unser typographisches Paradepferd und wird stets, wenn Besuch bei uns ist, aus seinem Stalle vorgeführt. Ich habe ihn gewiß schon zehnmal durchblättert und habe mich herzlich gefreut, als ich nun noch zu Weihnacht das Bild des Malers selbst erhielt, daß ich Recht hatte, als ich auf dem letzten Blatte das Porträt des Künstlers auf die Blonde und Braune herabblicken sah. — Habe ich nicht richtig gesehen?"

Am 29. Mai folgten diese Zeilen:

„Lieber, guter Speckter,

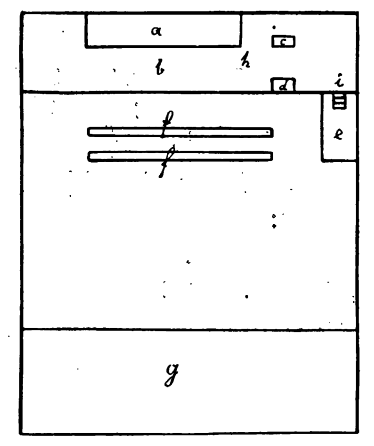
Das ist ja recht traurig, daß Sie mit Ihrer Gesundheit so ins Achtergelege gekommen sind; ich habe gar nichts davon gewußt, sonst hätte ich Ihnen schon ein Zeichen meiner Theilnahme zugeschickt; aber nun ist es hoffentlich vorüber, und der Frühling wird Ihnen gut thun. — Für die Zusendung der Bilder meinen herzlichen Dank, sie sind wunderschön. Ach, der Konsistorialvogel! Was haben wir beide hier gelacht! .... Ihr Freund Gütschow soll mir von Herzen willkommen sein und soll mir viel von Ihnen und

den Ihrigen erzählen. — Das geht ja wohl jetzt ganz gut mit Hinstorff? Hat er sich zu größerem Format und anständigerer Ausstattung verstanden? Umstehend werde ich versuchen, den Plan zu einem Schwurgerichtslokale zu entwerfen; aber das rheinische Schwurgericht kenne ich auch nicht, und da dort das französische Gerichtsverfahren gilt, dürften wesentliche Modifikationen nöthig sein. Sie müssen daher wohl einen Rheinländer um Rath fragen. — Ich habe jetzt schrecklich viel zu thun, Sie glauben's nicht, wie mich meine Reise nach Konstantinopel 2c. ins Hinterzeug gebracht hat. Darum nehmen Sie mir die Kürze meines Briefes nicht übel, ich muß heute noch viele Briefe expedieren. Grüßen Sie Ihre liebe Frau von uns und machen Sie, daß Sie bald ganz frisch werden. Ihren prächtigen Kompositionen sieht man keine Krankheit an, die sind urgesund.

Mit Liebe und Treue

Ihr

Fritz Reuter."



Grundriß eines mecklenburgischen Schwurgerichtslokals.

a, erhöhter Sitz der fünf Richter. b, etwas niedriger, aber doch erhöht, der Platz für die Zeugen. c, Sitz des Staatsanwalts. d, Sitz des Vertheidigers. e, Loge der Angeklagten im Parterre. h, Platz des Angeklagten vor den Richtern. ff, Sitze der Geschworenen. g, Galerie der Zuschauer, wie ein Kirchenchor gebaut. NB. Der Angeklagte, wie die Zeugen werden stets dazu gehalten, ihre Gesichter den Geschworenen zuzukehren, nicht dem Richter. i, Stelle für die Gensdarmen. Zeugenlogen giebt es nicht, die Zeugen werden einzeln vorgeführt und zwar von außen.

Die Zusendung der „Stromtid" begleitete ein drittes Billet:

„Lieber Speckter,

Ich komme auch einmal zu Ihnen, freilich nur in sehr bescheidener Ausstattung, und nicht mit Hunderten von prachtvollen Initialen und Illustrationen, wie Sie bei mir eingetreten sind; aber ich denke, Sie werden trotz seiner Mängel mein Buch mit Vergnügen lesen, denn Sie sind eine hervorstechend norddeutsche Natur und werden schon durch die Sprache angeheimelt und bestochen werden. Eine kleine Probe der Holzschnitte von Brend'amour (Spatz mit Lotting im Schlafzimmer) habe ich schon gesehen; sie hat mir sehr gut gefallen, und wenn der Holzschneider das Seinige ferner thut, so muß mein lieber Freund und Künstler zur Geltung kommen.

Die Beilage und das eine Exemplar des Buches befördern Sie wohl an Herrn Helmerich.

Meine Frau und ich grüßen Sie beide recht von Herzen und wünschen Ihnen die beste Gesundheit.

Eisenach, d. 13. Sept. 64. Ihr

Fritz Reuter.

Soeben erhalte ich einen Gruß von Ihnen durch den Herrn Dr. von Goepel, der versprochen hat, mich morgen zu besuchen; dann wird von Ihnen beiden die Rede sein, wozu wir beide uns sehr freuen."

Darauf ließ Otto Speckter zwei Briefe am 1. Oktober und 26. Dezember 1864 folgen:

I.

„Lieber Dr. Reuter!

Vielen Dank für die unvergleichliche ‚Stromtid'! Das Werk ist bis zu Ende gleichmäßig schön, und wir Deutschen können stolz darauf sein, ein solches Werk zu besitzen. Ich hoffe Sie recht bald zu sehen und mündlich Ihnen meine Freude darüber auszusprechen, schriftlich verstehe ich es nicht. Wir fangen die ‚Stromtid' wieder von vorne an . . . . Alle die Gestalten gehören wie wirklich bekannte Menschen zu meinen Erlebnissen, die auf mein Thun und Denken Einfluß ausüben, und die ich nie vergessen werde. Mir fehlt sehr viel, seit ich die Illustration zu ‚Hanne Nüte' vollendet habe, und die ‚Stromtid' zu Ende ist.

Wenn möglich, mache ich in der nächsten Woche einen Ausflug nach Mecklenburg, um Kostüm- und andere Studien zu zeichnen; sagten Sie nicht, daß erstere in der Nähe von Ratzeburg am besten anzutreffen wären?

Bitte thun Sie, was Sie können, daß ich bald wieder ein Werk von F. Reuter zu illustrieren bekomme, es mag sein, was es will, mir ist Alles recht. Am liebsten die ‚Stromtid' . . . .



Klosterberg bei Treptow a. T.



St. Georgskirchhof bei Treptow a. T.

In den Hey'schen Fabeln ist nichts von Weltweisheit, wie Sie vermuthen, z. B.:

Die Sonne scheint, der Sommer ist nah',
Nun sind auch wir Störche wieder da,
Wir haben im fernen Land unterdessen
Nicht unser liebes Nest vergessen,
Da steht's noch, nun wollen wir's putzen und hüten
Und still drin wohnen und fröhlich brüten.

Sie bauten es aus mit Holz und Stroh,
Sie waren so eifrig dabei, so froh.
Frau Störchin saß drauf drei Wochen lang,
Da hörte man bald gar mancherlei Klang;
Fünf Störchlein reckten die Köpfe herauf
Und sperrten die hungrigen Schnäbel auf.

Sie merken hieraus, Sie brauchen nur aufzuschreiben, was Sie sehen; es würde den Kindern Freude machen, und wir würden ein lustiges Werk schaffen. Ich zeichne jetzt den zweiten Theil ganz neu ...."

II.

„Lieber Reuter Dr!

Seit Anfang Oktober liege ich wieder an meinem Fußleiden danieder, da waren Sie denn so recht mein Trost und meine Erquickung .... ‚Ut de Franzosentid' und ‚Festungstid' haben mich aufs Neue gepackt. Was haben Sie armer Mann durchmachen müssen! Das Herz hat sich mir vor Zorn und Kummer umgewandt. Es ist ein gar ernstes Stück der jämmerlichsten Geschichte unsres Vaterlandes. Ich habe mit Ihnen in der Hausvoigtei auf dem Boden gelegen und vor Wuth geweint. — Und bei diesem furchtbaren Ernst Ihr unvergleichlicher Humor! Wenn ich Sie hier hätte, ich müßte Ihnen um den Hals fallen. In der Heide habe ich mit unter dem Tannenbusch gesessen und Angst gehabt, ob Schüten auch den rechten Weg einschlüge. Doch jetzt bin ich doppelt froh, daß Sie Ihr schönes Ziel erreicht haben. Wir Deutschen alle können dem lieben Gott nicht genug dafür danken. Welch' einen Reichthum haben Sie uns geschenkt! und doch verlange ich noch immer mehr und denke: Was Reuter uns nun wohl giebt? Vielleicht ein Drama? Er ist der Mann, das verlorene deutsche Schauspiel wieder zu schaffen. Nun, wir werden sehen! ...

Eine Freude ist nur, daß ich in den wenigen Monaten, wo ich arbeiten konnte, ‚Hanne Nüte' geschaffen und so mit Ihnen zusammengekommen bin und bleiben werde. Ich habe mich jetzt an die ‚Franzosentid' gemacht. Bitte, nehmen Sie Ihren Stift einmal zur Hand und skizzieren Mamsell Westphalen, auch Möller Voß, den ich mir kleiner und schmächtiger denke wie auf dem Titelblatt.

Ich habe gar Manches mit Ihnen zu sprechen, auch über ‚Stromtid‘; so bin ich nicht mit Ihnen einverstanden, daß Sie die Trauung nicht in der Kirche haben wollen. Wenn Sie das Unwesen sehen, was daraus entsteht, wenn in einer großen Stadt wie Hamburg die kirchlichen Handlungen in diesen kleinen Löchern, wohin nur Treppen wie Leitern führen, die der Geistliche erklimmen muß, kurz alles Ehrwürdige in den Dreck gezogen wird, so würden Sie der Kirche gern lassen, was ihr zukömmt . . . .“

Während wiederholter Leidenszeiten hatte der Künstler eine Reihe von Bildern gezeichnet, die er vor Pfingsten 1870 in einem Packet an Reuter schickte mit der Bitte, dazu den Text zu dichten. Ein besonderer Umstand ließ ihn erst verspätet in den Besitz gelangen; was das für ein Umstand gewesen war, betont der Humorist also:

„Lieber Freund Speckter!

Das kommt davon, Ihr Herren Hamburger! Auf ein andermal geht in den Zollverein. Da kommt nun ein ganz zollfreies Stück grade in den Pfingsttagen, wo die Zollbude geschlossen ist, unter meiner Adresse von einem Künstler und Zeichner in Hamburg hier an; und da es nun unter unsern Zöllnern und Sündern löblicher Gebrauch ist, die Pfingstwoche pflichtschuldigst durchzubummeln, erhalte ich das Packet eine ganze Woche zu spät. — Reklamation! — Ach, was thu' ich damit! — Ich will lieber meine aufrichtige Theilnahme mit Ihrem Unwohlsein ausdrücken und mich glücklich schätzen, wenn meine Bücher Ihnen für den Augenblick eine kleine Erleichterung Ihrer unverdienten Schmerzen verschafft haben. — Aber zur Sache!

Ich selbst, wie Sie zu wünschen scheinen, bin nicht im Stande, zu Ihren prächtigen Bildern Text zu liefern; auch weiß ich nicht, ob Sie plattdeutsche oder hochdeutsche Verse dazu wünschen. Für diesen letzteren Fall läßt mich meine ganze Bekanntschaft im Stich, für die plattdeutsche Idee glaube ich indessen Ihnen einen jungen Mann mit Namen Burmester empfehlen zu können; derselbe ist mir mit Recht durch den Polizeiaktuar Avé-Lallemant in Lübeck empfohlen, und würden Sie durch diesen Herrn den zeitigen Aufenthalt des Herrn Burmester erfahren können.

Mit Bedauern sehe ich, daß ich die Rücksendung der schönen Bilder über die Gebühr verzögert habe, und bitte mich deßhalb in freundschaftlichster Güte entschuldigen zu wollen.

Meine Frau und ich grüßen Sie beide recht von Herzen.

Ihr aufrichtiger Freund

Eis. d. 30. Juni 1870. Fritz Reuter.“

Der vorgeschlagene junge Mann war der begabte plattdeutsche Lyriker und Geschichtenschreiber Heinrich Burmester, dessen Erdenwallen wohl keinen so tragischen Abschluß gefunden haben würde, hätte er von dieser Anerkennung seines großen, bewunderten Vorbildes gehört und jene Arbeit übertragen erhalten, die vielleicht bessere Lebensbedingungen für ihn anbahnten und ermöglichten.

Speckter wurde aber unmittelbar darnach auf sein letztes Krankenlager geworfen und am 29. April 1871 durch den Tod von schweren, hoffnungslosen Leiden erlöst. Aus seinen Plänen bezüglich „Franzosentid" und „Stromtid" ist nichts geworden. Dagegen hat der schon früher rühmlich erwähnte Ludwig Pietsch, welcher jetzt längst den Zeichenstift mit der Schreibfeder vertauscht und sich als Schriftsteller auf den verschiedensten Gebieten der Kunst und des Lebens einen Namen von schönem Klange gemacht hat, Reuters Meisterwerk illustriert, worüber das Nähere in meinen „Reuter-Reliquien" und „Reuter-Tagen" nachgelesen werden kann, auch eine Schilderung der zwischen beiden geschlossenen Freundschaft.

Unser Dichter war übrigens mit vielen Künstlern liiert, so mit dem Schöpfer seiner besten Büste und nachmals seines Grabmonuments, Bernhard Afinger. Dieser hervorragende Bildhauer hat bekanntlich das Arndt-Denkmal in Bonn geschaffen. Den Aufruf dafür unterzeichneten in Neubrandenburg Hagemann und Fritz Reuter, gern bereit, Beiträge in Empfang zu nehmen; es kamen allein in Mecklenburg-Strelitz 166 Thaler zusammen. Afingers Beziehungen zu Arndt und Reuter enthalten meine „Reuter-Studien".

Die engste Verbindung hatte er aber mit Theodor Schloepke, der zu einer Auswahl von „Läuschen un Rimels" flotte Zeichnungen angefertigt und zahlreiche Porträts von Fritz und Luise, sowie von interessanten Persönlichkeiten aus ihrem Kreise der Nachwelt überliefert hat.*) Hier erfreue u. a. das im Schweriner Museum befindliche,

*) Größtenteils veröffentlicht in den ersten beiden Bänden „Reuter-Tage", woselbst auch mancherlei Mitteilungen über den Verkehr beider Männer, sowohl in persönlichen Beziehungen, als auch aus ihrer Korrespondenz.

zum ersten Mal reproduzierte, meisterhaft getroffene Brustbild des mecklenburgischen Humoristen, welches so lebenswahr ist, daß man glauben könnte, er spräche zu uns. Großherzog Friedrich Franz II. hatte dasselbe bestellt.

Reuter schrieb darauf an den Geheimen Kabinettsrat Prosch in Schwerin: „Hier war ein förmlicher Sturm der Begeisterung unter meinen Bekannten eingerissen, theils wegen der Aehnlichkeit, theils wegen der Ausführung und schnellen Arbeit. Was die Aehnlichkeit anbetrifft, so wußte meine Frau zuletzt nicht mehr, ob sie lieber das Bild oder das Original behalten wollte, was die Ausführung, so muß ich selbst sagen, daß jeder Pinselstrich für mich interessant war, und was den Fleiß des Künstlers angeht, so sind wir beide der Meinung, daß Schloepke trotz der Erkältung, an der er litt, wie ein Pferd gearbeitet hat; er kann mit dem specifisch Schwerin'schen Dichter, Harm Rogge, ausrufen: ‚Das Malen ist eine wahre Pferdearbeit,' was für einzelne Dichter gar so übel nicht ist. Wenn Sie Gelegenheit haben, Se. Königliche Hoheit zu sprechen, so bitte ich, Hochdemselben meinen aufrichtigsten Dank für die wiederholte Ehre auszudrücken, die mir geworden ist. Ich bin gewissermaßen etwas beschämt darüber, daß mein früherer Landesherr auch in der Ferne so liebevoll eines alten, einfachen Burschen gedenkt."

Gustav zu Putlitz, dessen Porträt ebenfalls im Großherzoglichen Museum zu Schwerin einen Platz fand, gratulierte seinem Galerienachbar: „Angesichts Ihres vortrefflichen Bildes, mit dem ich mich leider noch immer begnügen muß, herzlichsten Glückwunsch zu Ihrem Geburtstage. Möge das neue Jahr Ihnen, und dadurch uns, gute, heitere, herzöffnende Stunden bringen! Besondere Freude macht es mir, daß wir nun in effigie Nachbaren werden und bleiben."

Das kordiale Verhältnis zwischen Reuter und Schloepke illustriert das folgende Billet, welches ersterer, da er sich zur Erholung besuchsweise bei seinen Schwiegereltern in Dassow aufhielt, nach Betrachtung der Skizzen zu „Läuschen un Rimels" an den Künstler, der nach gethaner Arbeit ruhte, den 17. August 1859 richtete:



Karl Otto,
des Dichters Lieblingsschüler in Treptow a. T.
Nach einem Pastellbilde von Fritz Reuter.

„Theurer Bruder,

Habe ich Dich nicht selbst, habe ich Dich doch in Deinen Werken; Hinstorff hat mir Deine Federzeichnungen zugesandt. Du bist ein Teufelskerl! Alle Figuren sind mir aus der Seele gezeichnet; das nenne ich Wirklichkeit im lachenden Sonnenglanze seligen, selbstvergessenden Humors. Es muß schrecklich schwer sein, die schöne Grenze einzuhalten, wo der Humor an die Karrikatur streift. Du hast's verstanden, Theodor Schloepke, Hofmaler Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin von Gottes Gnaden, Du hast's verstanden, Du Maler von Gottes Gnaden.

Ach, Schloepke! Ich bin faul, und Du bist faul, wenn wir beide doch nicht faul wären! Aber ich bin Dir gut, und Du bist mir gut, wenn wir beide uns doch noch lange gut wären!

Ich freue mich, daß Du noch nicht nach Ivenack abgereist bist; Du mußt mit mir in Stavenhagen zusammentreffen. Ende dieses Monats denke ich dort zu sein; dann kommst Du mit nach Neubrandenburg . . . ."

Dort lebte damals Fritz Reuter in fleißigem, fruchtbaren Schaffen. Neben der ernsten Schriftstellerei, den „ollen Kamellen", darunter vor allem „Franzosen-", „Festungs-" und „Stromtid", jenen Prosa-Schöpfungen, die seinen Namen unsterblich gemacht haben, entstand auch manch' heiterer Scherz, besonders zu Polterabenden, wie ehedem in Treptow. Die der Schiller-Stiftung vermachte „Reuter-Truhe" birgt einen Vorrat frischer Dialoge und kleiner dramatischer Scenen in hoch- und plattdeutscher Sprache.

So eröffnete die goldene Hochzeit des Bürgermeisters Wulffleff zu Sternberg und seiner Gemahlin weihevoll ein kurzes Zwiegespräch. Die innigen Verse sind so recht dem zufriedenen, frommen Gemüt eines Mannes entsprungen, der selbst an der Seite einer guten Frau Glück und Segen in der Ehe gefunden. Es beginnt

Der Alte.

Ja, Mutter, ja! Vel lange Johr
Un Tiden sünd vergahn,
As wi tauirst as junges Poor
In Freuden Hochtid dahn.

Die Alte.

Dat seggst Du woll, dunn wierst Du jung,
Doch fiwunsößtig Johr
De tehren Lewer weg un Lung
Un maken witt dat Hoor.

Der Alte.

Un würd dat dunkle Hoor ok witt
In Freuden un in Leid;
Wi höllen mit enanner Schritt
In Tru un Einigkeit.

Vör fiwunsößtig Johren wier
Din Mund as Rosen roth,
Ein jeder Kuß dei smeckt nah mihr,
Ick treckt Di up den Schot.

Du freutest Di un straktest mi
Un drücktest mi de Hänn';
Dat Straken is nu lang vörbi,
Nu geiht dat still tau En'n.

Die Alte.

De Lust vergüng, dat Leid vergeiht,
Wi drögen Beids tauglik,
Nu denkt wi an de Ewigkeit
Un an dat Himmelrik.

Un wünschen wi uns ok de Rauh,
Seihn wi doch girn taurügg,
Un makt wi 'mal de Ogen tau,
Reut uns das Lewen nich. —

Wi wünschen Jug, de üm uns stahn,
Dat Jug dat woll ergah!
Un hett von Jug wer Hochtid dahn,
De mak dat Stück uns nah!

Lustiger, ja derb-komischer Art ist die am Polterabend von Fräulein Luise **Brückner** in Neubrandenburg mit dem Historienmaler Bernhard Reinhold aus Dresden flott gespielte, beifällig aufgenommene

Marktscene.

1. Knecht.

Süh dor, Hann Krischan! Na, ok en beten hier?
Gu'n Dag ok, Brauder, segg einmal,
Wo? Du hest jo 'n hellschen Aal!
Wo smeckt Di dei?

2. Knecht.

Dei smeckt nah mihr!

1. Knecht.

Ick hew mi all en Stuten köfft;
Indessen, dat's en leeg Geschäft.
Dat Deuwelstüg, dat is so tag.

2. Knecht.

Allein liggt dat as Ledder in de Mag'.

1. Knecht.

Un denn sünd Schmidten sin tau knendelich;
Dei sünd tau lütt, dei düsen nich;
Ick köfft mi twei un würr nich satt,
Un, Brauder, glik bün satt ick worrn,
As'ck nahst bi Kräugern einen att.

2. Knecht.

Wo mag denn Jug Lowiese wesen?

1. Knecht.

Dei ward mit 'n Brügamm 'rümmer däsen.

2. Knecht.

Hür, Brauder, dat's 'ne hellsche Diern!
Dat is en richtigen Dreiguner;
As wi tausam'n noch Gören wier'n,
Dunn hett s' mi männigmal doch slahn,
Dat mi de Ogen äwergahn.
Un einmal kreeg s' den Junker fat't,
Dei güng in sinen Sündagsstaat —
Ick weit nich, wat hei ehr hadd dahn,
Kortüm, ehr was dor wat nich mit —
Den'n kreeg sei in de Adelpütt

Un torrt mit em dor up un dal,
Bet drun hei utseeg as en Tater:
„Täuw,“ säd s', „nu adel'ck Di noch 'mal,
Un nu gah hen un segg't den gnäd'gen Vater!“

1. Knecht.
Ja, Brauder, 't is so, as dat is!

2. Knecht.
'ne Hummel is't, dat is gewiß.
Un lachen möt ick, Brauder Brümmer,
Nahmmakern sin, dei rönnt all ümmer,
Wenn hei sei süht blot in de Fiern.

1. Knecht.
Ja, Brauder, 't is 'ne hellsche Diern.

Jude.
Allerhand! Allerhand! Allerhand Band!
Erlauben Se, verzaihen Se, maine Herren!

2. Knecht.
Herren? Wat snackst du dumme Jud' von Herren?

Jude.
Erlauben Se, Se sind zwai schaine Leute
Un schainen mir von fainste Poletur.

1. Knecht (auf seinen Hut zeigend).
Hann Krischan, kiek, hei meint den niegen Häute!

Jude.
Wo haißt? Verzaihn Se, ich versprach mich nur!
Der Nam' Nahmmacher is mich sehr bekannt,
Main'n Se viellaicht den Herrn Hoflieferant?
Sehn Se den Rock hier, wie galant!
Den koofen Se, den koofen Se mir ab!
Sehn Se den Kasten hier von braunlackierten Papp,
Der is von'n Herrn Hoflieferant.

Kuchenmädchen (zu den Knechten).
Süh dor! Gu'n Dag! Na, ok en beten hier?
Na, Lüd', wo is't, wat sall't denn sin?



Apotheker Dr. Grischow.
Nach einer Porzellanmalerei von Fritz Reuter.



Präpositus Niederhöffer
in Stavenhagen.

Hier sünd Bonbons, in dit Poppier,
Un hier sünd Zuckerkauken in —
Na, 't sall doch woll en Honnigkauken sin?

Beide Knechte.

Ja! Ja! Wat kost't dei?

Kuchenmädchen.

Stück för Stück twei Groschen!

1. Knecht.

Ne, dat is uns doch woll tau dühr!

Kuchenmädchen.

Je ja, je ja, de Kauken sünd von Moschen,
So'n Kauken kriegen S' süß nich mihr!

1. Knecht.

Wat deiht dor denn för'n Vers up wesen?

2. Knecht.

Ja, den'n möt s' uns irst 'mal vörlesen!

Kuchenmädchen (liest).

So'n Honigkuchen, als wie diesen,
Der paßt sich grade for Lowiesen.

1. Knecht.

Ne, dat is nicks, dat klappt so achter nah!

2. Knecht.

Dat's ok man so! Man so lala!

Kuchenmädchen (liest weiter).

Ein Mädchen hätt' vor vielen Wochen
Sich mit dem Bräutigam versprochen,
Ach, wenn doch bald schon Hochzeit wär'!
Doch dieser Bräut'gam hat indessen
Die arme Braut beinah' vergessen,
Er schweift als Vagabund umher.
O, unglückseliges Malheur!

Jude.

Wo haißt? O, geb'n Se mich 'mal her,
Ich will Se das glaich richtig lesen,

Ich bin 'mal in Paris gewesen
Und kenne das Französisch sehr.
Das haißt ja nicht: Unseliges Malheur, o, nein!
Das haißt: Unseliger Maleur,
Weil daß er that ein Maler sein,
Ist glaich, ob Meister oder Burs.
Der Maler haißt französch: Maleur,
Und das Malheur haißt deutsch: Konkurs!

Semmelfrau.

Up plattdütsch heit en Malermeister
Gewöhnlich blot schlankweg: Hans Quast,
Un de Konkurs, dei heit: Koppheister.

Bürstenbinder (etwas angetrunken, einen Maurerquast schwenkend, über die Bühne, singt).

Des Bürstenbinders Töchterlein
Und Kastenmachers Sohn,
Die waren zwar noch jung und klein
Und liebten sich doch schon.
Da kam der Vater angerannt:
Herrje! min Kind is Brut!
Herr Jemine, Herr Jemine,
Herrje! min Kind is Brut!
Un looft mir man keene Kastens um,
Un looft mir man nich um,
Herr Jemine, Herr Jemine,
Herrje, min Kind is Brut! (ab)

1. Knecht.

Dat is en hellschen Kierl mit sinen Murerquast.

2. Knecht.

Du, Brauder, dese Kauken paßt,
Lowies' ehr Schatz deiht ja en Maler wesen,
Un so steiht hier ja in tau lesen.

Kuchenmädchen.

En Maler, ih, den'n müßt ick kennen.

1. Knecht.

Hei deiht sick Biernhard Reinhold nennen.

Semmelfrau.

Dei is dat, — dei? (zum Kuchenmädchen)
Korlining, weit'st nich mihr,
Hei was bi Pötter Bluhmen in de Lihr;
Oll Pötter Bluhm, dei jög' em weg,
Hei pöttert dor wat Schön's taurecht,
Hei hadd em all den Leim verkleit,
Staats Pött' hadd hei em Poppen dreiht,
Dei all Gott in de Welt nicks dägen;
Min Poppen sünd dor Engels gegen.
(holt eine Semmelpuppe hervor.)

1. Knecht.

Du, Krischan, hür', dei köp ick mi!
(schließt den Handel ab und steckt die Puppe vor den Hut)

Kuchenmädchen.

Bleew' hei denn bi de Pötterie?

Jude.

Erlauben Se, er ist gewesen gekommen zu raisen
Nach Rom, was sie einen Kunstmaler haißen,
Do hat er gemalt und hat er gemalt;
Kain Deuwel hat ihm die Bilder bezahlt.

Semmelfrau.

Ih, Jud', ih, snack bet äwermorrn:
Bi'n annern is hei Maler worrn,
Ick kenn den Burßen ganz genau.
Ick harr en Schapp, was grau in grau,
Dat süll hei mi nu brun anstriken,
Dor hett hei schön wat angestift't,
Ick kann't von hinn'n un vör bekiken,
Dat is 'ne Farw', dei't gor nich giwwt!

Kuchenmädchen.

Un den'n heww'n s' hier tau'n Meister makt?

Semmelfrau.

Ja, wil hei mit Lowies' sick strakt;
Ehr Vadder is wat bi de Stadt,

Ick weit nu jüstement nich, wat,
So'n Stadtverorndten drütte Klass',
Dei hett de annern den Kopp dick snackt,
Dat't ehr allmählich schient tau Paß.
Doch hett Reinhold in sinen Kunterakt:
En Burßen utlihrn dörf hei nich
Un dörf ok kein'n Gesellen hollen;
Sin Meisterstück hett slicht gefollen,
Un sülwst sin Swiegervadder will sick nich
Von em sin Hus anstriken laten.

Beide Knechte.

Ja, so'n Maler . . . .

Kuchenmädchen.

So'n Minsch, dei kein'n Gesellen hölt
Un allgemein för'n Pfuscher gelt,
Den'n würr'ck mi denn nu ok nich friegen.
Lowies' kann gaud en annern kriegen.
Un dat is wohr, gaud is sei, gaud!
Mi hadd de Junker 'mal eins drauht,
Hei wull mi slahn; wat deiht Lowies'?
Sei süht em up de Straten gahn:
„Täuw, Junker, täuw! Na, markst Du Müs'?"
Un schwabb! un schwabb! — „O, täuw en beten!"
(Ick ward't in'n Lewen nich vergeten!)
Wo treckt min leiw gaud Junker Pahl!
Wo rönnt de Jung' de Strat hendal!
Ja, 't was ein ganz verdeuwelt Mäten!

Beide Knechte.

'ne hellsche Diern.

Jude.

Auf hochdeutsch haißt das „Amaßone".

Semmelfrau.

Un plattdütsch seggt man: 'n Dragoner.

1. Knecht.

De arme Kierl von Malerburß!

Jude.

Der macht in sainer Eh' Konkurs!



Fritz und Luise Reuter in Treptow a. T.

Polizeidiener.
Wat seggen Ji hier von'n Maler? Heww'n Ji'n funn'n?
Ick säuk den Kierl all ganze Stunn'n.
Wo is de Kierl? De Vagabun'n?

Kuchenmädchen.
Kän'n wi nich reden?

Semmelfrau.
Wat gelt uns dat an?

1. Knecht.
As wenn Ein hier nich reden kann!

2. Knecht.
Gah Hei sin' Weg' un lat Hei uns taufreden!

Kuchenmädchen.
Nu will'n wi grad' hier von den Maler reden.

Polizeidiener.
Rath Brückner hett mi seggt, ick sall em faten,
Hei will den Kierl inspunnen laten.

Jude.
Erlauben Se, verehrtester Polizai!
Geehrtester Schutzgott dieser Stadt,
Daß ich so draist bin und so frai:
Hier ist en Mensch gekommen zu gaihn,
Der hat einen graußen Pinsel gehatt,
Das kann viellaicht der Maler sein.

Bürstenbinder (tritt auf mit dem Maurerquast).
Des Bürstenbinders Töchterlein
Und Kastenmachers Sohn . . . . (wieder ab)

Jude (zeigend).
Erlauben Se, da ist er eben!

Polizeidiener.
Wat, will'n Ji mi taum Besten hebben?
Entfahmtes Takel! täuw! Ick krieg' Jug man!

Straßenjungen.
Ho! ho! Fat em an! Fat em an!

Alle (durcheinander, höhnend).
Ho! ho! Dor geiht 'e, wo heit 'e, Peite?

Krinolindame.
Wie roh und ungehobelt ist die Menge!
Wer steht mir bei, wer hilft mir durchs Gedränge?
(Straßenjungen spielen Greif und Versteck um die Dame)
Um Gottes willen, helft mir aus der Noth!

Semmelfrau.
Na, kamen S' man, na, kamen S' hier man mit!
(sie besehend)
Dit also is de nigste Mod'?
Un disse Rock is nah den feinsten Snitt?

Dame.
Ja, liebe Frau, dies nennt man 'ne Krinole!
Dies ist die Krinoline, wie sie sein sollt'!
Pepita tanzt in ihr den göttlichen El Ole;
Und das Modell dazu hat unser Künstler Reinhold
Expreß für seine Braut aus Roma mitgebracht,
Er hält dies für die kleidsam-schönste Tracht.

1. Knecht.
Du, Krischan, dat's en hellschen Rock!

2. Knecht.
Ja, 't is binah', as wenn uns' Kirchenklock
Von'n Turn herunner klattert wier,
Un keek nu 'rut ut dat Spundlock!

Kuchenmädchen.
Un vier Balanzen sitt'n hier up un mihr.

Jude.
Erlauben Se, das haißt Bilanze.
Und die Bilanze, die muß ich kennen;
Uns Männer thut zuwailen die Bilanz
Gewaltig auf die Nägel brennen,
Wenn wir se ziehn so sollen, so ziehn!
For Klaider und for Krinoline!
Und sind nur froh, wenn wir's zu Neujahr können.

Die Dam's, die haben's wait bequemer,
Wait laichter und wait angenehmer,
Allabendlich zieht so ein Frauenzimmer,
Kümmt es vom Ball, kümmt es vom Schmaus,
Mit ihrem Klaid auch die Bilanzen aus,
Und die Bilanzen stimmen immer.

Dienstmädchen (im Hintergrund dem Kuchenmädchen zurufend).
Sei! kamen S' hier 'mal her nah disse Siet!

Kuchenmädchen.
Von Di nah mi is't just so wiet!

Dienstmädchen (sehr rasch redend).
Ick bün den Rath Brückner sin Stubenmäten,
Un mi schickt de Herr Rath un mi schickt de Fru Räthin,
Un wenn de Herr Rath mi schickt,
Un de Fru Räthin mi schickt,
Un uns' Frölen mi schickt,
Un uns' Brügamm mi schickt,
Un so'n Mäten as Du, dei steiht denn un kickt
Un is nich gliek up den Wink parat,
Denn segg' ick't den Herrn Rath,
Un segg' ick't de Fru Räthin,
Denn ick bün de Fru Räthin ehr Stubenmäten!

1. Knecht.
Du, Krischan, dat's 'ne hellsche Diern!

2. Knecht.
'ne hellsche Diern! (sie gehen näher)

Dienstmädchen.
Bliwwt mi von'n Liew, bliwwt in de Fiern!
Uns' Maler-Brügamm hett mi befahlen,
Ick sall för uns' Maler-Brut Honnigkauken halen,
Den'n hett sei von em in't Botschen*) gewunn'n,
Un bei's Botschen un in die engelschen Stunn'n
Hat sie ihr Herz verlur'n un seins gefunn'n;
Denn die Lieb', die hat sich auf Engelsch entspunn'n.
Un wenn die engelschen Wörter so lauten müssen,

*) Boccia, ital., Kugelspiel.

Wie ich sie gehört von diese beiden,
Denn kann ich das Engelsche auch woll leiden,
Die ganze Sprach' besteht aus Schmatzen und Küssen.
(handelt mit dem Kuchenmädchen)

Jude.
Hab' auch 'mal ainst 'n Engländer gekennt,
Der hat mir immer „Minister“ genennt,
Und fing er auf engelsche Sprach' an zu sprechen
Von saine Gedanken un saine Gefühlen,
Denn war's, als wenn ainer die Zung' wollt' abbrechen
Und sich auf deutsch den Mund wollt' spülen.

Bürstenbinder (tritt singend auf).
Des Bürstenbinders Töchterlein ....

Jude (einfallend).
Lassen Se man, lassen Se man, wir haben schon von Se gehört!

Bürstenbinder.
Ick kann hier singen, wat ick will,
Un wenn mi ein den Mund verbeiden süll,
Denn ....

1. Knecht.
Slah, slah!

2. Knecht.
'rup up den Juden! (sie dringen auf ihn ein)

Jude.
Ai waih! Ai waih! Vor mainen aignen Buden?
Ai waih geschrieen! zu Hilf'! Ai waih!
Herr Polizai! Herr Polizai!

Polizeidiener (zu den Knechten).
Hollt hier! Wat giww't? Ji willt den Juden faten?
Ick un Herr Rath, wi warden Jug setten laten!

Beide Knechte.
So?!

Kuchenmädchen.
Wat hewwen sei denn verbraken?

Semmelfrau.
Dat sünd so'ne Reden un so'ne Saken.



Inspektor Rudolf Wienck auf Thalberg.

Ludwig Reinhard und Ludwig Walesrode.

Straßenjunge (verhöhnend).
Hoho! Hoho!

Polizeidiener (sich vor den Juden stellend).
Ick bün't, dei hier tau'n Rechten süht,
Un wenn ick segg, wat nich geschüht,
Denn säl't Ji seihn, entfahmtes Takel!
Ick un Herr Rath sünd beid' nich för Spektakel!

Straßenjungen.
Hoho! Ho! Ho! (reißen aus)

Polizeidiener.
Ja, täuw't man blot en beten!
(zum Juden)
Jud', eben hew'ck Di 'rute reten!
Ein Deinst, dei is den annern wierth:
Hest von den Maler hier nicks seihn un hürt?

Jude.
Erlauben Se, Schutzgötterich,
Mein werther Freund und Retterich,
Belieben Se, zu öffnen die Augen man wait:
Da sitzt er vor Ihnen ja grauß und brait.
(zeigt auf Reinhold)

Polizei.
Wahrhaftig ja, dor sitt' e! ick hew em funn'n!
(springt von der Bühne, alle folgen)
Holl wiß! Holl wiß! Hollt mi den Kierl dor fast!
Dat is von allen de slimmste Gast.
(zum Rath Brückner)
Herr Rath, den'n Kierl hier möt wi glik inspunn'n,
Hett föfteihn Johr sick 'rümmer drewen,
Nu möt wi em en Unnerkamen gewen.
Ick weit en rechtes käuhles Flag',
En stilles einsames Gemach . . . .

Kuchenmädchen.
Ach red' un red'! Hei liggt jo all in Keden.

Semmelfrau.
De Rath brukt em kein Keden smeden.
Sin leiwes Döchting wüßt em drin tau faten
Un ward em dorin zappeln laten.

1. Knecht.
Ja, morgen kän't Ji em all seihn,
Wo still hei geiht mit sinen Kloß an'n Bein.

Bürstenbinder (singt).
Des Bürstenbinders Töchterlein
Fing Kastenmachers Sohn
Beim Englischsprechen listig ein
Und hielt auch den Patron;
Und morgen kommt der Tag herbei,
Da wird schon konjugiert.
Und unter Hymens Polizei
Wird nicht mehr dekliniert.
(Alle wiederholen die Strophe)

Sintemalen aller guten Dinge drei sind, sei hier noch ein Festgedicht mitgeteilt, das freilich etliche Jahre später entstanden ist, als unser Reuter bereits in Eisenach lebte. An den berühmten Landsmann, der nach Thüringen übergesiedelt war, wandten sich drei mecklenburgische Kinder, die seit kurzem zu Wernigerode am Harz wohnten, Cäcilie, Mortimer und Alexander von Suckow, und baten um einen plattdeutschen Prolog, der am 28. Februar 1864 zum Geburtstage des Großherzogs Friedrich Franz II. gesprochen werden sollte. „Unsere Mama", heißt es in dem Briefchen, „ist erst seit Oktober mit uns hierher gezogen, bis dahin waren wir viele Jahre in Ivenack bei unserm seligen Großpapa Adolf Plessen. Wir kennen also Ihre Vaterstadt Stavenhagen sehr gut." Unmöglich konnte der Dichter da widerstehen. Bei dem Schreiben der drei Kleinen trat ihm seine eigene Knabenzeit und die Heimat klar vor Augen. Ivenack! „Kennt einer meiner Leser Ivenack," hatte er in der Vorrede zur „Reis' nah Belligen" gefragt, „diese liebliche, der Ruhe geweihte Oase in dem rings von Mühe und Arbeit durchfurchten Lande, die, einer schlummernden Najade gleich, sich auf grünender Au und blumiger Wiese gelagert hat und ihr vom Laube tausendjähriger Eichen umkränztes Haupt in dem flüssigen Silber des Sees spiegelt? — Für mich ist der Glanz des Sommermorgens, der sich darüber breitet, mit tausend goldenen Fäden der Erinnerung aus Kindheit und Jugend durchwoben, Festtagserinnerungen, Ferienerinner-

ungen, die wie leuchtende Blumen aus dem Dunkel des Waldes mir entgegennicken und mit süßem Waldgesang in mein Herz ziehen.“ Den alten Grafen Plessen hatte er ja noch gekannt; und nun nahten sich ihm dessen Enkelkinder aus der Fremde und wünschten von dem fernen Sohne Stavenhagens für den gemeinsamen Landesvater, in der gemeinsamen Mundart eine poetische Huldigung. — „Du weißt es, mein Wiesing,“ sprach er zu seiner Frau, „daß ich ähnlichen Bitten gegenüber, die wirklich zu zahlreich kommen, ein für allemal taub bin; so könnte und müßte ich die Harzer Petenten eigentlich nach dem Blocksberg wünschen. Aber sieh 'mal, Wiesing, diese kleine Dreieinigkeit! — und aus Ivenack! — un plattdütsch! Ne, wat denn?!“ Luising nickte ihm freundlich zu, und Fritzing schickte noch an demselben Tage diese Verse fort:

Wi sünd drei lütte Meckelnbörger Kinner
Von Ogen blag, von Backen roth un witt;
Uns' Mudding treckte in de Frömd' herinner,
Un wi lütt Volk, wi treckten mit. —
Ach, 't was doch äwer en ganz annern Snack,
As wi noch lustig spelten dor in Ivenack,
As uns' Grotvadding fründlich Würden tau uns säd,
Sin olle Hand up unse Köppings läd;
Dunn wieren wi so glücklich un so froh,
Nu äwer is't nich vull mihr so.
Nu möten wi sitten un schriwen un lihren
Un Engelsch, Französch un Latinsch studieren . . . .
Un Griechsch gor! ne dat brummt in unsen Kopp.
Mit Plattdütsch äwer geiht dat noch — Gottlob!
Dat liggt ja woll in uns' Natur;
Un wenn wi't reden, seihn wi't Vaderland
Un seihn den hogen Herrn, in den sin' Hand
Dat Glück von't ganze Land is gewen,
Wo wi uns lustig 'rümmer drewen.
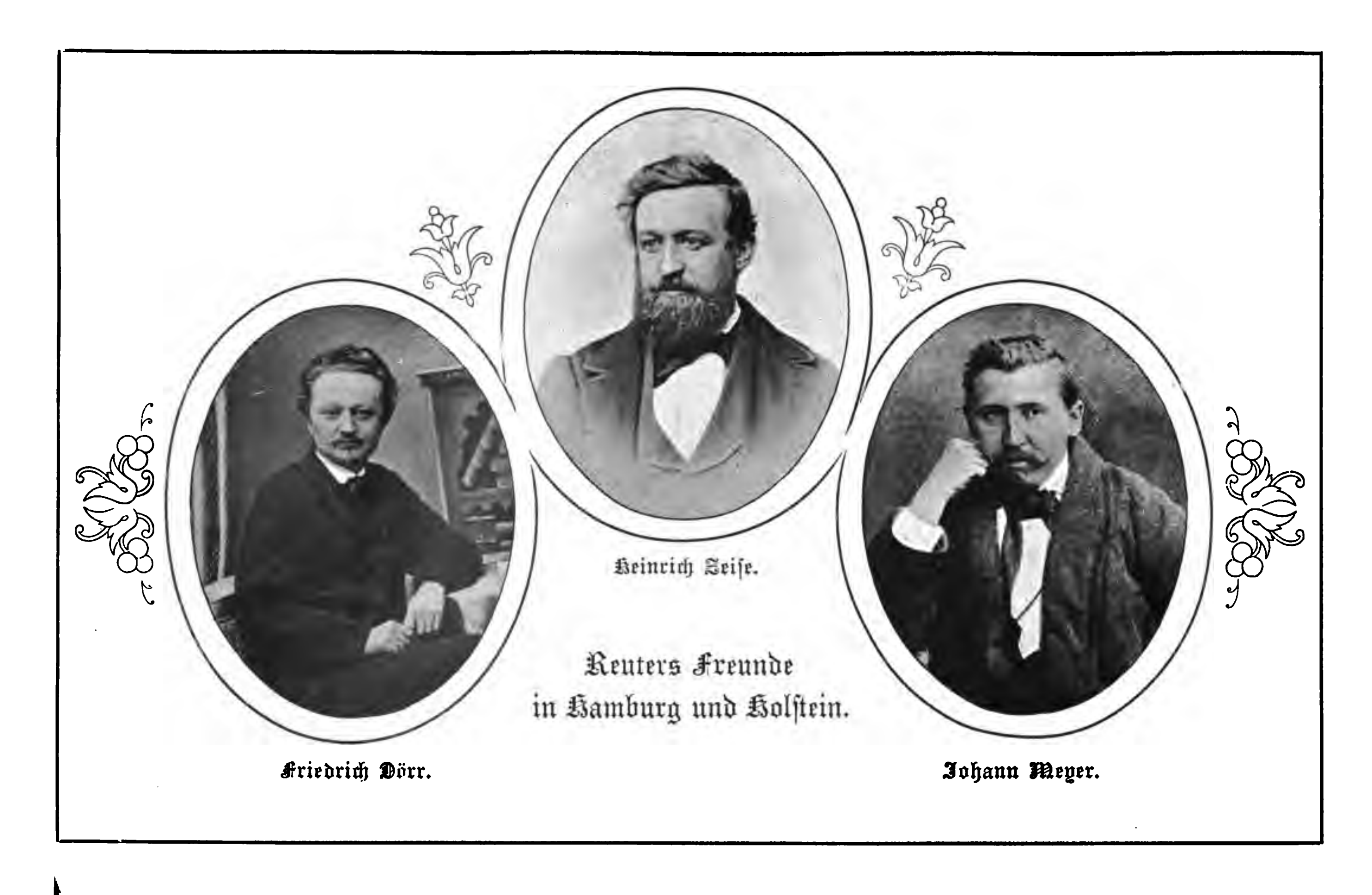
Du leiwe Herr! Wi sünd ja doch blot Kinner —
Uns' Mudding treckte in de Frömd' herinner,
Bet up den Blocksbarg hett s' uns bröcht;
Un sülwst in dese grugeliche Gegend
Böhr'n wi för Di de Hänn' tau Höcht
Un beden heit för Di von unserntwegen . . . .

Un wenn denn 'mal Din Abend ok is kamen
Un Du in Freden sittst, üm uttaurauhn,
Un Di villicht des' Dag erinnerlich: —
Wi künn'n ja ok nicks wider dorbi dauhn,
Uns' Mudding hett uns dunnmals mit sick nahmen —
Vergett de Lütten up den Blocksbarg nich!

Alle diese gleichsam aus dem Ärmel geschüttelten „Rimels“ sollen und wollen natürlich keinen Anspruch erheben auf irgend welche litterarische Bedeutung; harmlos, herzlich und heiter wie sie sind, haben sie ihren eigentlichen Zweck, die Festesfreude zu erhöhen, wohl erfüllt. Wenn dieselben den Verfasser von keiner neuen Seite zeigen, so bekunden sie doch seine gemütliche Stimmung, sein warmes Heimatsgefühl, die Leichtigkeit der Improvisation und seine oft erprobte Hilfsbereitschaft. Die letztere wurde allerdings im Laufe der Zeit über Gebühr in Anspruch genommen. Bekannte und unbekannte Verehrer nahten sich, von ihm ein Verschen zu froher Gelegenheit erbittend, ohne zu bedenken, daß ihm nicht mehr die Muße beschieden war, wie ehedem in Treptow. Recht leid that es ihm, zwei alten Jugendfreunden nicht gefällig sein zu können. So mußte er zu seinem lebhaften Bedauern seinem Friedländer Schulkameraden Wilhelm Mayer einen Korb erteilen, der um einen Polterabendscherz gebeten hatte; er versüßte aber die Pille durch Übersendung seiner unter dem Titel „Julklapp“ veröffentlichten Polterabendgedichte in hoch- und niederdeutscher Mundart und schrieb am 31. August 1863 dazu:

„Lieber Wilhelm,

Du kannst Dir wohl denken, wie leid es mir that, als ich von Deinem vergeblichen Besuch hörte, es wäre mir eine große Freude gewesen, den Jugendfreund bei mir zu sehen. Und nun, mein lieber Bruder, muß ich Dir noch auf Deinen Wunsch betreffs des Polterabendgedichts eine durchaus abschlägliche Antwort geben, hoffe aber, wenn Du meine Gründe oder besser meinen Grund gehört hast, daß Du mir volle Verzeihung angedeihen läßt und mir trotzdem Dein freundlich Gesicht schenken wirst, wenn wir uns einmal wieder begegnen. — Die Sache ist nämlich diese: Ich habe in früheren Jahren viel in dem Artikel ‚Polterabendgedichte‘ geleistet, aber die Anforderungen von Bekannten und Unbekannten überstiegen endlich meine Kräfte, und das stetige ‚nach einer Melodie



Heinrich Zeise.

Friedrich Dörr.

Johann Meyer.

Reuters Freunde
in Hamburg und Holstein.

Singen' ermüdet bis zur totalen Erschöpfung. Da habe ich denn vor ungefähr fünf oder sechs Jahren einen hohen Schwur gethan, kein Polterabendgedicht mehr zu schreiben, und habe diesen Schwur sogar den Anforderungen meiner eigenen Schwester gegenüber, deren Tochter jetzt auch Braut ist, aufrecht erhalten. Du darfst es mir nicht übel nehmen, daß ich so krassen Bescheid gebe; aber ich könnte Dir vielleicht einen Fingerzeig in dem beifolgenden Buche geben, welches Du vielleicht noch nicht kennst. In demselben ist ein Gedicht für eine Kinderfrau (statt Kindermädchen); es ist am Hofe in Schwerin unter großem Beifall gesprochen worden, und wenn sich eine freundliche — am besten Damenhand aus Deiner Umgebung herbeiließe und einige Specialitäten hineinwebte, so würde das Ding gewiß nicht mißfallen. So, wie es ist, ist es allerdings nur ein Rahmen, in den etwas hineingewebt werden muß.

Lebe wohl, lieber Bruder, und nimm Nichts ‚vor ungut'!"

Der andere Genosse seiner Knabenzeit war der Sohn des seligen Pastor Schmidt zu Stavenhagen. „Mich ablehnend zu verhalten, wird mir Dir gegenüber sehr schwer, glaube mir's," schrieb er am 11. November 1864 dem würdigen Gymnasialdirektor Prof. Dr. Hermann Schmidt in Wittenberg; „aber wenn Du meine Gründe hörst, wirst Du dieselben billigen. Schon vor einigen Jahren, als die Anforderungen des Publikums wegen Polterabend- und anderer Gelegenheitsgedichte alles Maß überschritten und mir zu viel Zeit raubten, erklärte ich, mich durchaus, selbst für meine besten Freunde, nicht mehr darauf einlassen zu können; und so habe ich noch in diesem Jahre unter anderen zwei mir sehr bekannten adeligen Damen abschlägliche Antworten zukommen lassen. Ließe ich mich jetzt wieder darauf ein, so zöge ich mir, abgesehen von der Inkonsequenz, den ganzen Bienenschwarm von Polterabend-Deklamatoren wieder auf den Leib .... Ich glaube, Du wirst meine Gründe stichhaltig finden und wirst mich trotzdem auch ferner in freundlichem Andenken in Deinem treuen Herzen behalten." Übrigens freute Reuter sich außerordentlich, aus diesem Anlaß einmal direkt von seinem Landsmanne zu hören, dessen rühmliche Gelehrtenlaufbahn ihm nicht verborgen geblieben war. Bereits Amtshauptmann Weber hatte im März 1825 notiert: „Hermann Schmidt ist als Lehrer angestellt bei dem Lyceo in Wittenberg; er ist ein junger geschickter Mann in Sprachen und kommt noch wohl

zu höheren Stellen. Der Ort muß ihm schon interessant sein, weil der alte Doktor Luther dort zuerst seine Lehrstunden öffnete.“ Schmidt hat das Wittenberger Gymnasium auf eine hohe Stufe gebracht, auch durch mannigfache litterarische Thätigkeit, wovon seine Schriften über Plato, Kant, seine griechischen, grammatischen Arbeiten zeugen, sich einen Namen in der wissenschaftlichen Welt gemacht. „Nun will ich Dir,“ heißt es in obigem Briefe, „für das treue Bewahren Deiner Freundschaft die Hand drücken. Du hast Recht, ich halte viel von unserer Vaterstadt, wenn sie in dem Abendroth der Erinnerung mir entgegenleuchtet; wenn ich aber Alles um und in ihr in dem hellen Sonnenschein der Gegenwart betrachte, so, fürchte ich, wird der Poet viel prosaischer und nüchterner darüber denken müssen, als der herzensgute Direktor. — Es ist dort eitel Jammer und Elend, namentlich im Bürgerstande, Gewerbsnoth, Spaltung und ein kümmerlicher Luxus, der aber doch groß genug ist, um die Leute zu ruinieren . . . . Das Einzige, was ich dagegen thun konnte, ist von mir geschehen; ich habe die Idee einer Spar- und Darlehnskasse unter den besseren Bürgern angeregt, und von dem ehrenwerthen Pastor Niederhöffer ist die Sache zum guten Gedeihen geführt worden, so daß jetzt wenigstens dem gröbsten Wucher gewehrt scheint. — Für die Mittheilungen aus Deiner Familie als Gegengabe: ich habe 1851 die Tochter des Pastor Kuntze in Roggenstorf geheirathet, bin darauf Preuße geworden, nach Treptow verzogen und habe dort unter sehr ärmlichen Verhältnissen als Privatlehrer in Deinen Kram gepfuscht, erholte mich aber doch schon etwas im Jahre 1854 an den ‚Läuschen un Rimels‘; 1856 zog ich nach Neubrandenburg und von dort Johannis v. J. nach Eisenach. Unsere Ehe ist leider kinderlos geblieben. Ob ich jemals wieder nach dem alten Mecklenburg zurückkehre, ist bei der jetzigen politischen und geistlichen Richtung dort sehr die Frage; zum Besuche werde ich zu Neujahr dahin verreisen und auch Stavenhagen wiedersehen.“

Da wir nun bereits der Zeit vorausgeeilt sind, sei erwähnt, daß Fritz Reuter nach dem Sprichwort „Keine Regel ohne Ausnahme“ sich doch einmal noch zu einem Polterabendscherz hat bewegen lassen. Unter den im Bruderkriege zwischen Österreich und Preußen verwundeten und

nach Eisenach transportierten Tapferen befand sich, mit zerquetschtem Beine, ein Gardeleutnant, Theodor von Rabenau. Derselbe, sowie dessen Braut, waren unserm Reuter von früher gut bekannt, so daß er später, auf die Nachricht, es solle die grüne Hochzeit zugleich mit der silbernen der Eltern gefeiert werden, gern zu einer poetischen Begrüßung erbötig war — und zwar durch Onkel Bräsig in seinem klassischen Missingsch.

Das Manuskript hat am Anfang die Bemerkung: „In der großen Gesellschaft wird sich gewiß ein ‚Korl‘ vorfinden; derselbe muß vorher einen Wink erhalten, daß er sich in den Vordergrund stellt, um die erste Anrede in Empfang zu nehmen. Es ist dies nothwendig, damit die Anwesenden von vornherein erfahren, daß sie es mit Bräsig zu thun haben.“

Gu'n Abend, Korl, wo geht es Dich?
Na, also ümmer noch à la bon cœur.
Hier auf der Straße, draußen for die Dör
Da ist das Drängen fürchterlich.
Die Menschheit sagt, sie woll'n hier Stück' aufführen,
Da dacht' ich denn: sollst Dich auch importieren,
Du kennst den Bräutjam ja, und auch die Braut
Hast Du zu Pferd ja kavallieren seh'n,
Und morgen werden sie getraut,
Und wenn das geht, so würd' es würklich geh'n.
Bei ihr hat mich das Herz im Leib' gelacht,
Sie hat zu Pferd sehr viel Fourag' gemacht,
Da hab' ich denn bei mich gedacht:
Sollst Dir bei ihr insenuwieren als Vertrauten,
Du, Bräsig, hatt'st einmal drei Brauten —
Die hat er auch gehabt, doch nicht zu gleicher Zeit —
Ich glaub', es wär' von Nützlichkeit,
Wenn Du, was Du in jungen Johren
In respektiver Hinsicht hast erfohren,
So ganz pianoforte, ganz gelinde
Den beiden bring'st als Angebinde.

Nach ergötzlicher Schilderung der Irrfahrten des Bräutigams schließt Bräsig:

Aber nun genung!
Süh, dazumalen warest Du noch jung
Und hattest wenig Leides noch erfohren;
Nu büst Du aber auch schon in die Johren.
Und wenn Dein Trieb Dich treibt 'mal in die Weite,
Denn regardiere die, die sitzt an Deiner Seite,
Gieb ihr en Kuß,
So wie es muß,
Und sage: „Nein, mein liebes Fiken,
Ich will nich wieder durch die Länder striken,
Unſ' Herrgott hat im Fuß mir einen Wink gegeben,
Ich soll von Stun'ns an häuslich leben;
Und Dich that er mir dann noch presentieren,
Daß ich mir sollt' ein Beispiel draus gerieren,
Denn, liebes Fiken, Du büst alle Zeit
Die personifikalische Häuslichkeit." — — —

Als Fritz Reuter noch in Neubrandenburg hauste, unternahm er häufig Spritzfahrten in die nähere und weitere Umgegend. Einst holten ihn der Gutsbesitzer Müller auf Bolz und Rektor Ludwig Reinhard zu einem Überfall bei Fritz Peters ab, der inzwischen Thalberg verlassen und Siedenbollentin angekauft hatte. Auf der altmodischen Kalesche befand sich hinten, auf dem Koffersitz, ein kleines Gebinde Wein. Beim Passieren von Treptow, an der preußischen Grenze, kamen die Zollbeamten zur Revision. Auf ihre Frage: „Steuerbare Sachen?" hieß es: „„Nein!"" — Einer der Offizianten trat nun vor und sagte: „Aber, meine Herren, Sie haben ja da hinten ein Fäßchen." Reuter war sofort mit der Antwort bereit: „„Ja, dat's för den Döst!"" — „Aber, bitte, meine Herren, machen Sie keinen Unsinn und kommen Sie zur Versteuerung!" — „„Oh, hewwen wi de Stüerlinie nich passiert! — Johann, slah 'mal de Piep 'rin un lang' 'mal de Beker her!"" — So wurde ein hübsches Zechgelage improvisiert und in kurzer Zeit das Tönnchen geleert. Darauf sprach Reuter gemütlich zu den verdutzt dreinschauenden Grenzbeamten: „„Wieren Sei nich so näs'wis west, denn harren Sei wat afkregen. So hewwen S' blot tauseihn. Na, adjüs ok, mine Herren!"" Alsdann ging die Fahrt nach Siedenbollentin weiter — aber wie?! war doch der



Fritz Reuter

zu Besuch in Hamburg 1858. — bei seiner Übersiedelung nach Eisenach 1863.

Kutscher in gleich bedenklicher Verfassung, wie die Insassen des Wagens. Sie erreichten den Hof mit Mühe und Not und zogen ganz still von hinten auf Siedenbollentin ein.

Nach Schwerin reiste Reuter öfters. Dort wohnte eine stetig wachsende Anzahl ihm sehr werter Freunde und Familien. Besonders beglückte ihn die persönliche Bekanntschaft mit dem Advokaten Hofrat Eduard Hobein. Dieser, geboren 1817 und gestorben 1882 daselbst, war allgemein beliebt, auch bei dem Großherzog Friedrich Franz II., welcher sich speziell für seine Dialektdichtungen interessierte. Zu der gemeinschaftlichen Bethätigung auf dem Gebiete der plattdeutschen Poesie kam als weiteres Bindeglied die Verwandtschaft Hobeins mit dem Amtshauptmann Weber durch seinen früher erwähnten Bruder Adolf Dietrich, den rechtsgelehrten Rostocker Professor. Hobein hatte nämlich in erster Ehe eine Enkelin desselben, Henriette Weber, geheiratet, deren Eltern — der Vater als Stadtrichter — zu Reuters Jugendzeit in Stavenhagen lebten und den kleinen Fritz gern bei sich sahen, und nach dem 1857 erfolgten Tode seiner Frau mit einer anderen Enkelin, Auguste Weber, Ende 1860 sich wieder vermählt.

Als nach Veröffentlichung von „Hanne Nüte“ Hobein die „Vagel- un Minschengeschicht'“ einer Kritik unterzog, schrieb ihm Reuter diese liebenswürdige und inhaltsreiche Epistel:

„Da haben Sie einmal wieder ein rechtes Freundschaftsstückchen ausgeführt, vielleicht ohne es zu ahnen, wie wohl es mir bekommen würde. Ihr freundlicher Brief war nämlich der erste, der ein Urtheil über ‚Hanne Nüte‘ aussprach, und so lange saß ich in der Ungewißheit finstrer Nacht, mühsam erhellt durch kleine Lichter, die in meiner Umgebung sich freilich alle Mühe gaben, mich Triumphe sehen zu lassen, an die ich nicht glaubte. Haben Sie Dank für Ihre gütige Nachsicht, und glauben Sie ja nicht, daß ich allzu empfindlich gegen den Tadel bin; was noch mehr: ich stimme mit Ihnen überein, es ist ein Fehler, daß sich das Ding so ernsthaft entwickelt, zumal für unsere Zeit, in welcher kein Buch ohne erkleckliche Bösewichtereien mehr erscheinen kann. Ich verspreche Ihnen aber, keine Halunken und Verbrecher mehr in Scene zu setzen, nur ehrliche Leute; ein paar Narren müssen Sie mir nachsehen, aber auch die sollen moralisch sein. Meine ganze Entschuldigung besteht darin: ich bin durch die alte Volkssage von einer durch Thiere entdeckten Mordthat verführt worden. Raben, Krähen,

Elstern, Kraniche (des Ibykus) haben in alten Zeiten die Duncker und Stieber vertreten, warum nicht auch Staare und Sperlinge? — Doch genug von einer Sache, die sich nicht mehr ändern läßt.

Empfangen Sie meinen herzlichen Glückwunsch zu der bevorstehenden Verbindung mit einer Anverwandten meines alten prächtigen Amtshauptmanns Jochen Weber; wir treten damit in Verwandtschaft, 's ist aber nur eine geistliche, denn ich bin der Pathe des alten braven Herrn . . . .

Meine Zeit ist augenblicklich von einer höchst beschwerlichen und wirklich schwierigen Arbeit in Anspruch genommen; ich bereite die neuen lyrischen Gedichte der armen Alwine Wuthenow, der Frau meines langjährigen Leidensgefährten und Freundes, zum Drucke vor*) . . . .

Meine eigenen Arbeiten müssen derweilen ruh'n. — Das nächste Buch von mir wird ein kurioses sein: eine Urgeschichte von Mecklenburg, von Erschaffung der Welt an bis auf ‚Hertog Niklotten, Dörchläuchten'. Alles, was mir halbverrückte Laune und zur Hand liegende Satyre auf unsere socialen, politischen, kirchlichen Zustände eingiebt, kleide ich in historische facta, unbekümmert, was Ihr Norddeutscher Korrespondent dazu sagt. Das Ganze ist aber **nicht** gegen **eine** Partei gerichtet, sondern gegen alle Uebelstände, die die Menschen sich selbst geschaffen haben. **Sie** sollen es noch vor dem Drucke zugesandt erhalten, damit Sie mir sagen können, ob es verboten werden wird. Viel Lokales wird darin zu tadeln sein, läßt sich aber nicht vermeiden und wird allenfalls durch seine Frische entschuldbar werden; im Ganzen tröste ich mich mit der Originalität der Idee."

Bekanntlich ist jene mecklenburgische Chronik, deren Einleitung der Autor seinem Landesherrn Großherzog Friedrich Franz II. selbst vorlesen durfte, liegen geblieben und das Bruchstück erst in den „Nachgelassenen Schriften", und zwar auch nur teilweise, publiziert worden.

Freudig begrüßte Fritz Reuter das Bändchen „Blömings un Blomen ut frömden Gor'n. Plattdütsch von Eduard Hobein." Wenn Goethe Hebel auffordern durfte: „Versuche doch der Verfasser aus dem

*) „**Nige Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren**" (Greifswald 1861), nachdem Reuter vier Jahre vorher schon das erste Gedichtbändchen „**En poar Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren**" ediert hatte. Ich habe die litterarischen und persönlichen Beziehungen der leidgeprüften Dichterin zu ihrem Herausgeber im zweiten Abschnitt meiner „Fritz Reuter-Studien" (S. 35 — 115) geschildert, dort auch eine Auswahl ihrer besten Lieder geboten. Am 16. September 1900 hat Alwine Wuthenow ihren achtzigsten Geburtstag unter allgemeiner Teilnahme von nah' und fern gefeiert.

sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen, — haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt", — so kann es nicht als unangemessen erscheinen, wenn jener Versuch mit der Schwestersprache des Hochdeutschen unternommen wurde. Zur Auswahl sind hauptsächlich benutzt worden Hebel, Holtei, Klesheim, Kobell, Nadler und ganz besonders Wilhelm Müllers Handwerksburschen- und Müllerlieder. Speziell die treffliche Wiedergabe der letzteren rühmte Reuter in den folgenden Zeilen vom 23. November 1860:

„. . . Sie sind nun also in den Orden der plattdeutschen Schriftsteller getreten und tragen die Insignien desselben mit der Umschrift: ‚Für Auszeichnung'; denn wahrlich, ich hätte nicht geglaubt, daß unsere plattdeutsche Sprache so geeignet wäre, den hochdeutschen Ausdruck wieder zu geben, wie dies z. B. bei den Müllerliedern gelungen ist. Auf einen Punkt muß ich Sie aber in allerfreundlichster Weise aufmerksam machen: wir haben in Mecklenburg, abgesehen von der Verschiedenheit der Aussprache, eigentlich zweierlei Platt, von denen das eine auf dem Lande, das andere in den Städten, namentlich in den größeren, von den Gebildeten gesprochen wird. Dies letztere ist schon sehr stark mit hochdeutschen Elementen versetzt und hat dadurch viel von seiner Eigenthümlichkeit im Ausdruck und in der Wendung verloren; z. B. sagt der Städter ‚jetzt', ‚nie'; der Landmann sagt freilich auch schon zuweilen statt ‚jetzt', ‚jitzt', aber eigentlich heißt es ‚up Stunn's', und statt ‚nie' sagt er immer ‚meindag' nich' oder verstärkt ‚allmeindag' nich'. So giebt es tausenderlei Kleinigkeiten, in denen eine Abweichung stattfindet, in denen aber die Landsprache konkreter und deshalb malerischer sich auszudrücken versteht. — Hierauf müssen Sie meiner Meinung nach mehr Werth legen. Uebelnehmen werden Sie mir hoffentlich meinen Rath nicht, da ich selbst gern eingestehe, daß ich häufig, von Reim und Vers gezwungen, in denselben Fehler verfalle.

Sie erhalten hiebei mein Jüngstes; es ist dickleibiger, als es sein sollte, und, ich fürchte, etwas skrophulöse; aber ich hoffe auch, daß meine Freunde einige Gebrechen nachsichtig übersehen werden, wenn sie gewahr werden, daß dem Kinde eine gewisse, schwer zu entwickelnde Originalität nicht abzusprechen ist*). — Die

*) „Schurr-Murr", so betitelt nach dem vom Apotheker Grischow aus sieben Likören komponierten Lieblingstrank des Onkel Herse, eine bunte Serie von allerlei Geschichten, „tausamen schrapt ut de hochdütsche Schöttel, ut den plattdütschen Pott un den missingschen Ketel," darunter am wertvollsten die Erzählung „Meine Vaterstadt Stavenhagen".

beiden mitfolgenden Exemplare, in denen die bezüglichen Begleitschreiben liegen, besorgen Sie wohl freundlichst an die Adresse. Fräulein von Bülows*) wohnten sonst rechter Hand vor dem Schloßgarten.

Schloepke ist augenblicklich in Neustrelitz und malt den Großherzog zu Pferde.

Sollte Sie Ihr Weg nicht einmal nach Neubrandenburg führen? Dann wollten wir 'mal Plattdeutsch verhandeln! . . ."

In diesen Briefen redet Reuter seinen Landsmann noch mit „Sie" an; im nächsten Jahre, bei persönlicher Begegnung, wurde das vertrauliche „Du" ausgemacht. Auch die beiderseitigen Frauen traten sich freundschaftlich nahe. Unter sein an Hobein geschenktes Porträt setzte er die scherzhafte Erklärung: „Wenn Du das alte dicke Gesicht siehst, so denke daran, daß der Mensch niemals verzagen soll, und daß Du selbst es noch zu einer solchen Fülle bringen kannst, denn Dein Freund wurde in seiner Jugend nur immer ‚de oll' Drög' (der alte Dürre, Magere) genannt."

Auf die Zusendung einer neuen Hobein'schen Gedichtsammlung blieb die Antwort lange aus. Reuters ganzes Denken und Empfinden beschäftigte die Niederschrift seiner Festungszeit. Doch sowie das lästige Korrekturlesen erledigt, der Druck beendigt und ein Exemplar des Buches in seinem Besitze war, ließ er seiner unverwüstlichen Laune wieder die Zügel schießen und schrieb:

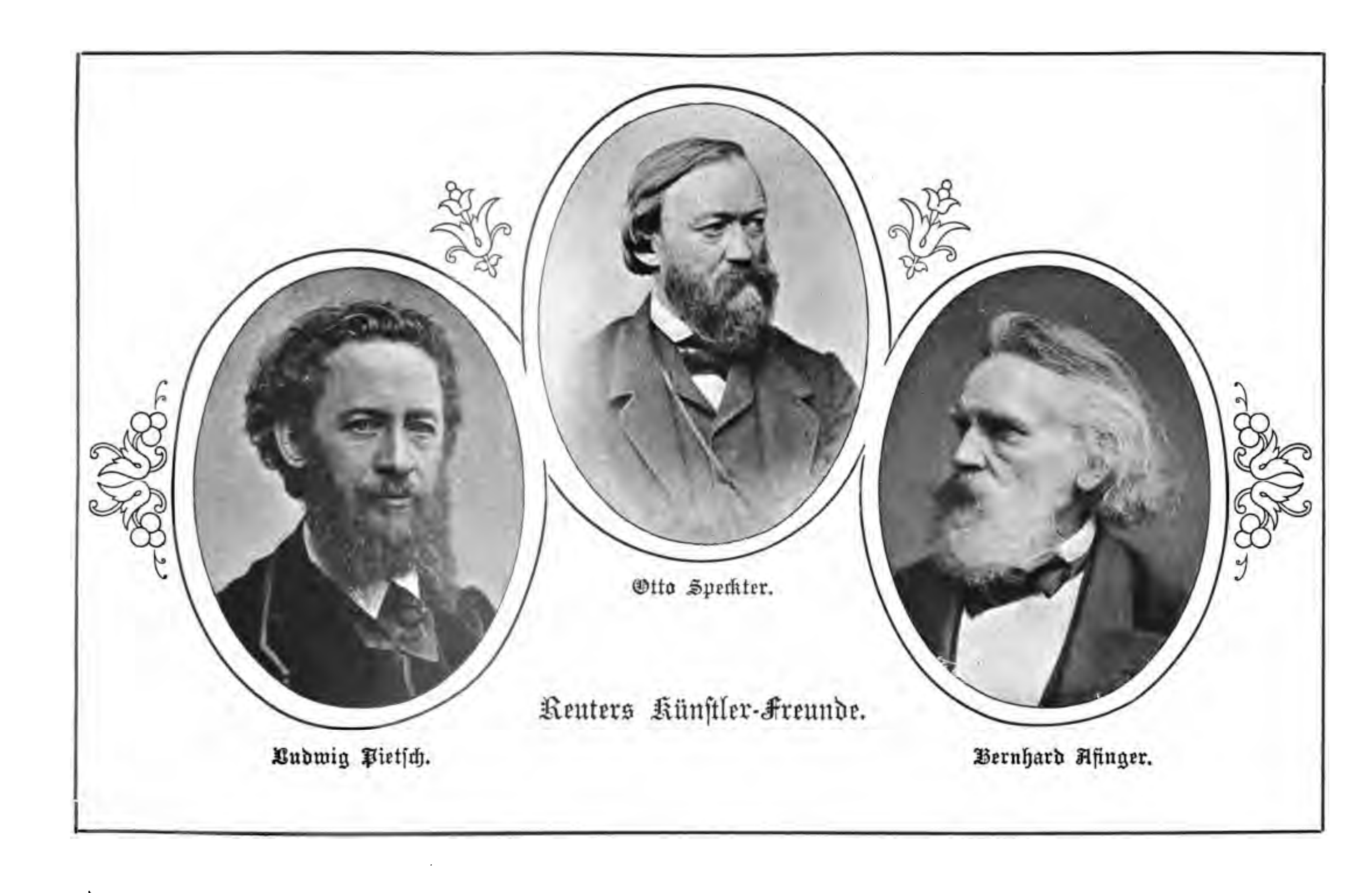
„Lieber Bruder,

Nachlässigkeit, Unhöflichkeit und Undankbarkeit würdest Du mir wirklich mit Unrecht vorwerfen, wenn Du es gethan hättest; mein Schweigen bis dato hatte einen unendlich ehrenwerthen Grund, ich wollte meinen Dank für Deine liebenswürdige Zusendung nicht mit leeren Händen abstatten und wartete Tag für Tag auf das endliche Erscheinen meines Neuesten.

Nun ist's da, und mit Zittern und Zagen expediere ich Freiexemplare in alle Welt, was diese unberechenbare Person wohl dazu sagen wird. — Du kannst wohl lachen, Jochen Boom! Wenn diese abscheuliche Welt einmal so

---

*) Die Töchter des originellen Kommandanten der Festung Dömitz. Jetzt ist nur noch die jüngste der fünf mit einander in treuer Schwesterliebe verbundenen Damen, Fräulein Anna von Bülow, am Leben, der ich die interessanten Mitteilungen aus des Burschenschafters Haft auf der heimatlichen Citadelle, in Wort und Bild, verdanke. Vergl. „Reuter-Tage," Zweite Folge, S. 23—54.



Ludwig Pietsch. Otto Speckter. Bernhard Afinger.

Reuters Künstler-Freunde.

ungerecht werden sollte, Deine litterarischen Lenden=Produkte nicht gebührend anzuerkennen, dann gehst Du nach Hause und streichst Deine auf zwei leibhaftigen Beinen umherspringenden kleinen fröhlichen Hobeine über die krausen Köpfe und sagst im glücklichen Vaterstolze: ‚Nun, laß! Diese sollen sie mir wohl anerkennen!‘ — Bei mir ist es leider anders, ich habe mich mit Haut und Haaren dem Teufel der Schriftstellerei verschrieben, und von tröstlichen Krausköpfen ist nicht die Rede: ich muß meinem papierenen Springinsfeld meine ganze Reputation und Hoffnung auf die Zukunft anvertrauen, und wenn er sich nicht schickt, ‚denn bün ick rein üm all min Pött.‘

Was nun Dein freundliches Geschenk*) betrifft, so muß ich Dir sagen, daß mir namentlich der zweite Theil des Buches sehr, sehr gut gefallen hat. Du hast darin frei gearbeitet, nicht beschränkt durch den Stoff im ersten und durch den überaus schwierigen Reim ꝛc. des letzten Theils; bleibe doch dabei! Du bist eine durchaus lyrische Natur, und dies Feld ist ja so ungemein groß.

Viele Grüße von meiner Frau an die Deinige, sowie auch von mir, sowie auch an Deine Frau Schwiegermutter, sowie auch von mir, sowie auch an Deine fröhlichen Kleinen, sowie auch von mir, sowie an Dich selbst, sowie auch von

Neubrandenburg, den 1. Dec. 1862.

Deinem
Fritz Reuter.“

Derweilen unser Humorist sich in die traurige Vergangenheit seiner verlorenen Jugendjahre zurückversetzte und durch vorwiegend heitere Beleuchtung dem herben Stoff herzlich anmutende Seiten abzugewinnen wußte, dadurch nicht nur seinem gottbegnadeten Schriftstellerberufe, sondern ebenso sehr auch seinem edlen, versöhnlichen Charakter das glänzendste Zeugnis ausstellend, hatte ebenfalls Julius Wiggers ein ihm widerfahrenes, trübes Schicksal aus minder fern gelegener Zeit zu Papier gebracht und als Beitrag zur Geschichte des Rostocker Hochverratsprozesses, unter dem Titel „Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft“ veröffentlicht. Reuter dankte dem alten Freunde am 27. Januar 1862 mit Zeilen, die auf die Art und Weise seiner eigenen Auffassung selbst erduldeter Leiden interessante Streiflichter werfen:

---

*) Hobeins hochdeutsche „Gedichte“ (Hamburg 1863), worin das erste Buch Personen und Ereignisse aus der deutschen Geschichte besingt, das dritte Übersetzungen und Bearbeitungen alter lateinischer Kirchenlieder bietet, während das zweite recht stimmungsvolle Lyrik enthält.

„Mein lieber Bruder,

Du hast der Welt ein schönes Geschenk mit Deinen 44 Monaten gemacht, vor Allen aber mir, der ich mit derselben Wiege gewiegt worden bin, und der ich schon seit einem Jahre mit der Abfassung einer ähnlichen Geschichte meiner Jammerperiode beschäftigt bin. Du hast die Untersuchungshaft, ich einen Theil meiner Festungshaft gewählt, Du hast die an Dir begangenen Niederträchtigkeiten noch im frischen Gedächtnis, so daß Du dieselben pragmatisch niederschreiben konntest, zwischen meinem Jetzt und meinem Damals liegen aber schon 25 Jahre, die mich manche Bitterkeit vergessen lassen konnten und mich in den Stand setzten, sogar diese Zeit meines Lebens in die rosigen Fluthen des Humors zu tauchen; aber alle Momente wollen sich nicht heiter färben lassen, sie bleiben in ihrem scheußlichen Grau gekleidet stehen, und wenn ich die heiteren auch ein wenig mit erfundenem Spaß auflasiert habe, die grauen habe ich ehrlich in ihrer trübseligen Wahrheit stehen lassen. — Du siehst, das ist ein großer Unterschied zwischen uns beiden, der zu Deinem Vortheile ausschlagen muß, weil Deine klare, durchsichtige Wahrheit Dir das Henkerbeil in die Hand gegeben hat, womit Du schließlich in letzter Instanz Deine erbärmlichen Richter selber gerichtet. — Ich wollte Dir dies schon lange schreiben, heute habe ich noch eine andere Dich angehende Veranlassung, die mich treibt. — Dr. Julian Schmidt, jetzt Redakteur der Berliner Allgemeinen Zeitung, schrieb vor einiger Zeit an mich, wegen eines Referenten aus Mecklenburg; ich wußte und wollte keinen anderen vorschlagen als Dich und Moritz, nun erhalte ich die kurze flüchtige Einlage. Gefällt Dir oder Moritz die Sache, so schlagt ein! Steht Schmidt auch nicht auf der äußersten Spitze der Fortschrittspartei, so kämpft er doch mit der ganzen Schärfe seiner gesunden Dialektik für das, was uns Noth thut ... und weil sein Blatt auch in nicht zu sehr links liegenden Kreisen gelesen sein wird, so glaube ich, wird sein Erfolg um so größer sein. Ihr könnt ja immer deshalb schreiben, wie's Euch ums Herz ist, und müßt's auch ...

Grüße den alten guten Moritz und sage ihm, daß ich ihn im Verdacht hätte, mir einen alten Freund wieder zugeführt zu haben, Max Wirth, der mir neulich seine Verlobungsanzeige schickte. — Mein Buch ist fertig, der Schlingel, der Hinstorff, zögert bloß noch mit dem Druck; es erscheint unter dem Titel: ‚Olle Kamellen II., ut mine Festungstid'."

Leider ist Julius Wiggers' Antwort bezüglich der „Festungstid" nicht bewahrt, wohl aber, was er über den ersten Teil „Ut mine Stromtid" erwiedert hat:

„Schon lange habe ich Dir für Deine neuesten alten Kamillen meinen Dank direkt aussprechen wollen, den ich Dir nach dem indirekten modus contribuendi

mit Hülfe der Druckerschwärze mit eigenen und fremden Worten bereits unerkannterweise mehrmals abgestattet habe. Es liegt mir aber bei diesem Dank noch zugleich eine Bitte auf dem Herzen. Läßt es sich nicht veranstalten, daß dieses prachtvolle Exemplar eines Mecklenburgischen Gesetzgebers, dieser klägliche Kerl, der Pomuchelskopp, einmal auf dem Landtage zu Malchin oder Sternberg auftaucht, um seine legislatorischen Fähigkeiten zu verwerthen? So ein Pomuchelskopp auf dem Landtage wäre gewiß dem Dichter nicht von Schaden und dem Politiker von größtem Nutzen. Wie, wenn er dort, wie weiland ein Standesgenosse von ihm zu einem rothröckigen Landmarschall, der seine Stimmzettel zurückweist, bei irgend einem Wahlakt, das vernichtende Wort spräche: ‚ich bin eben so gut des Großherzogs Fasan wie Sie!‘ Oder wenn er sich in seiner Weise etwas an dem Geschrei betheiligte, welches dort von einigen Debatte genannt wird, und schließlich in irgend einer Sache, von der er nichts versteht, einen weisen Beschluß durch seine entscheidende Stimme herbeiführt?! Ueberlege Dir einmal diese Sache! Natürlich müßte das Ganze recht fein und preßgerecht, auch für Mecklenburg-Schwerin, eingerichtet sein und nicht unter die Kategorie von Pasquillen subsumiert werden können....

Es giebt Leute, welche von Deiner Uebersiedelung nach Rostock erzählen. Wie ist es damit? Moritz und ich erinnern uns noch oft des schönen Tages auf Belvedere und im Gruner'schen Abendzirkel. Für mich war Alles dies doppelt schön, weil ich bis dahin nicht weiter als bis Lübeck und Hamburg seit meiner Gefangenschaft über die Mecklenburgische Grenze gekommen war.

Gelegentlich erbitte ich mir von Dir eine Erklärung des Dir ohne Zweifel bekannten Sprichwortes: ‚So fett fiedelt Luchs nich,‘ d. h. soviel wird nicht spendiert oder kann nicht spendiert werden. Luchs fiedelt, wäre allenfalls erklärlich, nämlich wenn er ein Musikus wäre. Aber, wurans: fett?“

Die damals umgehenden Gerüchte von einem Wechsel des Reuter'schen Wohnsitzes entbehrten nicht der Begründung. Reisen durch Deutschland im Sommer 1861 und 1862 hatten den Plan aufkommen lassen. Die überaus ehrende Aufnahme und reiche geistige Anregung, welche der schnell berühmt gewordene Dichter der „ollen Kamellen“ aller Orten fand, trugen das ihrige dazu bei. Unter anderen hatten Julian Schmidt und Gustav Freytag mit ihm Freundschaft gegeschlossen. Letzterer schrieb ihm am 9. Dezember 1862: „Die Lektüre der prächtigen Bücher ist jetzt unsere Abendfreude; ich versuche sie meiner Frau vorzulesen, froh, daß kein niederdeutsches Ohr zuhört. Heute sende ich zu freundlichem Waffentausch ein Büchel mit dem

Wunsch, daß es Ihre Erwartungen nicht täuschen möge. Leben Sie wohl! denken Sie so herzlich unserer ersten Zusammenkunft, wie ich thue." Freytag hatte ihm das Versprechen abgenommen, bald nach Leipzig zurückzukehren. Frau Luise plaidierte für Eisenach, von wo aus ja die Metropole des Buchhandels leicht erreichbar. „Ich gehe stark damit um, nach Thüringen und zwar nach Eisenach auszuwandern; aber wenn sich das nicht machen läßt, so habe ich noch Rostock im Sinne," meinte Reuter selbst im Februar 1863.

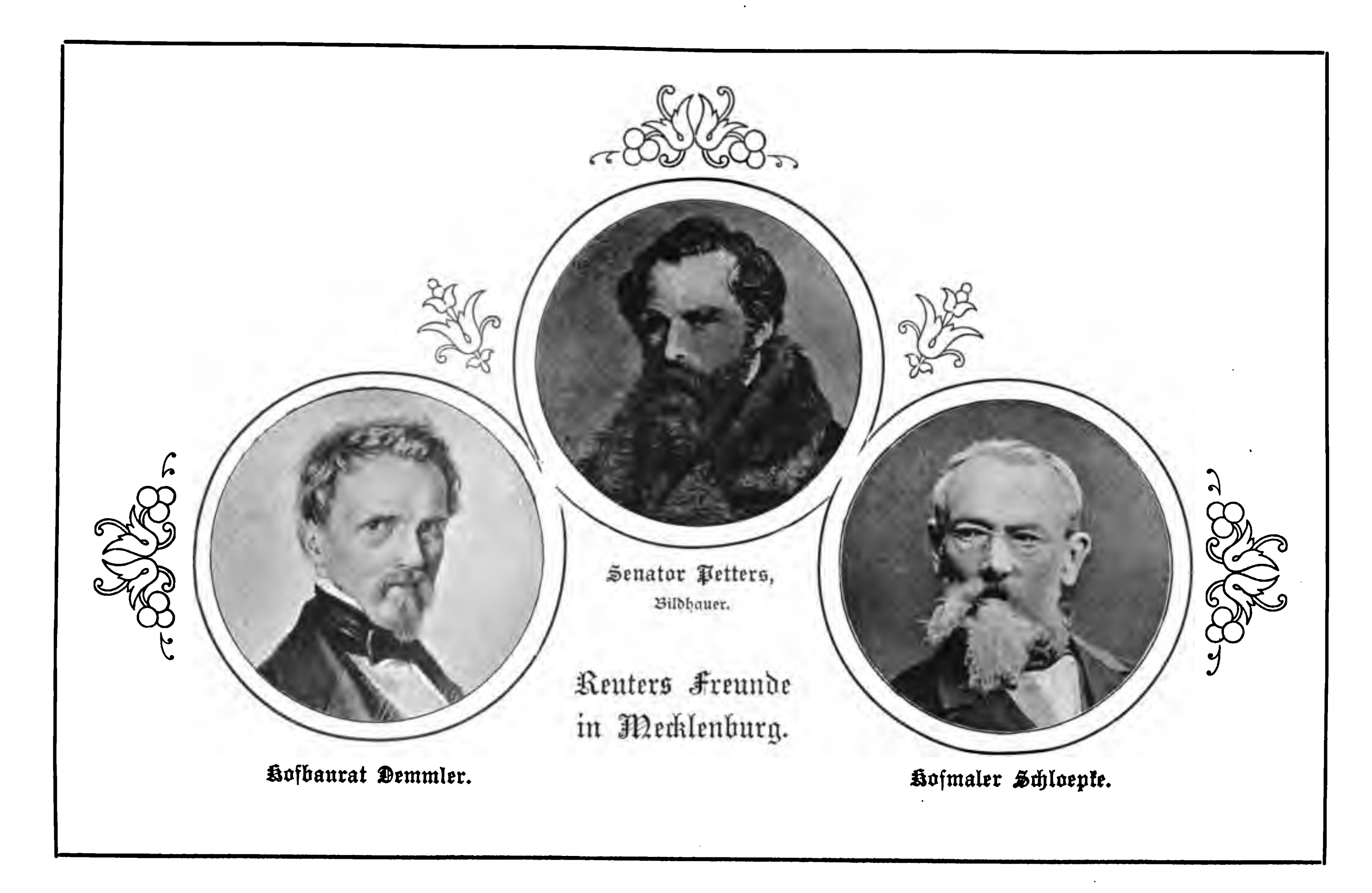
In einer Zuschrift vom 16. Januar an seinen Verleger wird solcher Übersiedelung gar nicht gedacht, aber sonst mancherlei von allgemeinem Interesse berührt, wie folgt:

„Von mir und meiner Frau eine ebenfalls herzliche Gratulation zum neuen Jahr, sowie auch zu dem glücklichen Ereignis, welches Dein Haus zu einem fröhlichen Hause gemacht hat und Dich wiederum der Sorge um etzliche Paar Schuhe enthebt. Den richtigen Empfang der 500 Thaler — 450 Thaler für ‚Olle Kamellen' III. und 50 Thaler für ‚Hanne Nüte', 2. Auflage — bescheinige ich hiemit; Quittungen werde ich nach Empfang der noch fehlenden 122 Thaler einsenden.

Ich habe allerdings in der letzten Zeit einen Strämel ‚Urgeschichte' gearbeitet; aber nicht, um damit fortzufahren, sondern nur, weil mir etwas Passendes einfiel. Das Buch soll sehr allmählich entstehen und wird noch lange auf sich warten lassen. Das Nöthigste ist jetzt, daß der zweite Theil der ‚Stromtid' fertig wird; ich bin tüchtig dabei, und wenn ich so fortfahren kann, wird das Manuskript zu Pfingsten fertig sein. Doch Du weißt, so etwas kann man nicht versprechen. Dann nehme ich ‚Dörchläuchting' in Angriff, welches wohl das Heiterste meiner Erzeugnisse werden dürfte. Was dann? Das weiß der liebe Gott.

Mir sind in der letzten Zeit die freundlichsten Anerkennungen zu Theil geworden und zwar von Leuten, die ich gar nicht kenne: der Konsul Hirzel in Leipzig hat mich zum Jubel-Feste des 18. Oktober dieses Jahres eingeladen, ein Hamburger schickte mir 25 Pfund des köstlichsten Rauchfleisches, und aus London erhielt ich von einem Prediger Meyer und Kaufmann Hofmann eine goldene Feder zu Weihnachten. So was erquickt Einen auch! ..."

Während Fritz Reuter mit der einen Hand entgegennahm, sogar eine goldene Feder, gab er wieder mit der anderen Hand gern, speziell damals sein bisher benutztes Schreibzeug an seine bereits genannte Nichte Anna Peters, die geholfen hatte beim Einpacken, als der Umzug nach Eisenach endgültig stattfand. Wie er das Tintenfaß, aus dem seine


Senator Petters,
Bildhauer.

Hofbaurat Demmler.

Hofmaler Schloepke.

Reuters Freunde
in Mecklenburg.

Schriften von den „Läuschen un Rimels“ an bis zur „Stromtid“ (Teil I) hervorgegangen waren, dem jungen Mädchen zum Andenken einhändigte, sprach er treue Wünsche dabei aus und sagte: „Min leiw Döchting, wenn Di dit Ding so vel blanke Schillings inbringt, as mi Dalers, denn kannst Du ganz ruhig Din Öller afstäuwen, un ick will mi von Harten freun, wenn Di dat ümmer gaud geiht, oll Dirn!“

Durch das Verlassen der heimischen Erdscholle war keineswegs das Band, welches unsern großen Volksschriftsteller mit beiden Mecklenburg und nicht am wenigsten mit der Stadt Neubrandenburg verknüpfte, gelockert oder gar zerrissen. Wer aus dem Obotritenlande bei ihm anklopfte, wurde mit offenen Armen willkommen geheißen, welche Nachricht auch immer von dort eintraf, sie wurde mit Interesse aufgenommen. Und was für Nachrichten kamen speziell aus Neubrandenburg! Scherzhaft äußerte Reuter, jetzt erst, nachdem er fort sei, passiere dort wirklich Neues, wie es der Name erfordere, einer Großstadt würdig! So war, dem Beispiel seines ehemaligen Verlegers vom „Unterhaltungsblatt“, Lignau, folgend, der Kaufmann Gelineck nach bedeutenden Defraudationen flüchtig geworden. Da konnte er sich nicht enthalten, an seinen Korrespondenten eine lustige Epistel zu richten, die eine hübsche Ergänzung zu einem dasselbe Thema variierenden Briefe an seinen „Onkel Hahn“*) bildet und also lautet:

„Hoffentlich ist Neubrandenburg ruhig und erträgt mit der hingebendsten Mutterliebe die Wunden, die ihm ein theures, aber ungerathenes Kind geschlagen hat. Also 3500 Thaler Schulden! Ich erstaune. Wie ist der Mann verkannt worden! Was muß das für ein eminentes Talent sein, das als junger Anfänger und Produktenhändler ohne Geschäft solche Finanzoperationen zu Stande bringt! Lignau der Kleine! Ob er wohl nach Polen gegangen ist, um der Nationalregierung seine Thätigkeit im Kassenwesen zu widmen? Wie unrecht habe ich dem Manne gethan; ich habe ihn immer für herzlich faul und unzufrieden mit sich selbst gehalten, während er doch inwendig pferdemäßig in kühnen Spekulationen gearbeitet haben muß und mit seinen Erfolgen doch sehr zufrieden sein konnte. Aber warum bist Du fortgelaufen? Warum hast Du uns das gethan? Du bist ein undankbarer Sohn Deiner guten Mutter Neubrandenburg, denn sie

---

*) Vergl. meine „Reuter-Tage“ Bd. I, 3. Aufl., S. 106

hatte Dir die jugendlichen Schläfen mit den hohen Ehren eines Schaffners der Schützengilde bekränzt; stolz schrittest Du neben Königen einher, Du brauchtest nur ein paar Jahre zu warten, und die Welt hätte Dich eines schönen Morgens als Wiekhaushauptmann begrüßt, ja selbst nach einer Senator-Uniform konntest Du Deine Hand ausstrecken. Aber dem Genius sind keine Zügel anzulegen, er schweift in unbekannten, ungemessenen Fernen!

Vielleicht hat er sich nach Dessau gewandt, um sich in die papierenen Geheimnisse der Dessauer Bank einzuwühlen; vielleicht treibt ihn sein alter, oft bewährter Schützengilden-Muth nach Amerika, um mit Gentz, Lotte Wilbrand und Konsorten die Nordstaaten zu kräftigen und zu heben.

Apropos, da fällt mir ein: könnte nicht von Stadt wegen aus Gelinecks Hinterlassenschaft die Lieutenants-Uniform erstanden und in dieser und Lignaus Doktor-Dissertation der Anfang eines Neubrandenburger Museums eingeleitet werden? Wenige Museen würden so kostbare Stücke aufzuweisen haben."

Zur Erklärung des Ausdruckes „Wiekhaushauptmann" vergegenwärtige man sich eine Stelle aus „Urgeschicht' von Meckelnborg", die besagt: „Nigen-Bramborg was de irste Stadt, wo en corpus upricht würd, twei un twintig Mann hoch, d. h. vierteihn Oellermanns un acht Wiekhushauptlüd," als Repräsentanten der nicht zu den sieben großen Zünften gehörenden Bürgerschaft. Noch heute stehen hinter der Festungsmauer die ehemals zur Verteidigung bestimmten „Wiekhäuser" in Neubrandenburg.

Übrigens war der Aufenthalt in Eisenach anfangs nicht für immer geplant. Vorläufig wurde eine Etage gemietet in einem am Predigerplatz belegenen schmucken Schweizerhause, das mit seinen vorspringenden Giebeln, Erkern und Altanen gar anheimelnd aussah. Der Erbauer und Besitzer, Architekt Baurat Dittmar, hatte die Restauration der Wartburg, nach Ritgens Entwürfen, geleitet. Hier fühlte sich Reuter sehr wohl und behaglich. Dies hinderte aber nicht, daß Fritz von vornherein, mündlich wie schriftlich, beteuerte: „In zwei Jahren kehre ich zurück und nur nach Neubrandenburg." Seine Luise neigte mehr für Schwerin, wie aus ihrem nachstehenden Briefe vom 27. November 1863 an Fräulein von Bülow ersichtlich:

„Sie müssen sich schon ein paar Zeilen von meiner Hand gefallen lassen, denn nach dem neuesten Hausreglement ist mir zu der Familienkorrespondenz

auch die Beantwortung der Freundesbriefe überwiesen; und da wir nun einmal die Ihrigen auch zu dieser Rubrik zählen, gilt kein Entziehen der Hausordnung. Meinem Reuter ist die Korrespondenz auch schier über den Kopf gewachsen, zu zeitraubend geworden, daß er wohl der Unterstützung bedarf. Also Entschuldigung für den Eindringling!

Es geht uns sehr, sehr gut im schönen Thüringen; ich fühle mich von Tag zu Tag heimischer nnd gewöhne mich ungern an den Gedanken, unseren lieblichen Aufenthalt schon nach zwei Jahren wieder zu verlassen; und das dürfte doch meinem plattdeutschen Dichter zuträglich sein, wie er erklärt.

Wenn es auf mich ankäme, würde immerhin später Schwerin unser Wohnort sein, ich liebe es sehr; aber mein Reuter hat Verlangen nach seinem Neubrandenburg und den dortigen Bekannten.

Wir haben hier einen sehr hübschen, gewählten Menschenverkehr nach allen Seiten, und der sagt uns zu. Vor einigen Tagen machten wir Herrn Hofrath Gustav Freytag auf seinem Landhause in Siebleben bei Gotha unsere Visite, ein sehr liebenswürdiger Mann, den wir sehr hoch schätzen.

Mein Reuter schickt Ihnen und Ihren Fräulein Schwestern hierbei die beiden ersten Theile der ‚Stromtid‘, auch die gewünschten Photographien erfolgen. Wir beide wünschen Ihnen allerseits Liebes und Gutes und grüßen Sie herzlich.“

Weihnacht kam herbei.

Dies schönste Fest zum erstenmal in der Fremde, ohne „Julklappen“, ohne „Tannenbom“ und ohne plattdeutsche Freunde zu feiern, schien dem Reuter'schen Ehepaar doch zu schmerzlich. „Wie, wenn wir uns zwei echte Niedersachsen verschrieben, Wiesing? — Ja, guck mich nur erstaunt an! Sitzen da nicht im nahen Koburg und Gotha die beiden ‚Lurwigs‘?“ rief Reuter lachend. „„Ach Gott, die armen alten Junggesellen!““ sprach Frau Luise mitleidsvoll. „Jawoll, die mein' ich, mein Wiesing, die laden wir uns zum Heilchrist ein: den ollen braven Ex-Rektor Ludwig Reinhard aus Boitzenburg und den wackern Ludwig Walesrode aus Altona, der auch 'mal auf Festung Graudenz gesessen hat wie Dein Fritz. Das sind ein paar Frohnaturen, trotz aller Schicksalsschläge frisch und fidel geblieben, die zaubern uns in Persona die liebe Heimath hierher, am häuslichen Herd Mecklenburg in Thüringen.“

Gesagt, gethan. Bald lagen zwei Zusagen auf dem Pult des Herrn Doktor, und Frau Doktorin wirtschaftete umher in Küche und Keller, und

Lisette, das neue „französische“ Faktotum, ging der Herrin eifrig zur Hand, denn „es sein dös ötrangös, za mö fät bokuh plösir!“ Fritz Reuter selbst aber schrieb an Julius Wiggers nach Rostock: „Ich grüße Dich freundlich und wünsche, daß Du das Weihnachtsfest froh hingebracht haben wirst, trotz Einführung der ritterschaftlichen Prügel. — Für mich ein unschätzbarer Beitrag zu meiner Urgeschichte! — Ich werde das Fest gewiß sehr froh genießen, da Lurwig Reinhard und Lurwig Walesrode meine Gäste sein werden. Meine Frau hat schon allerlei kleine, schlechte Witze zu Julklappen für die beiden ausgedacht, und morgen fange ich damit an. Reinhard kriegt von mir den neuen Hinstorff'schen Landeskalender für Mecklenburg; ich hoffe, er wird sich kindlich dazu freuen.“

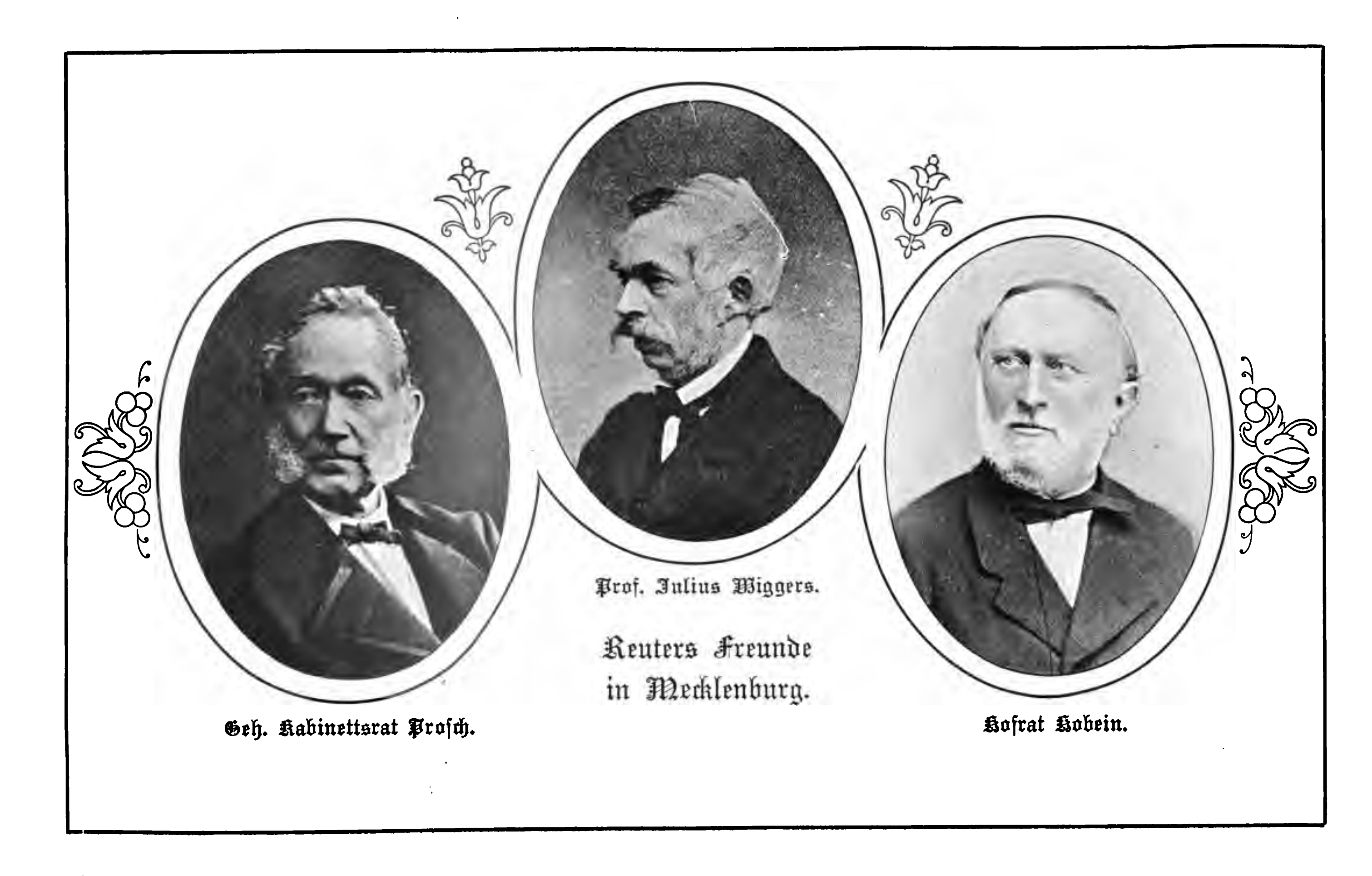
Damit sein guter, origineller Reinhard aber auch ja und ja nicht ausbliebe, richtete Reuter noch rasch am 22. Dezember das folgende herzvergnügte Billet an den alten Knaben:

„Lurwig,

Sös Spickgäus', drei Mettwüst un drei Offentungen, vier Bratwüst, fiwuntwintig Pund Hambörger Rokfleisch un denn noch all dat Anner; denn noch so velen Kauken, dat Du dormit äwer den Bolzer*) Meßhof en drögen Stig leggen kannst; einen groten Pumpernickel, 'ne Kist mit Grabow'schen Win un mit Mulderjahn, un so velen Brannwin, dat en Hund dorin swemmen kann, — is Di dat viellicht nich gaud genaug? — Kümmst Du den Dunnersdag mit den irsten Tog nich, — denn — denn kümmst Du mit den tweiten; äwer kümmst Du mit den tweiten nich, denn möt ick Di schieremang för Rothschildten sine Fru Gemahlin erklären, de sick vör sinen nigen Pahleh up den Balkan set'te, un tau de hei dunn säd: ‚Blümche, Du verdirbst mir die ganze Fassade!‘ — Lurwig, Du weitst, mit Kleinigkeiten kann man Kinner en grot Vergnäugen maken, un ick betracht Di noch ümmer as Lewerenzen sin Kind, wat grad' so as Du en beten lang geraden was; Du sallst för ditmal min Kindjes un Semmelpopp sin, de mi tau Wihnacht schenkt ward. — Hinstörp, ‚der Menschenfreund‘, betahlt Allens; ‚mein Liebchen, was willst Du noch mehr?‘ — Also up jeden Fall den Dunnersdag! Walesrode kümmt des Nahmiddags Klock drei.

Lurwig, ich grüße Dich! meine Frau grüßt Dich, und meine Lisette (französische und englische Erzieherin bei uns, die diesen Brief zur Post bringt) empfiehlt sich Dir bestens.“

*) Bolz, Gut in Mecklenburg-Schwerin, im Besitz der Familie Müller, wo Reinhard eine zweite Heimat gefunden hatte. Vergl. meine „Reuter-Reliquien“ S. 103—112 und „Reuter-Tage“ Bd. I, 3. Aufl., S. 55 folg.



Reuters Freunde in Mecklenburg.

Geh. Kabinettsrat Prosch. — Prof. Julius Wiggers. — Hofrat Kobein.

Rechte Feststimmung herrschte am Heiligabend. „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit,“ spielte und sang zu Beginn Luising, und ihr immer noch voller Mezzosopran drang weich und weihevoll ihrem Fritz zu Herzen. Die beiden lustigen alten Brüder hörten still bewegt zu, und im Hintergrunde flüsterte Lisette, mit der bunten Schürze sich die Thränen trocknend: „Ah, musicke dö noël! jö swi ancor ön enfant!“ Dann huschte die Hausfrau zur Flügelthüre, sie öffnend, — im Kerzenlicht erstrahlte der mecklenburgische Tannenbaum, und nun gab's eine gegenseitige Bescherung unter den guten Menschen, daß man nicht wußte, ob Geben seliger oder Nehmen. Nur Lisette neigte entschieden und zufrieden der letzten Ansicht zu. — Abends beim Karpfenschmaus ließ Reuter zuerst denjenigen leben, bei welchem er gar manche Weihnachten gefeiert, seinen treuen Fritz Peters auf Siedenbollentin, wie er's ihm schon angekündigt hatte, damit ihm die Ohren klingen möchten: „Das erste Glas, welches ich zu Weihnacht im Freundeskreise ausbringe, soll auf einen lieben Freund und Gutsbesitzer sein, der kein Pomuchelskopp ist!“ Darauf wandte er sich in launigen Knittelreimen zu den beiden „Ludwigs“ und wünschte, sie möchten sich ehrlich in ein Päckchen teilen.

Auf Frau Luisens Wink hatte inzwischen Lisette ein Packet hingestellt; und während jetzt hell die Gläser klangen, konnte die brave Person sich nicht enthalten, den Herren verständnisinnig zuzuraunen: „Mussjös, drinne sein Rauchfleisch dö Hambourg, Salat (Cervelat)-Wurst dö Gotha et likörs, möh fui!“

Mit lustigem Lachen wurde diese verlockende Mitteilung begrüßt. Ja, es war ein schöner Heilchrist. Reuter meldete denn auch an seinen alten Pastor Boll in Neubrandenburg: „Wir haben hier mit Ludwig Reinhard und Ludwig Walesrode ein heiteres Weihnachtsfest verlebt. — Wir haben außer anderem Glück noch das, daß wir ein köstlich Exemplar von Dienstmädchen erhalten haben. Lisette spricht französisch, sie ist als Original unbezahlbar.“

Zu den manchen kleinen belustigenden Zügen, die ich von dieser Perle des Reuter'schen Hauses, der sogenannten „dauerhaften Jung-

frau", schon erzählte*), stehe hier noch eine lebhafte Schilderung aus der Feder von Walesrode, denn auch auf ihn hatte Lisette einen unauslöschlichen Eindruck gemacht:

„Ich schelle an der mit dem Namen ‚Fritz Reuter' bezeichneten Thüre. Eine Magd tritt mir entgegen, die frappant einer weiblichen Figur am Gallion eines Kauffahrteischiffes aus älterer Zeit gleicht, — derb, aus Eichenholz mehr gehauen als gemeißelt, das Haar über den Kopf verknotet, das Gesicht mit gesunder rother Oelfarbe blank bemalt, die Gewandung krinolinlos, von einem Faltenwurf, an welchem die Axt des Schiffszimmermanns ihr ehrlichstes Stück Arbeit geliefert zu haben scheint.

‚Herr Doktor Reuter zu sprechen?'

„Mais oui!" antwortet das Gallion in einem tiefen, rauhen Kontra-Alt, „mais oui, Monsieur le Docteur est chez lui" — oder akustisch genau: „Möh fui! Mussjö lö Toctör ö schö lui" — „der Herr Doktor sein zu Hause" — „ö moa schö swi la conzörsch (la concierge)" — „in dieser Hinsicht werd' ich Ihnen melden" — „Attendöss uhn pö ssil vous plö!" — „thun Sie nur etwas warten!"

Wie, höre ich recht? Da lacht Einem ja schon an der Schwelle zu des Humoristen Wohnung ein ganzes Mirakel von Humor entgegen. Die Thürhüterin des plattdeutschen Fritz Reuter ein altes Schiffsgallion, das französisch spricht — und welch ein Französisch! — und wiederum ein Hochdeutsch, das uns, wie aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammend, gespensterhaft anklingt. Es giebt keine glücklichere Figur für einen komischen Roman.

Die Huldgestalt heißt Lisette.

Lisette ist von Geburt ein Dorfmädchen aus dem Großherzogthum Sachsen-Weimar. Sie hütete in ihrer Jugend die Gänse der Gemeinde, wie Johanna die Schafe ihres Vaters. Und wie Johanna ward sie berufen zur „Jungfrau von Orleans'. Nichts Geringeres als die französische Februarrevolution von 1848 griff in Lisettens Leben ein. Der Thron Louis Philipps mußte zertrümmert werden, um dem thüringischen Bauernkinde eine ungeahnte Laufbahn zu eröffnen. Bekanntlich war in Folge jener politischen Katastrophe die Herzogin Helene von Orleans, eine mecklenburgische Fürstentochter, mit ihren beiden Kindern nach Eisenach geflüchtet, wo sie das Palais auf dem Markt bezog. Der Haushofmeister hatte eine Lücke im Gesinde auszufüllen. Lisette wurde als Dienstmagd gemiethet. So kam sie zur Herzogin von Orleans. Ihre häuslichen Verrichtungen brachten sie täglich mit der hohen Frau und den kindlichen Prinzen, von denen der erstgeborene Prätendent der französischen Königskrone war, in Be-

*) Vergl. „Reuter-Reliquien" S. 57 folg., „Reuter-Studien" S. 146, „Reuter-Tage" Bd. I, 3. Aufl., S. 145 folg.

rührung, die sich durch Lisettens thüringische Unbefangenheit, welche sie auch in der Hofsphäre behauptete, zu einer intimen gestaltete. Tüchtig und brav, wie sie war, verharrte sie in dieser Stellung bis zum Tode der Herzogin. Sie begleitete dieselbe auf ihren Reisen nach England, war auch in Paris und schwärmte für die ‚Schamps Elise‘ (Champs Elysées).

Lisette liebte es, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, ihr wohlerworbenes Französisch, besonders wenn Gäste bei Reuters waren. Das Wort ‚Ja‘ scheint sie sich ganz abgewöhnt zu haben, sie sagt nie anders als: ‚fui, Matam! fui, Mussjö!‘ — So pflegt sie auch die Anordnungen der Hausfrau bei Tische laut ins Französische zu übersetzen. ‚Lisette, einen Teller!‘ — „Fui, Matam, une assiette!“ — ‚Lisette, ein Glas Wasser für den Herrn!‘ — „Foilà, äng ferr d'o pour Mussjö!“ — Beim Präsentieren der Schüssel wird sie selten das ‚plöt i?‘ (plaît-il?) vergessen, so wie sie auch der Unterhaltung von Zeit zu Zeit mit einem für sich gesprochenen c'est ça zu folgen pflegt. — Weit drolliger aber ist ihr Deutsch; es scheint, als hätte sie sich dasselbe aus dem gebrochenen Deutsch der französischen Dienerschaft angeeignet. Die Komik wird noch erhöht durch die unbegreiflichen Redensarten, welche sie mit lakonischer Sicherheit überall anzubringen weiß, wo solches nur möglich und unmöglich. So meldet sie den Fremden ‚in dieser Hinsicht‘ an. Ich hörte von ihr den Ausdruck: ‚in dieser Hinsicht ist das eine Betrachtung‘, ‚fui, das ist so Gebrauch von die Ordnung‘. — Zu diesen abgelegten Hofredensarten besitzt Lisette noch mehrere abgelegte Hofkleidungsstücke und erscheint an hohen Festtagen in einer Robe, welche weiland die Frau Herzogin getragen. Natürlich paßt zu dieser Gewandung keine Krinoline, die sie ohnedies als eine Erfindung der neuen französischen Kaiserära verabscheut, wie sie überhaupt Napoleon III. als Feind des Hauses Orleans haßt.

Daß Lisette durch ihr Leben am Hofe etwas Aristokratin geworden, darf nicht wundern. Sie weiß es sehr zu schätzen, wieder in Diensten einer Herrschaft zu stehen, die, nach mancherlei Aufmerksamkeiten zu schließen, deren sich dieselbe erfreut, eine hervorragende Bedeutung haben muß, obwohl sie's nicht recht zu begreifen vermag. Aber sie ist gar nicht damit zufrieden, daß die Fremden so ohne jedes Ceremoniell Zutritt finden, und trifft daher nicht selten auf eigene Hand Verfügungen, die der Herzoglichen Hausordnung entnommen zu sein scheinen.“ — — —

Lisette, dies prächtige Seitenstück zur unvergleichlichen Mamsell Westphalen in der „Franzosentid“, schlug aber, ganz gegen das Hofzeremoniell, die Hände über dem Kopf zusammen, als eines schönen Tages Seine Königliche Hoheit der Großherzog Carl Alexander dem Herrn Doktor Reuter einen Besuch abstattete. Dies sensationelle Ereignis kam denn doch zu unerwartet. Indes gewann sie als „con-

cierge“ schnell ihre „contenance“ wieder und machte tadellos einen tiefen Knix über den andern, ihr buntgeblümtes Küchenkleid mit den Händen zierlich und manierlich fassend und hebend, im Irrtum befangen, dasselbe wäre die seidene Robe der Herzogin von Orleans.

Fortan war sie felsenfest davon überzeugt, daß, wie ihre hochselige Frau Herzogin, aus Mecklenburg stammend, im Exil zu Eisenach gelebt hatte, eine ähnliche Bewandtnis es mit ihrer jetzigen Herrschaft haben müsse: Der Pseudo-Doktor würde sich gewiß noch als mecklenburgischer Prinz entpuppen. Und hatte sie's nicht mit ihren eigenen Ohren gehört: in zwei Jahren werde er nach „seinem Mecklenburg“ zurückkehren? — sah sie nicht mit eigenen Augen ein von dort gesandtes Ölgemälde, einen Fürsten darstellend mit großem Ordenssterne, den Herzog Adolf Friedrich IV., „seinen Dörchläuchting“, wie der Herr Doktor selbst sagte?

Hätte es noch eines weiteren Beweises für die ihrer Meinung nach absichtlich geheim gehaltene, unzweifelhaft hohe Abkunft ihres Herrn und Gebieters bedurft, so schien ihr ein solcher nun von ihm direkt geliefert zu werden, und zwar mit den Worten: „Lisette, Seine Majestät der Groß-Sultan haben mich nach Konstantinopel eingeladen.“

Das verdutzte und devote Gesicht der treuen, ahnenden Seele bereitete dem Spaßmacher Fritz Reuter nicht geringes Vergnügen.

Ja, die Reise nach Konstantinopel war Weihnachten im Rate seiner Luise und der beiden Ludwigs reiflich erwogen und feierlich zum Beschluß erhoben.

Vom „deutschen Kapitol“, wie unser Dichter die Wartburg nannte, an dessen Fuße seine Wohnung lag, schrieb er am 17. Februar 1864 einem in Rom weilenden deutschen Ehepaar und erwähnte bereits das Projekt. Die nach jeder Richtung hin, der persönlichen wie litterarischen, hochinteressante Epistel ist plattdeutsch und lautet:

„Min leiw Herr Gärtner,

In de Irst hadd ick de Afsicht un wull hochdütsch an Sei schriwen, grad nich ‚wegen meiner‘, denn ick kann de Fläut von beiden En'n blasen, von't hochdütsche un von't plattdütsche En'n, ne! wegen Ehre leiwe Brut ehrentwegen,



Fritz Reuter in Schwerin.

Nach einer Bleistiftzeichnung von Theodor Schloepke.

denn dese Breiw sall Sei alle beid' angahn; äwer ick dacht', wenn sei de ganze ‚Franzosentid‘ lesen hett, denn ward sei ok woll ut desen korten plattdütschen Breiw herute lesen, wat sei mi för 'eine grote Freud' mit ehre leiwen, fründlichen Würd' makt hett, un för Sei — dacht' ick — würd dat woll plesirlich sin, in de ewige Roma de Sprak tau hüren, de uns an de Weig' vörsungen is, de wi in de Kinnerjohren tauirst snackten, de dörch Latinsch un Griechsch up de Schaulen mankedörch schallte un sülwst nich ganz von dat schönste Italjensch verdrängt warden kann. — Min leiwe Fründ, ick segg't nochmal, Sei beiden hewwen mi 'ne grote Freud' makt; äwer! — äwer! — wenn Sei dit Bauk (de ‚Franzosentid‘) so gefallen hett — un ick glöw't, denn 't is in helle Lust empfangen un geburen — wo warden mine annern lütten Gören Sei gefallen un't sünd doch ok mine leiwlichen, rechtmäßigen Kinner? — Sörre de Tid, dat ick de ‚Franzosentid‘ in de Welt schickt heww, is noch allerlei lütt Volk von mi mit minen Vaderssegen up de Landstrat set't worden un löppt nu in de Welt herümmer. Dor is tauirst ‚Hanne Nüte‘; de Bengel löppt barwst in Rusch un Busch, dörch Wisch un Wald, un wenn em en dämlichen Vagel tau singt, denn horkt hei mihr dornah, as nah vernünftige Minschen-Red' — de Maler Otto Speckter in Hamborg malt em nu af. — Denn is dor ‚de Festungstid‘. — Dese Gesell geiht in Keden un kickt dörch iserne Trallingen un freut sick hellschen, dat hei in'n Drögen sitt un nich nödig hett, in'n richtigen Sneidräwel för sin eigen Gefängniß Schildwacht tau stahn. — Denn is dor ‚de Stromtid‘, de hellschen breidspurig, drei Bänn' in eine Reih, up den Mark führt, as en richtigen meckelnbörger Oekonomiker, ‚indem daß er sich eine großherzogliche Kammerpachtung akkeriert hat, daß er davon seine Nohrung sucht‘; de ein von de drei Mähren ward äwerst irst anschirrt, wat woll bet nah Ostern duren ward, indem dat de Lintägel hellschen verwirt un verwickelt sünd. — Denn is dor noch ein so en wedderdähnschen Jungen, den wull de Preister irst gor nich in de Döp annehmen; taulezt gaww hei em den Namen ‚Schurr-Murr‘ un verbed sick ordentlich bi mi, dat hei ok keinen betern wüßt; ick säd äwer, för so'n Ort wier so'n Nam' gaud naug. — Dat sünd de jüngsten von mine Kinner; äwer ein is noch dor, de is öller, as de ‚ollen Kamellen‘, dat is en düstern Gast mit swarte kruse Hoor un glupsche Ogen, un wenn de annern Gören üm mi 'rümmer jachern un lachen, denn steiht hei för sick allein in de Eck un kickt in dat lustige Kinnerspill, as wull hei seggen: ‚Wat? Ji lacht, un ick müggt weinen!‘ Denn gah ick nah em 'ranne un segg un strik em äwer dat kruse Hoor: „Lat! — Lat sei lachen! — Un mit Di ward't ok woll 'mal beter. — Du büst doch min Best! — Du büst min leiw ‚Kein Hüsung“. — Seihn S', dat sünd mine Kinner, kein von Fleisch un Blaud, dat wull uns' Herrgott jo nich; ne! von Poppir maschéh, un Unserein möt dormit ok utkamen, denn wenn Einer keinen Kauken hett, möt hei sick an Kommisbrod vergnäugen — man dal dormit! 't is man en kort En'n, wo't gaud oder slicht smeckt, nahsten is't ganz egal. —

Vör en Johr ungefihr kreeg ick ok 'mal ein poor leiwe Breiw ut Rom, ok von Landslüd', von de Fru Steinhäuser un de Fru Henze — Sei warden sei woll kennen —; gahn S' doch 'mal hen un grüßen S' ok vel dusendmal von mi un seggen S' ehr, nu wahnte ick ok an't Kapitol, an't dütsche, an de Wartborg, un wenn sei 'mal nah Dütschland kamen, süllen sei doch mine Dör jo nich vörbi gahn; datsülwige segg ick tau Sei un Ehre leiwe Brut, denn Sei warden sei doch woll as junge Fru in Ehr Vaderland presentieren willen. — Ok de Fru Baronin von Kinsky bidd ick tau grüßen; ick heww sei noch den Dag vör mine Afreis' in Nigen-Bramborg kennen lihrt. — Girn schickte ick Sei en poor von mine Bäuker mit; äwer vör en poor Wochen heww ick Allens, wat ick dorvon hadd, för Sleswig-Holstein hengewen, un so is dat bi mi denn hellig Dag worden. — Ick mak nu ok plattdütsche Kriegsgedichte för de Sleswig-Holsteiner, un 'ne lütte Prauw schick ick Sei mit. — Desen Frühjohr reis' ick mit mine leiwe Fru von Triest ut nah Konstantinopel un Athen un kam so gegen den 14ten April nah Venedig, wat ick mi denn 'mal en beten beseihn will. Nah Rom kam'ck späder mäglicher Wis' ok woll noch 'mal. — Nu adjüs! — Un vel Glück un Segen för Sei un Ehre leiwe Brut in den nigen Stand. Denken S' ok in de Firn an mi mit Fründlichkeit. Mine Fru grüßt All, wat dat Tüg hollen will."

Zu den vorbereitenden Schritten für die Reise gehörte vor allem auch die Beschaffung eines Passes. Als Reuter von der Obrigkeit den Stempelbogen ausgefertigt bekam und den Inhalt überflog, wurden doch allerhand Erinnerungen in ihm wach. Wie hatten sich die Zeiten und Menschen geändert! Da er von Festung zu Festung geschleppt worden war, als junger unschuldiger Burschenschafter, führten die Gensdarmen auf dem Transportzettel ein genaues Signalement mit sich, und die Herren Platzmajore steckten ihre Nasen in das große graue Papier und beschauten dann den „Verbrecher", ob's auch stimmte, und lasen den grausigen Vermerk von den begangenen Schandthaten. — „Ach, mein Wiesing," sprach Reuter bewegt, „das war jedesmal ein ernster, wehmüthiger und demüthigender Augenblick, ist aber überstanden, wie so vieles, wie alles! Und sieh 'mal, hat der liebe Gott es nicht wirklich gut mit mir gemeint? Mit Dir vereint, kann ich jetzt reisen, als unverdächtig, und gar auf ein Jahr, obgleich wir nur für ein paar Monate fortwollen, und" — hier lachte er fröhlich — „nicht wie früher auf Staatskosten, sondern aus eigener Tasche; und nun, Wiesing, guck' Dir 'mal das Ding an!"

Großherzoglich-Sächsischer Reise-Paß

gültig auf ein Jahr für Herrn Dr. Friedrich Reuter
nebst seiner Ehegattin, Frau Luise geb. Kuntze.

Personen-Beschreibung:

Alter: 53 Jahr
Größe } untersetzt, kräftig
Gestalt }
Haar: grau-meliert
Stirn: frei
Augenbrauen: blond
Augen: blau
Nase: breit
Mund: proportioniert
Kinn: bewachsen
Bart: blond und grau, stark
Gesichtsform: voll
Gesichtsfarbe: gesund
Besondere Kennzeichen: trägt ständig eine Brille.

gebürtig und heimathberechtigt zu Treptow, wohnhaft zur Zeit in Eisenach, zur Reise nach der Türkei durch die K. K. Oesterreichischen Staaten.

Alle Civil- und Militair-Behörden werden ersucht, den Vorzeiger dieses, welcher durch genügendes Zeugniß als unverdächtig legitimiert ist, frei und ungehindert reisen und zurückreisen zu lassen.

Eisenach, den 10. März 1864.

Der Großherzogl. Sächs. Direktor des III. Verwaltungs-Bezirks
Coudray.

Seinem ehemaligen Festungsgefährten von Magdeburg und Graudenz, dem „ollen Kaptain" Albert Schultze, sowie seinem Vetter August Reuter, Pastor in Tessin, und dessen Gattin Charlotte, machte er eine und dieselbe poetische Mitteilung von seiner auf einem Dampfer des österreichischen Lloyd nach Konstantinopel, Smyrna und Griechenland anzutretenden Reise. Doch weichen die Strophen etwas ab, zumal am Anfang und Ende; die an seine Verwandten gerichteten beginnen mit einem Glückwunsch:

Mein lieber August, ich gratulier'
Den beiden Verlobten, sowie auch Dir
Und Deiner Frau, der lieben Lotte,
Und befehle Euch alle dem lieben Gotte.

Er möge auf dies neue Band
Mit Segen legen die Vaterhand,
Euch beiden Alten in grauen Haaren
Die Freude und die Gesundheit bewahren,
Den beiden Jungen Lieb' bis zum Tod
Und nebenbei ein Stücklein Brod ....
Doch eine Freud' ist der andern werth;
Auch uns ward hier 'ne Hoffnung beschert:
Wir müssen pflichtschuldigst Euch annoncieren
Daß wir uns zu einer Reis' präparieren.
Wir reisen hier ab den achtzehnten März
Und fahren — ich treibe wahrhaftig nicht Scherz —
Ueber Nürnberg, Regensburg, Wien und Triest,
Woselbst man sich einschiffen läßt,
Nach Konstantinopel und nach Athen,
Um das goldene Horn und den Piräus zu sehn;
Auch fahren wir, aller Sorgen ledig,
Ein bischen nach Smyrna und Venedig,
Woselbst wir uns auf den Markusplatz setzen
Und uns an Sorbetto und Menschen ergötzen.

Dies treiben wir vierzehn Tage so fort
Und reisen dann ab von diesem Ort;
Wir reisen dann immer munter und wohl
Durch Welschland und das welsche Tyrol
Und kommen endlich nach Innsbruck und Münken,
Um dort 'mal Bayrische Biere zu trinken.
Drauf kehren wir ruhig und gemach
Zu Pfingsten zurück nach Eisenach,
Und mit uns ziehet der Frühling ein;
Was wird's für 'ne Lust, für ein Leben sein! —

Du aber und Deine Fraue gut,
Nehmt uns mit Wünschen in Eure Hut ....
Und sind wir zurück, dann kommet bald,
Besuchet uns in dem Thüringer Wald;
Dann können wir Euch viel Wahres erzählen,
Und auch an Lügen soll es nicht fehlen,
Denn etwas Lügen gehöret zum Reisen,
Wie dies schon Claudius that beweisen,
Als er von Urian hat geschrieben.'
Nun lebet wohl, Ihr Tessiner Lieben!



Luise Reuter in Neubrandenburg.
Nach einem Aquarell von Theodor Schloepke.

Wenn die Erde grün und der Himmel blau,
Dann denkt an Fritz Reuter und seine Frau.
Eisenach, den 15 ten Märzen
Schrieb ich's mit hoffnungsfröhlichem Herzen.

Die mannigfaltigen Reiseerlebnisse und nachhaltigen Reiseeindrücke sind bereits im ersten Bande dieses Buches, wesentlich aus Reuters launigen Briefen, geschildert worden. Am 9. Mai in München kündigte er seinem Hauswirte, Herrn Baurat Dittmar in Eisenach, seine bevorstehende Rückkehr mit folgenden Zeilen an:

„Endlich nach langen Irrfahrten sind wir in München eingerückt und denken übermorgen den elften Mai von hier nach Hause zu reisen; ob wir in einem Tage zurückkommen, wissen wir noch nicht. Ich bitte Sie also freundschaftlichst, unserer braven und theuern Lisette die Weisung zu geben, uns entweder Mittwoch oder Donnerstag Abend um sieben Uhr vom Bahnhofe abzuholen.

Alles Uebrige bis auf freundliche Grüße mündlich. Schön war's, aber es ist gut, daß das Schöne ein Ende hat!"

In seinem Daheim fand Reuter einen förmlichen Berg von Postsachen vor, durch den es nun galt, sich hindurchzulesen. Das meiste darunter erfreute ihn sehr. Vieles kam von Verehrern und Bewunderern seiner Schriften und enthielt sehnsüchtige Anfragen wegen des noch ausstehenden Schlußbandes der „Stromtid". Außerordentlich beglückte ihn der Brief seines Jugendfreundes August von Restorff, dem er einst als Schüler zwei Sprüche aus Goethes west-östlichem Divan (Schenkenbuch) ins Stammbuch schrieb (S. 44). Den Vater desselben hatte er gezeichnet, auch nachmals in der „Franzosentid" erwähnt, indem des Amtshauptmanns Friedrich fragt: „Wo säd de oll Hauptmann von Restörp? ‚Dem Feinde muß in jeder Weise Abbruch geschehen'. Der Sohn August war als Major 1860 wegen Krankheit verabschiedet. Die Schulkameraden kamen sich aus den Augen, bis Reuters Werke die Aufmerksamkeit Restorffs erregten und er inne wurde, daß der prächtige Autor eine und dieselbe Persönlichkeit mit dem Parchimer Primaner sein müsse. So schrieb er an ihn, und Reuter erwiederte sofort nach Fertigstellung des Manuskripts zur „Stromtid" folgendermaßen:

„Du bist gewiß in einem gelinden, aber gerechten Zorn, daß ich Deinen freundlichen Brief gar nicht beantwortet habe; aber laß diesmal Gnade für Recht ergehn, meine Entschuldigung will ich hiemit versuchen. Als Du Deinen Brief den 19. März schriebst, war ich mit meiner Frau in Linz, von dort reisten wir nach Wien, Triest, Ragusa, Korfu, Syra, Konstantinopel, Smyrna, Athen, Zante, Ankona, Venedig, Padua, Verona, Meran, Innsbruck, München, Nürnberg, Koburg und dann nach Hause. Es war eine Reise voll Freud' und Leid, das letztere, weil wir dreimal durch fürchterliche Stürme in Lebensgefahr geriethen. Die Reise, deren Beschreibung ich Dir hoffentlich persönlich mittheilen werde, dauerte zwei Monate, und als ich davon zurückkehrte, fand ich mit Deinem Briefe einen solchen Haufen von Briefen, daß ich davor erschrak, zumal da jeder des Inhalts war: ich solle doch endlich den dritten Theil der ‚Stromtid' fertig schaffen, und mein Verleger quälte mich; da, lieber August, that ich was Unverständiges in der Angst meines Herzens; ich leistete einen harten Schwur, keinen Brief zu beantworten, bevor nicht der dritte Band fertig geworden sei. Nun erst ist er's und wird gegen drei Wochen wohl erscheinen, und nun bist Du der erste, dessen Brief ich mit Ach und Krach beantworte.

Daß es sich mit Deiner Gesundheit gar nicht bessern will, ist ja sehr traurig; und sei überzeugt, daß meine Frau und ich Dir die herzlichste, aufrichtigste Theilnahme schenken. Hoffentlich hast Du aber doch Deine Reisepläne ins Werk setzen können, hast Deine Mutter und Mecklenburg besucht und bist diesen Augenblick in Goslar. Wollte Gott, daß Du dort Heilung fändest, und daß Du Dich so befändest, uns hier aufsuchen zu können; es sollte für uns ein wahrer Freudentag sein. — Mit großer Freude habe ich gelesen, wie Dir Deine kleinen Töchterchen Deine Liebe vergelten, und wie Du in ihnen Trost findest für Deine Trübsal. — Auch mit mir ist es nicht ganz mehr so, als es sein sollte; der alte Schlauch, den wir Magen nennen, ist auch schon zuweilen aufsässig geworden und will nicht thun, was ich will, sondern was er will. Die Strapazen der Reise haben mir gezeigt, daß 54 Jahre nicht mehr 24 bedeuten, und so ist denn im Rathe der Götter — d. h. von meinem Hausarzt und meiner Frau — beschlossen, daß ich diesen Sommer irgend ein abscheuliches, ausländisches Brunnenwasser statt des kühlen Weins trinken soll. Schlechte Aussicht!

Sonst sind meine Aussichten brillant: von dem ersten Theil ‚ut mine Stromtid', obgleich der letzte noch gar nicht erschienen ist, ist schon die dritte Auflage herausgekommen, und ich glaube, — unter uns gesagt — daß ich von allen jetzt lebenden deutschen Schriftstellern das höchste Honorar verdiene. Das hätte ich vor zehn Jahren nicht gehofft.

Von Politik für heute nichts, nur daß ich immer in der Hoffnung auf Preußen mit Dir übereingestimmt habe.

Nun komm aber, dann wollen wir Altes und Neues durchsprechen und uns an einander freuen. Lebe wohl und behalte mich lieb!"

Leider empfing Major von Restorff diese herzlichen Zeilen nicht mehr, er war inzwischen seiner Krankheit erlegen. Reuter wird, als er viel später den Todesfall erfuhr, es schmerzlich empfunden haben, daß sein Schulkamerad, auf den er stets große Stücke hielt, vielleicht an seiner Treue zweifelnd, dahinschied.

Wie sehr er gerade damals wirklich überbürdet war, beweist unter anderm ein an seinen altbewährten Pastor Niederhöffer zu Stavenhagen in geschäftlichen Dingen gerichtetes Billet vom 17. Juli, woraus hier ein paar allgemein interessierende Sätze stehen mögen:

„Freuen Sie sich mit mir, ich habe soeben ‚Ende‘ unter meine ‚Stromtid‘ geschrieben! Ich bin seit meiner Rückkehr von den Türken und den Heiden eines der geplagtesten Menschenkinder gewesen, die als Kostgänger unsers Herrgotts auf dieser Welt auf zwei Beinen umher gehen. Ganze Stöße unbeantworteter Briefe liegen noch vor mir, und der Störungen giebt's jetzt so viele, daß ich mich bei Ihnen entschuldigen muß, wenn mein Brief nur sehr dürftig ausfällt. Fürs Erste: mir geht es sehr gut. Fürs Zweite: herzliche Grüße von mir und meiner Frau. Fürs Dritte: . . . (Geschäftliches) — Nun leben Sie wohl, ich muß zum Bahnhof, um dort den Dr. Julian Schmidt mit Frau abzuholen. Ueber Konstantinopel und die Fahrt dahin zu Neujahr persönlich, denn dann gedenke ich — so Gott will — Mecklenburg zu besuchen."

Unter den eingelaufenen Briefen befand sich auch ein plattdeutscher, worin auf sehr originelle Art und Weise der Forstmeister Karl Geitel zu Blankenburg am Harz seiner Begeisterung Ausdruck lieh und in seinem wie seiner Frau Namen um baldige Vollendung der „ollen Kamellen" bat. Er schrieb in seinem Dialekt, wie eifrig er dieselben lese und immer von neuem:

„Dat makt: Ehre Geschichten kommt ut en truen dütschen Harten, wat de Welt un de Minschen bet uppen Grund kiken deiht. Sei hebben de plattdütsche Sprake tau Ihren bröcht, Sei hebben den Bewies fäuhrt, wat sick ut usen ihrlichen Plattdütsch maken lett, un dat sick Allens, wat de Minschenbost in Bewegung sett, dorin utdrücken lett. — Wat mi noch sunderlich gefallt, is, dat Sei mindag nich mit Lägen umgahn. Man meint, Allens, wat sick dor begifft, sülwst all 'mal erlewt tau hebben. — Un denn kriggt ein dorvon saune rechte gläugnige Leiw för dat dütsche Wesen. Sei maket keine lichtfarige Zoterien un ok keine Petisterien. Mine leiwen lütten Jungs, bei ick ‚Schäne‘ un ‚Itschen‘

näumt hebbe, kann ick bei Bäuker dristig in de Hänn geben. — Wenn ick Kaulbach wier, denn sau leit ick den Herrn von Goethe sine ollen Frugensminschen lopen un mal' de olle Schwartsch, Köstern sin Dürt, Mamsell Westphalen, Pomuchelskoppen sin Häuning un de beiden lütten Druwäppel. — Wat nu Ehr letztes Bauk anbedriwwet, sau säd mine leiwe Fru, de Sluß künn ehr nich tauseggen, dat wärre ok gor Ehre Ort nich; dat Axeln sin sackermentsche Klappbüsse losgahn is, künn sei nich lien. — Kommt Sei denn woll nich 'mal mit Ehre leiwe Fru nah unsen Harz? Et sünd tworst man blot Böm un Steine, wie jenner dämliche Paster säd, aber et wasset doch rare olle Kamellen dormang herümmer, un et kommt man blot dorup an, dat sei einer tau plücken versteiht. Min Hus sall Sei apen stahn. — Willt Sei mi ok 'mal schriwen, wer Sei eigentlich sünd, un wat Sei süs bedriwt, sau dauhn Sei dat; Sei möt äwer nich glöben, dat ick man blot wat Schrebenes von Sei hebben wolle taum Staatmaken. Ne, Grafensammlunge hebbe ick nich; mit saun dumm Tüg gew ick mi nich af. — Wenn düsse Breif nich kurrekt meckelnborgsch schreben is, sau kann ick nich dorvör; et mag woll sin, dat bronswiksch Platt midder dorchlopen is. ‚Missingsch spreken‘, näumt sei dat hir, wenn ein half hoch- un half plattdütsch spricht. De Unkel Bräsig deiht et ja äwer ok, un is doch en düchtigen Kirl."

Natürlich geschah die Antwort ebenfalls in der Mundart, ließ aber etwas auf sich warten wegen der „Stromtid". Es konnte deshalb erst am 21. Juli das plattdeutsche Echo also erschallen:

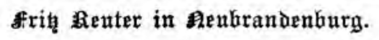
„Min leiw' Herr Forstmeister,

Wat mägen Sei woll von mi denken? Sei denken gewiß: de Kirl, de Fritz Reuter, is ok so'n Slaps, de sick dat Gaude, wat en anner Minsch em bütt, gaud gefallen lett, äwer de tau ful is, up en fründlichen Breiw 'ne fründliche Antwurt tau schriwen. Mit de Fulheit künnen Sei woll recht hewwen, un dormit hadden Sei woll nich vörbi schaten; äwer mit de Unfründlichkeit? Ne, dat kann ick mi nich gefallen laten.

De Sak is nämlich so: as Ehr leiwe Breiw hir bi mi ankamen is, dunn swemmt ick noch mit mine Fru so tüschen Kunstantinopel un Smyrna un Athen un Venedig up dat Water 'rümmer, un as ick an't Hus kamm, dunn funn ick mang en groten Hümpel Breiw' Ehren ok; äwer all de Breiw' makten mi dat Gewissen scharp: ick süll den letzten Band von de ‚Stromtid‘ schaffen, un dunn säd ick tau mine Fru: ‚Na, denn helpt dat nich! Man 'ran an de Bast! Ditmal möten alle fründlichen Lüd' en beten up Antwurt täuwen; irst möt dat Bauk farig.‘ — Un nu is't farig un kümmt bald 'rute, un de irste, an den ick schriw, dat sünd Sei.







Fritz Reuter in Neubrandenburg.

Nu also vel fründlichen Dank för Ehren leiwen Breiw un hir min Hand, dat ick meindag' nich so'n ungesunnes Tüg as dat Gutzkow'sche un Sue'sche oder gar so 'ne verleiwten Zoterien schriwen will, de Sei Ehren lütten Schäne un Itze nich in de Hand gewen känen. — Will'n man so bliwen, as wi sünd! — Un Ehre leiwe Fru seggen Sei, dat hadd mi sihr led dahn, dat ick ehr mit dat Scheiten so verfiert hadd; äwer ick künn ok nich dorför, un in den drüdden Band würd leider wedder schaten; ditmal ded't äwer Bräsig, un äwer den sine Schüß' würd sei sick gewiß freu'n; dat Scheiten wier männigmal doch gaud.*)

Sei fragen, wer ick bün? Ick bün höchstens gor nicks; ick schriw blot un bün as de Vagel up den Tun. Nu heww ick mi hir in Eisenach anbugt, un wenn ick ok vördem den Willen hadd, nah Meckelnborg wedder taurügg tau gahn, so hett mi de Prügelstraf dor de Sak doch so versolten, dat ick glöw, ick bliw man leiwerst hir, denn de Düwel künn sin Spill hewwen, sei künnen sei up den negsten Landdag ok för de Poeten inführen, wat mi doch in'n Ganzen unbequem sin künn. — Dit Johr geiht't nich; äwer in den negsten Johr kam ick nah den Horz, un denn sall de Herr Forstmeister regelrecht affstraft warden; ick heww in Magdeborg un Wolfenbüttel vele gaude Frün'n, un denn kann ick jo in Blankenborg 'ne Middelstatschon maken.

Also, wenn Gott will, seihn wi uns 'mal von Angesicht tau Angesicht, un wenn Sei 'mal nah Thüringen kamen, gahn Sei mine Dör nich vörbi; ick wahn hir wunderschön.

Vele Grüß' an Ehre leiwe Fru, un Schänen un Itzen en lütten Klaps, den schickt ick ehr.

Mit ihrlichen Handdruck

Ehr

Fritz Reuter."

Als bald ein Jahr verstrichen war, erinnerte der Forstmeister an den verheißenen Besuch im Harz und empfing am 18. Mai 1865 nachstehende Erwiederung:

„Sei laden mi un mine Fru wedder so fründlich taum Besäuk in, un in den verleden Sommer hadd ick mi dat ok fast vörnahmen, 'mal en Affsteker nah den Horz tau maken; äwer de Minsch denkt un Gott lenkt, ick heww up 'ne Reis', de ick vör korten nah Meckelnborg makt heww, so vele Tid verträdelt, dat ick sei

*) Bezieht sich auf die Katastrophe zwischen dem alten Hawermann und seinem Herrn Axel von Rambow, der ein Gewehr ergriffen hatte, das losging (Schluß der „Stromtid", Teil 2), sowie auf die Scene, wo Bräsig Herrn von Rambow den Revolver entreißt und, die Schüsse in die Luft feuernd, sein Lebensretter wird (Teil 3, Kap. 46).

nu hellschen tau Rad' hollen möt, süs krieg ick äwer Johr nicks nich farig. — Also de Reis' in den Horz is en beten ungewisser worden; kam ick äwer dortau, denn sall Blankenborg mi nich ut den Weg liggen, un ick will mi den Forstmeister Korl Geitel un de himmelblage Meta von Angesicht tau Angesicht beseihn.

Sei schriwwt, bi Sei kickt dat Frühjor all in de Dör; bi uns kickt dat ok all in de Dör, het[t] äwer rechte schöne witte Hemdsmaugen an, denn wi hewwen so'n Fautener twei deipen Snei, un de ollen Fichten un Dannen vör mine Finstern laten de Uhren so hängen, as wier ehr äwer Nacht dat Slimmste passiert. — Wenn Sei ok so'n Frühjohr un so'n 15jöhrige Dannenschonung hewwen, denn mag Sei angenehm tau Maud sin, denn de Dinger kriegen jo woll all middwarts en Knick. Un dorbi frisselt dat noch ümmer eben tau von den Hewen 'runne, de so dick un witt utsüht, as wier't 'ne Schöttel mit Mehlsupp.

Den Breiw von Ehren ollen Brauder Heinrich, de würklich en beten von Bräsigen an sick hewwen mag, schick ick Sei hiermit wedder taurügg — er hat mich viel Plesir gemacht.

Nu vele Grüß' an Sei un Ehre Fru von min' un von mi."

Aber weder nach dem herrlichen Harz ist Fritz Reuter je gekommen, noch nach der freien Schweiz, wohin er ebenfalls gern reisen wollte. Dort lebte damals der berühmte Völkerpsychologe Moritz Lazarus, für dessen schmeichelhaftes und wohl motiviertes Anerkennungsschreiben unser „Stromtid"-Verfasser am 25. Juli 1864 sich also bedankte:

„Sie werden in den letzten Wochen Ihre gute Meinung, die Sie von mir gehabt haben, in Etwas abgeändert finden, denn mindestens müssen Sie mich für einen schrecklich ungehobelten Menschen halten, der nicht so viel Herzensfreundlichkeit besitzt, um eine so liebevolle Zuschrift auf der Stelle zu beantworten, wie Sie mir haben zukommen lassen. Aber seien Sie noch ferner freundlich gegen mich und entschuldigen Sie mich mit wirklicher Noth. Ich wollte mein Buch erst fertig schreiben und habe alle Korrespondenz zurückgeschoben. Nun ist es fertig, und in zwei bis drei Wochen hoffe ich Ihnen den letzten Band zusenden zu können, in der Hoffnung, daß Ihre verehrte Frau Gemahlin und Sie selbst Ihr günstiges Urtheil von vorher nicht für alle Zeit zurücknehmen.

Es ist wahr, Sie haben mich in Ihrem Briefe, wie wir Mecklenburger sagen, mit meinem eigenen Fett beträufelt, aber Sie glauben nicht, wie wohlthuend es für mich gewesen ist, einen Leser meiner kleinen Geschichten zu finden, der bis ins Kleinste hinein sich deren Art und Weise gemerkt hat. Ihre Frau Gemahlin und Sie haben diese Geschichten mit Liebe gelesen, und mit recht herzlicher Liebe danke ich Ihnen dafür. Wenn ich auch Manches von Ihrem

freundschaftlichen Lobe als unverdient zurückweisen muß, so nehme ich doch den Kern Ihres Briefes, die Meinung, daß ich aus dem Herzen geschrieben habe, für mich in Anspruch; darin haben Sie gewiß nicht geirrt, und ich will Ihnen vorläufig als persönlich Unbekanntem das Versprechen geben, daß ich das fürder thun will. Ich kann das um so mehr und gewisser, weil ich schon in den Jahren bin, wo der Mensch sich schwer von dem einmal eingeschlagenen Pfade abbringen läßt.

Vor einigen Tagen war der Dr. Julian Schmidt mit seiner Frau hier bei uns. Die Rede kam auf Sie, den er kannte, und es war für mich eine wahre Freude, Sie in Ihrer Persönlichkeit schildern zu hören. Es ist einmal für mich ein unabweisbares Bedürfnis, mir die Personen in Fleisch und Blut vorzustellen; und ich glaube, wenn Sie über kurz oder lang bei mir in die Thür träten, ich würde auf Sie zugehen können: ‚Guten Morgen, Herr Professor Lazarus, was machen Sie?‘ — Stellen Sie mich auf die Probe! . . . Also einmal ein persönliches Zusammenkommen in Thüringen! — Wenn uns Gott Gesundheit giebt, reisen wir das nächste Jahr in die Schweiz, und dann werde ich Sie jedenfalls in Bern sehen.“

Nun, etwa zwei Monate später sollte Reuter diese Probe bestehen. „An einem wundervollen Herbsttage in Eisenach Halt machend“, so teilt Herr Geheimrat Lazarus aus seiner Erinnerung mir mit, „gingen wir — meine Frau und ich — in seine Villa; es hieß, er wäre mit seiner Gattin im ‚Paradies‘, einem nahen Kaffeegarten. Es war sehr heiß draußen, und wir fanden alle Gäste im kühleren Saal. Obwohl ich nie ein Bild von Reuter gesehen, glaubte ich ihn doch zu erkennen, schritt ohne weiteres auf ihn zu und begrüßte ihn als Reuter. — Er starrte mich an und wurde verlegen, offenbar ahnungslos, wen er vor sich habe, stotterte etwas von sich nicht besinnen können.... Ich ließ ihn ein wenig zappeln und meinte lachend: ‚Suchen Sie nur in Ihrem Gedächtnis! Sie kennen mich ganz gut!‘ Doch da es ihm nicht gelang, nannte ich meinen Namen, und nun war die Freude groß. Indessen verliefen die ersten Stunden, wie solche neuen Bekanntschaften zu verlaufen pflegen, mit allerhand Fragen und Auskunfterteilung, die sich hauptsächlich um seine damals noch neue Niederlassung in Eisenach und um litterarische Pläne und Entwürfe drehten. Auf dem Heimwege erzählte er die buntesten Anekdoten, auch aus seiner eigenen Studentenzeit; ein Stück harmlos-übermütiger

Jugend lebte in ihm wieder auf. So schilderte er, wie er mit einigen Jenenser Kommilitonen in Apolda seinen ‚Knaster, den gelben‘ bei einem originellen Kaufmann holte, der alles doppelt sprach. Eines Tages wollten sie es ihm gleich thun und sehen, was für ein Gesicht er dazu machen werde. Es entwickelte sich folgender Dialog: ‚Guten Tag, guten Tag!‘ — sprachen die Studenten unisono. „Guten Tag! Was wünschen Sie? was wünschen Sie?“ — ‚Zwei Pfund Knaster, zwei Pfund Knaster‘. — Das Geschäft war abgewickelt, und während der Ladendiener den Tabak einpackte, zog sich der Prinzipal in das Nebenstübchen zurück und sagte noch auf der Schwelle zu seiner Frau: „Närrische Leute, närrische Leute, sprechen alles doppelt, alles doppelt!“ — Er hatte die Neckerei gar nicht bemerkt. — — Wir schieden mit der Verabredung, am folgenden Mittag seine Gäste oben auf der Wartburg zu sein. — Am andern Tage, bei köstlichem Wetter, machten wir uns auf den Weg, die Damen im Wagen, wir zu Fuß quer durch den herrlichen Forst. Die stimmungsvolle Waldesstille machte ihn beredt. Er wandte sich mit Lebhaftigkeit einem Gesprächsthema zu, das ihn wohl schon längst beschäftigt haben mochte, sein Verhalten zu philosophischen Schriften. Er gestand, eine gewisse Abneigung zu haben insbesondere gegen ästhetische Untersuchungen über Poesie. Auch er klagte über den verschwenderischen Gebrauch der Kunstausdrücke; ich suchte diese oft gehörten Klagen einzudämmen und ihre Berechtigung am rechten Ort und im bescheidenen Maße darzulegen. Dabei gab seine daran geknüpfte Bemerkung Anlaß zu einer genaueren Erörterung, deren ich mich noch fast wörtlich entsinne. Reuter sagte nämlich: auch wenn manche philosophische Bücher in einem so zu sagen blühenden Stil geschrieben seien, wenn der Inhalt durch Bilder und Gleichnisse illustriert ist, werde er dadurch nicht angezogen, sondern vielmehr abgestoßen. Meine Bücher habe er lieb gewonnen, ‚weil sie so menschlich geschrieben sind‘; aber es wolle ihm scheinen, daß mein Stil sich von jenem dadurch unterscheide, daß nicht Gleichnisse, sondern Beispiele, nicht Bilder, sondern Erzählung des wirklich Erlebten die Klarheit der Begriffe herbeizuführen versuchten. Weshalb Bilder und Gleichnisse in wissenschaftlichen Büchern fast ab-




Fritz Reuter in Berlin
1861 und 1868.

stoßend auf ihn wirkten, sollte ich ihm erklären. — Aus dem Wechselgespräch ergab sich nun die Ansicht: Das Gleichnis ist gut für die Poesie, auch für die erweckliche, ethische oder religiöse Rede, aber schon kaum für die Politik oder die Gerichtsstube. Das Gleichnis kann und will nicht über den Gegenstand scharf bestimmte Begriffe bringen sondern energisch belebte Anschauungen; z. B. das Gleichnis vom Sämann: es handelt von den verschiedenen Arten und Graden der Empfänglichkeit des Gemütes; aber nicht genau bestimmte Vorstellungen von den inneren Zuständen des Hörers werden geboten, sondern die Verschiedenheit überhaupt wird anschaulich gemacht. ‚Wodurch?‘ Dadurch, daß Vorstellungen aus einer anderen, aus einer dem Hörer bekannten (also hier aus dem Landbau), vertrauten Sphäre vorgebracht werden. ‚Innere Empfänglichkeit‘, das ist für einfache Landleute ein fremder, ein steifer, kalter, kaum faßbarer Gedanke; die Vorstellungen des Gleichnisses aber sind vertraute, sind warm und lebendig, sie leiten sanft und sicher aus dem Äußeren ins Innere, aus dem Bekannten ins Neue. Der Philosoph aber soll klare, bestimmte Gedanken bringen, in denen er Erlebtes, was er selbst erlebt, was andere erlebt, besonders was wir alle und oft erleben, vorführt; indem er das Erlebte analysiert, in seine Teilvorgänge zerlegt, zeigt er die abstrakten Gedanken darin verkörpert; auch der abstrakteste Gedanke wird nicht trotz der scharfen Bestimmung, sondern durch dieselbe lebendig. — — Aufmerksam hörte Reuter zu und pflichtete häufig durch kurze, drastische Zwischenrufe bei. So erstiegen wir die Wartburg, und unser Diner nahm dort bei sonnigem Wetter und ausgezeichnetem Rheinwein den muntersten Verlauf. Daß ich jedoch nicht bloß für ihn zu theoretisieren verstand, davon wollt' ich ihm ein Pröbchen geben und berichtete, wie ich ganz kurz vorher auf dem Rigi im Kreise weniger, aber wertvoller Menschen (Auerbach, Klara Schumann, Stockhausen ꝛc.) draußen, unter freiem Himmel ‚Ut mine Stromtid‘ vorgelesen, und daß wir den Schluß mit Champagner gefeiert hätten, auf das Wohl des fernen Dichters trinkend. — — Er fragte mich plötzlich nach dem ‚Bräsig‘. Ich konnte ihm über diese seine und des Publikums Lieblingsgestalt und speziell über Bräsigs Ende Bemerkungen machen, die

ich dann in der zweiten Auflage ‚Das Leben der Seele‘ wiederholte. — Unser Zusammensein war durch die Mischung heiterster Genußfreude und geistiger Vertiefung so herrlich, daß wir übereinkamen, uns schon jetzt hier, auf der Wartburg, zu trennen, um nicht auf dem Rückweg den Eindruck durch allgemeinere, mattere, konventionelle Unterhaltung abzuschwächen. Er verstand mich, und heiter-ernst bewegt nahmen wir Abschied, angesichts der bedeutsamen alten deutschen Burg.“

In seinem Buche „Das Leben der Seele“ behandelt Lazarus unter anderm den Humor als psychologisches Phänomen und bezeichnet als vollendete Harmonie des Erhabenen und Komischen den Korporal Trim und Onkel Bräsig. „Diese vollkommenste Schöpfung Fritz Reuters zählt zu den großen komischen Helden, welche in der gesamten Litteratur aller Völker eine so kleine Schaar bilden. Nach dem Werte seiner Schöpfung wird er unstreitig eine Stelle in der Universallitteratur einnehmen, nach der Wirkung auf die deutsche Nationallitteratur beschränkt bleiben, weil der unübertragbare Reiz des Missing'schen in seiner Redeweise einen wesentlichen Zug in der Komik desselben ausmacht. Wie vorzüglich dieser auch auf uns wirkt, es ist dennoch zu bedauern, daß er die nationale Schranke zur Folge hat; um so mehr, als Bräsig vor vielen Menschen und humoristischen Helden die strenge Realistik und vor allen anderen den beträchtlichen Vorzug voraus hat, daß seine komische Lebenskraft bis zum letzten Atemzuge, namentlich bis zum Sterben selbst aushält .... Das, wodurch Onkel Bräsig so schnell berühmt geworden und vorzugsweise den Meister, der ihn geschaffen, berühmt gemacht hat, ist in erster Linie freilich die vollendete Plastik, vermöge deren er jedem eine deutliche und unvergeßliche Gestalt wird. Das aber, was die in vollendeter Bestimmtheit erscheinende und darum unverlierbare Gestalt so anmutend und so wohlthuend, was sie zu einem so wohligen nnd behaglichen Typus für das deutsche Gemüt macht, ist: die Verbindung einer durchweg edlen Gesinnung mit der komischen Erscheinungsform. Sobald er in der Überschrift eines neuen Kapitels uns angekündigt wird, wissen wir im voraus, er werde durch eine sonderbare Mimik, durch den ‚Beinsatz‘ oder irgend eine Bewegung seiner ‚kort verstiperten‘ Figur, durch eine seiner gewohnten

Redensarten oder durch eine neue Mischung von Hoch- und Nieder- und Eigen-Deutsch, durch eine arge Mißhandlung eines lateinischen oder französischen Wortes oder eine derbe Verkennung eines aus dem Kreise höherer Bildung stammenden Gedankens unsere Lachlust erregen; aber wir wissen auch und finden allzeit bestätigt, daß er unser Gemüt befriedigen oder erheben, die Forderungen eines schlichten, aber festen Rechtsgefühls vertreten, eine gründliche Liebe zu dem Guten, eine naturwüchsige, schlagfertige, zuweilen sogar bewaffnete Verachtung für die Bösen, eine zarte, innige und werkthätige Hingebung für seine Freunde bekunden und auf alle Weise die Gebote einer reinen Humanität verkünden oder erfüllen wird."

Noch nie ist Bräsig in seiner vollen Eigentümlichkeit besser charakterisiert worden.

Die Entstehung dieser ursprünglich grotesken und burlesken Erscheinung, ihre Entwickelung zu der humor- und gemütvollen, ganz unvergleichlichen Gestalt eingehend zu schildern, behalte ich mir vor, auch eine Untersuchung über die Personen, welche als Modell gedient haben. Auf der Bühne wie im Bildwerke ward Bräsig oft dargestellt, mit mehr oder weniger Glück. Hier möge sein liebes Gesicht — in der Maske des unübertroffenen plattdeutschen Schauspielers Theodor Schelper — uns erfreuen, das aus dem Kirschbaum listig und lustig lugt und lauscht, wie drunten der „Petisten-Kannedat" Lining fromm befragt, ob sie „unter christlichen Bedingungen sein christliches Eheweib werden wolle", und bald darauf der heitere Rudolf Mining bittet, seine kleine Frau zu werden, sie dabei herzhaft abküssend. — In ganzer Figur, bekleidet mit der altertümlichen mecklenburgischen Inspektor-„Kledasche", hat kürzlich Louis Castan den emeritierten gräflichen Gutsverwalter Zacharias in Wachs gearbeitet, zweimal, ein Exemplar für sein Panoptikum, das andere für das märkische Museum zu Berlin. Zahlreich sind schon die Zeichnungen und Statuetten, welche den prächtigen Allerweltsonkel vorführen; die Kunst wird auch ferner sich beschäftigen mit ihm, der vom Kopf bis zu den Füßen Original. Reuter selbst hat einzelne dieser „Verkörperungen" seiner Meisterschöpfung kennen gelernt, so Schloepkes Aquarell — repro-

duziert im zweiten Bande meines Buches —, und sich köstlich amüsiert über eine in Elfenbein geschnitzte Figur — als Krücke zu einem Spazierstocke —, welche Hofrat Hobein in Schwerin ihm nach Vollendung der „Stromtid“ mit folgender Begleitschrift verehrte: „Ich wollte ein thatsächliches Zeichen meines Dankes bringen und sann lange, was Dir Spaß machen könnte. Nun ist's ein elfenbeinerner, fein polierter Mann mit missingscher Handbewegung, eine sehr schwache Nachbildung Deines Sir John Bräsig — eine rechte Stütze Deines Ruhmes. Aber einen Stock wollte er aus Deinem Mecklenburg nicht mitnehmen, namentlich nicht ein so konstitutionswidriges Ding, als hier nöthig wäre, — denn warum? ‚Das könnte sein Vaterländchen in falschen Rumor‘ bringen, — und er ist nicht einmal sicher, ob es nicht ‚Humor‘ heißen müßte. — Heute nur noch flüchtige Grüße aus Deinem lieben Mecklenburg, das sich in dieser norddeutschen Zeit noch viel komischer ausnimmt, wie vordem. — Auch Demmler grüßt, auch Kortüm; und wenn sie wüßten, ich schriebe an Dich, — Dich grüßten sie gern alle!“ —

Wie über Bräsigs Urbild viel gemutmaßt und hin und her geraten worden ist, so auch in Bezug auf sonstige, dem Leser ans Herz gewachsene Gestalten der „Stromtid“. Da kommt vor allen das Pastor Behrens'sche Ehepaar in Betracht. Der milde, gütige alte Geistliche zu Gürlitz gleicht dem Pastor Wilhelm Kuntze, Reuters Schwiegervater, und Frau Regine zum kleineren Teil der Pastorin Wilhelmine Kuntze geb. Scharff, zum größeren ihrer Schwester Regine. Dieselben sahen sich ähnlich; und weil von ersterer ein Porträt nicht existiert, verdient das der „Tante Regine“ doppelte Beachtung. Fräulein Emma Kuntze, „Luisings“ Schwester, hat die bereits im zweiten Bande veröffentlichten interessanten Bemerkungen mir gemacht über Wahrheit und Dichtung, betreffend „de lütte Fru Pastern“ mit ihrem immer zur Hand befindlichen Wischtuch und treuherzigen Wahlspruch: „Denn ich bin die Nächste dazu!“ — „Ueber meine liebe Tante Regine möchte ich noch berichten, daß sie als jüngste Tochter des Dr. med. Scharff zu Grevismühlen am 13. September 1800 geboren und in Wismar am 21. Juni 1873





Fritz Reuter und sein Verleger D. C. Hinstorff.

gestorben ist. Sie war mir besonders — uns allen — auch Fritz Reuter sehr lieb und werth. Daß er in Frau Pastorin Behrens Tante Regine zeichnen wollte, ist klar, denn dies stimmt ganz und gar mit deren originellem Wesen, außer der Rendezvous-Scene im Wassergraben, zu der Bräsig sie überredet, um dort hinterm Dornbusch ihrem Neffen Fritz Triddelfitz aufzulauern, dem Anbeter ihrer Pflegetochter Luise Hawermann.“ — — —

Fritz Triddelfitz sollte seine Qualen der Sehnsucht ganz anders, als durch Luisens Hand, gestillt sehen, dafür sorgten die Pastor-Tante und Onkel Bräsig, der trotz seiner eigenen „drei Brauten“ kein Verständnis hatte für den verliebten „Windhund“. Aber der Schöpfer all' dieser ergötzlichen Typen besaß immer ein warmes Herz für Brautleute und bethätigte dies auch bei der Hochzeit eines jungen Paares, Fräulein Fischer und Herrn Schwabe, zu Eisenach. Beider Eltern standen ihm sehr nahe: der Kreisgerichtsrat Julius Fischer, lange Vize-Präsident im Weimarischen Landtag, zählte zu seinen Studienfreunden in Jena, mußte als Burschenschafter flüchten, ließ sich später in seinem Geburtsorte Buttstedt im Großherzogtum Sachsen als Rechtsanwalt nieder und wirkte nachmals als einer der ersten Juristen in Eisenach, wo die alten Kommilitonen aufs neue und engste mit einander verkehrten. Der Kreisphysikus Dr. Schwabe daselbst, Reuters Arzt, lebte früher ebenfalls in Buttstedt. Dies Städtchen wird im Volksmunde „Buttscht“ genannt, wie der Thüringer auch andere Ortsnamen entstellt ausspricht: „Buffert“ (Buchfahrt), „Loks“ (Loquitz), „Lube“ (Lobeda), „Ludscht“ (Ludwigsstadt), „Nurtzen“ (Nordhausen, jetzt Riethnordhausen), „Schwerscht“ (Schwerstedt), „Veddelhusen“ (Vippach-Edelnhausen). Daran knüpfte Reuters launiger, leicht erdachter Trinkspruch an:

Das gute Buttscht ist heut' hier stark vertreten,
Da ist der Kirchenrath und die Frau Kirchenräthen,
Da ist der Doktor Schwab', die sich's erkoren
Zum Aufenthalt, bis sie nach Eisenach gerutscht,
Da ist Freund Fischer, der darin geboren,
Sie alle stammen her aus Buttscht;

Vielleicht sind auch noch andere der Gäste,
Die sich versammelt hier zum Feste,
Aus diesem lieben Buttscht,
Zum Beispiel: Herr Rath Schmidt,
Der buttscht auch mit.
Das muß ein feines Städtchen sein!
Man sagt, es sei nur klein,
Und fast wär' es ein Dorf zu nennen;
Doch sieht man diese Fülle von Verstand,
Von Weisheit, Tugend und von Witz,
Den uns dies kleine Dorf gesandt,
So ist's ein wahrer Königssitz,
Und an den Früchten sollt Ihr es erkennen.
Drum, Freunde, frisch das Glas geleert!
Nicht an dem Glase 'rumgelutscht,
Das Städtchen ist ein Hoch wohl werth,
Es lebe Buttscht!

Nicht minder belustigend wirkten die Verse auf den Brautvater:

Es sitzt ein Mann an diesem Tisch,
Den kannt' ich schon, als er war jung und frisch,
Als noch sein Haar war voll und dunkel,
Sein braunes Aug' voll Witzgefunkel;
Doch das ist lange her, und Zeiten sind verronnen,
Versiegt ist ihm der Jugend frischer Bronnen,
Sein Haar, es ist gebleicht, fast grau zu nennen,
Und oberhalb ist es schon abgenutzt.
Ihr werdet diesen Mann wohl kennen,
Er heißet Fischer, und er ist aus Buttscht.
Doch seht ihn an:
Noch sprüht der Witz im dunkeln Auge,
Und jeder fürchtet seine scharfe Lauge,
Womit den Feind er überschütten kann,
Wenn ihm der Spott spielt um die Lippen.
Doch legt die Hand ihm an die kurzen Rippen
Der linken Seite, etwas westenwärts,
Dort schlägt ein volles, warmes Herz,
Ein Herz voll Treue und voll Glauben,
Das konnte ihm die Zeit nicht rauben,

Das hat er sich fürs Alter aufgespart
Und für die Freunde aufbewahrt.
Drum soll ihm auch ein Hoch von allen,
Für die er freundlich fühlt, als Dank erschallen.
Und wenn er auch die Zähne weist,
Und wenn er auch 'mal um sich beißt,
Und wenn sein Haar auch abgenutzt,
Und wenn er zehnmal her aus Buttscht,
So laßt uns doch die Gläser heben:
Das warme Herz von meinem Freund soll leben!

Unter den Gästen befand sich auch der Bruder des bekannten Hofrat Dr. Alexander Ziegler, Bankier Severus Ziegler*), ein liebenswürdiger, heiterer Herr, dessen unbezahlbaren Verdienste unser Humorist also feierte:

Es ist ja Alles eitel,
Ist Alles dummer Schnack;
Wenn ich kein Geld im Beutel,
Kein Geld hab' in dem Sack,
Dann wend' ich mich an den da,
Der hinter seinem Glase
So recht behaglich sitzt
Und Geld in vollem Maße
Mehr als genug besitzt.
Ich pump', ich pump', ich pumpe
An seinem Arm als Schwengel,
Dann spricht zuletzt die Pumpe:
„Da hast's, infamer Bengel!"
Und fröhlich zieh' ich weiter,
Wenn ich sein Herz gerührt,
Und sag' zu mir: „Fritz Reuter,
Den hast 'mal angeführt!" —
Und daß ich diese Freude
Noch lange haben kann,
Komm, alter Freund, wir beide
Wir stoßen pumpend an!

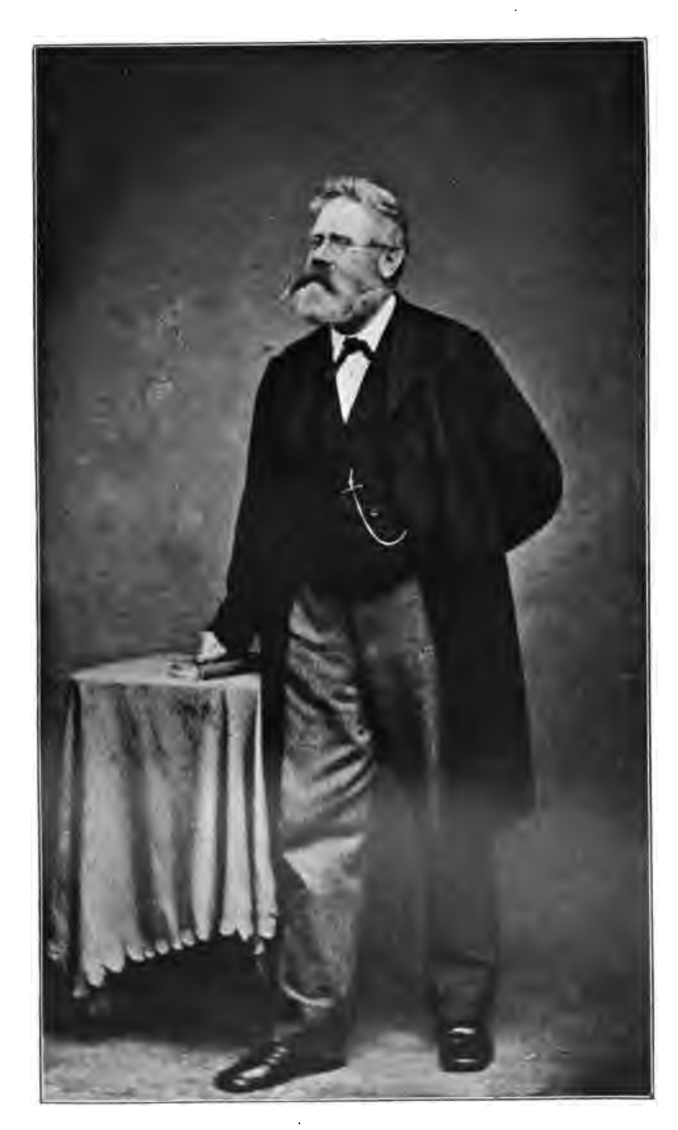
Du sollst der alte Pümperich
Noch lange, lange bleiben
Und sollst erst alt und stümperlich
Aus diesem Leben scheiden;
Du sollst mit rothem Golde
Noch manches Herz erfreu'n
Und sollst im Minne-Solde
Der Jugend Vorbild sein! —

Man hat Dich schlecht behandelt
Beim Taufen, das war dumm,
Dein Name sei gewandelt,
Wir taufen heut' Dich um:
Severus ist ein Name,
Vor dem man jach erschrickt,
Wogegen jede Dame
Gern auf Jocosus blickt.
Und so sei er genennet!
Nun füllt die Gläser an,
Ein jeder, der ihn kennet,
Stoß auf Jocosus an!

*) Über die Gebrüder vergl. meine „Reuter-Reliquien" S. 57 folg., „Reuter-Studien" S. 139 und „Reuter-Tage" Bd. I, 3. Aufl., S. 139 folg.

Im Sommer 1865 mußte Reuter auf ärztliches Anraten an den Rhein, nach Laubbach unweit Koblenz, um dort die Wasserkur durchzumachen. Natürlich begleitete ihn sein Luising. Eines schönen Tages unternahm er gemeinsam mit Dr. Wex aus Hamburg einen Ausflug nach dem heiligen Köln und begegnete Emil Rittershaus, den unser plattdeutscher Poet schon vor Jahren in der Hansestadt an der Elbe flüchtig kennen gelernt hatte, sowie seiner geistreichen Gattin. „Ich hatte die Freude", schrieb mir der inzwischen heimgegangene rheinische Sänger, „dem Herzen des Mannes näher treten zu dürfen, von dem man wirklich sagen durfte, was Berthold Auerbach in seinen ‚Deutschen Abenden' ausgesprochen: ‚In einem großen Dichter muß der Mensch den Dichter noch immer überragen'. Wie liebevoll erkundigte er sich nach meinem Leben, meinem Bildungsgange, meiner Familie und wünschte, ich möchte mit meiner Frau ihn und seine Luise in der Laubbach besuchen! wie geduldig ließ er sich von mir einen Stoff erzählen, den ich für einen humoristischen Roman zu verwenden gedachte! Heute klingen mir noch seine Worte in der Seele nach: ‚Die Wahrheit, die Klarheit und die Schönheit, das ist die Hauptsache bei aller Poesie'. — Am nächsten Morgen traf ich mit Reuter und Wex am Bahnhof zusammen, um nach Ober-Lahnstein zu fahren. Meine Frau wollte eben am Wagen von mir Abschied nehmen, als Reuter heraussprang, mein Weiblein in den Zug setzte, der gerade im Begriffe war abzufahren, und sagte: er würde Dr. Wex bitten, aus der nahe bei Ober-Lahnstein liegenden Laubbach auch Luising zu holen. Noch nie ist mir eine Fahrt schneller verflogen. Reuter sprudelte förmlich von Witz und Humor. In Bonn kam Privatdocent Richard Schröder ins Coupé, Sohn eines alten Freundes aus Treptow. Wahrhaft rührend war es zu sehen, mit welcher Innigkeit er den jungen Gelehrten begrüßte und an die Brust preßte. Bis der Tag sich neigte, saßen wir mit Fritz und Luise traulich beisammen."

Noch ganz unter dem Eindruck der Begegnung stehend, sandte Rittershaus, nach Barmen zurückgekehrt, an Fritz Reuter und Frau den 30. Juli 1865 die zweite Auflage seiner „Gedichte" mit der handschriftlichen Widmung:



Fritz Reuter in Eisenach.

Dein Herz, Du Schöpfer Hawermanns
Und Bräsigs, unser Herz gewann's!
Wir haben oft in stiller Nacht
Mit Dir geweint, mit Dir gelacht;
Und nun, am Rheinstrom, tranken wir
Aus einer Flasche, Freund, mit Dir.
Den Dichter und die Dichterfrau
Begrüßten wir im Rebengau. —

Wie auch der Lärm des Tages schwirrt,
Im Grunde unsrer Seele wird
Doch ewig frisch lebendig sein
Der Tag bei Euch am grünen Rhein.
Daß Euer Herz gedenken mag
Zuweilen auch an jenen Tag,
Schickt diesen kleinen Liederstrauß
Emil und Hedwig Rittershaus.

Der schönste Gewinn seines Aufenthaltes am Rhein in geistiger Hinsicht war die Freundschaft zweier Männer: Gisbert von Vincke und Eduard Böcking. Des Ersteren intime Verbindung schilderten schon meine „Reuter-Reliquien". Des Zweiten Beziehungen zu unserm Volksschriftsteller waren nicht minder herzliche. Das Naturell beider Männer paßte vortrefflich zu und für einander. Besaß doch der berühmte Bonner Pandektist ein fast kindlich weiches Gemüt, eine seltene Aufrichtigkeit und warmes Freundschaftsgefühl. Zu Fritz Reuter, dem von ihm hochverehrten Meister, fand er sich gleich auch menschlich hingezogen; vor ihm schwand alle Schroffheit, hinter welcher ein tiefes, heißes Empfinden im Grunde verborgen lag. Das trauliche „Du" umschlang sie alsbald. Für die Persönlichkeit des ritterlichen Humanisten Ulrich von Hutten, den der Rechtsgelehrte zu seinem Liebling erkoren und in Mußestunden herausgegeben hatte, hegte Reuter lebhafte Sympathie, auch seine Luise. Geheimrat Professor Dr. Böcking besuchte beide in Eisenach und blieb bis zuletzt mit ihnen in harmonischem Akkord.

Als aus der Laubbach „Luising" auf kurze Zeit nach Mecklenburg reisen und ihren Mann allein lassen mußte, überkam denselben gar schnell Sehnsucht nach der treuen Teilnehmerin seines ganzen Denkens und Thuns. Er berichtete ihr brieflich über jedes Vorkommnis: „Indessen ist es hier für mich langweilig geworden. Die Weinlese hat begonnen, man merkt aber auch garnichts, als daß man hier und da ein Frauenzimmer mit 'ner Butte tragen sieht. Das sind die schönen Winzerinnen! Wirst noch genug davon sehen, dies Vergnügen dauert spät in den Oktober hinein. — Meine Arbeit rückt bei der vielfachen

Störung durch Korrespondenzen nicht so vor, wie ich wohl möchte; obgleich sie sehr gut schafft, wenn ich dabei bin. Gestern habe ich ein neues Kapitel angefangen, und das hat immer seine Schwierigkeiten. Nun lebe wohl und komme bald wieder zu mir! Mir fehlt's an allen Ecken und Enden, wenn Du nicht hier bist. Johann hat fest versprochen, die Mäuse zu vergiften, damit sie Dich nicht stören, wenn Du schlafen willst, oder wenn ——. Mein lieb' Dirn, komme bald!"

Das ist fast die Sprache eines Bräutigams, eines jungen Ehemanns. Die Zärtlichkeit des Ausdrucks, der Empfindung erinnert lebhaft an Reuters „Päding", Amtshauptmann Weber, wenn er von seinem „Reiting" schwärmt; wohl ein Patengeschenk, welches ihm von demselben in die Wiege gelegt wurde und das bessere Früchte trug für Zeit und Ewigkeit, als das ominöse Scheller'sche Lexikon.

Zum Spätherbst, zur Weinlese kehrte Luise nach Laubbach zurück. Aus dem Dezember datiert ein Brief Reuters an Präpositus Niederhöffer in Stavenhagen:

„Da ich weiß, wie gerne Sie Bitten, wie die nachstehende, erfüllen, so wage ich es, Ihnen dieselbe ans Herz zu legen. Wollen Sie nicht von den mir zu Antonii zukommenden Zinsen 50 Thaler an Johanna und Magdalena Reuter zum heiligen Abend als ein freundliches Geschenk von mir auszuzahlen die Güte haben? . . . Wir werden uns hoffentlich im Januar des künftigen Jahres sehen, da ich von hier einen Abstecher zur heitern Überraschung meines Freundes Peters ins Pommernland zu machen gedenke, mit meiner Frau. — Ich bin sehr wohl und habe trotz Wasserpanscherei ein Buch geschrieben, welches zu Anfang künftigen Jahres in den Druck gegeben wird. — Um mir den Spaß der Überraschung nicht zu verderben, trage ich Ihnen auch keine Grüße an meine Schwester auf; ich denke, sie wird auch ohne Grüße ihr Weihnachtsfest fröhlich begehen.

Meine Frau ist nach Koblenz, läßt aber, da sie weiß, daß ich an Sie schreibe, sich Ihnen bestens empfehlen. Heute Abend bin ich auch nach Koblenz eingeladen und — denken Sie! — bei einem adeligen Hauptmann von der Garde. Ich bin hier überhaupt in einen so vornehmen Cirkel hineingerathen, daß ich mich sehr in Acht zu nehmen habe wegen der dehors. Vorgestern speisten wir bei dem Präsidenten von Marées, und selbst der erste Kommandant von Koblenz und Ehrenbreitstein, General von Hartmann, hat mir mit dem Kabinettssekretär der Königin seine Aufwartung gemacht. — Ich erzähle dies nur, weil die Sache einen höchst komischen Gegensatz hat: vor fünfundzwanzig Jahren

wurde ich von Unteroffizieren und Gensdarmen zu den Herren Kommandanten gebracht und in den Vorzimmern abgefertigt, jetzt kommen sie zu mir.

Fröhliche Festtage wünsche ich Ihnen, obgleich ich weiß, daß Sie von Gott ein fröhliches Herz erhalten haben."

Zur nämlichen Zeit empfing sein Hauswirt in Eisenach ein Schreiben mit allerhand praktischen Winken und Wünschen, besonders wegen Briefbesorgung: „Alles, was bis zum 15. Januar kommen sollte, senden Sie gütigst nach Siedenbollentin .... Wir reisen für die Festtage und für den Januar des neuen Jahres in die Heimath, werden nach Laubbach zurückkehren, noch den Februar hier bleiben, um dann nach Eisenach zu Ihnen zu kommen .... Wir freuen uns sehr, Sie wieder zu sehen, und werden dann wohl Ruhe genug gefunden haben, um Sie fürs Erste nicht wieder zu verlassen."

Im April geschah die Rückkehr. Bald darauf loderte die Kriegsfackel zwischen den Brudervölkern Oesterreich und Preußen. Da trat Reuter mit seinen Landsleuten wieder in engste Verbindung, vor allem mit zwei bekannten Schwerinern, dem Geheimen Kabinettsrat Karl Friedrich Wilhelm Prosch und Hofbaurat Georg Adolf Demmler, von welchem ein nicht zur Ausführung gelangter Entwurf des deutschen Reichstagshauses in Berlin herrührt, sowie das wundervolle Residenzschloß in Schwerin mit dem im Schloßhof stehenden Schutzgeist des mecklenburgischen Fürstenstammes, dem Petermännchen, einer Schöpfung des Bildhauers Petters. Für die Verwundeten und Kranken hat wohl kaum ein anderer Privatmann so viel zuwege gebracht, als durch seinen herzlichen plattdeutschen Aufruf in Mecklenburg der Samariter Reuter, ein wahrer, wenn auch nicht wirklicher Johanniter-Ritter.

Als solcher wirkte damals in leitender Stellung für die Mainarmee der jetzige Generalkonsul a. D. Georg von Oertzen, welcher einen „Reuter-Abend" am 25. Juli 1866 im „Englischen Hof" zu Frankfurt am Main in treuem Gedächtnis bewahrt. „Davon berichtend", schreibt mir der verehrte Mann, „muß ich freilich mehr von mir selbst sprechen, als ich gern thue. Fritz Reuter, den ich bis dahin persönlich nicht kannte, hatte mir Geld und Liebesgaben aus der Heimath gebracht. Ich erinnerte mich an Bismarcks wiederholt

mir gegenüber ausgesprochenes lebhaftes Interesse für dieses Dichters geistiges Werk, und wie sehr er durch seine Schriften erfreut worden sei. Zum letzten Male hörte ich Bismarck über Reuter an seinem Mittagstische sprechen, als ich nach dem Attentat den Fürsten in Kissingen aufsuchte. Er las damals ‚Ut mine Festungstid'. Nun erbaten die Herren Regierungspräsident von Diest und General von Röder, durch seine Gemahlin, geborene von Flotow, in Beziehung zu Mecklenburg, meine Vermittelung, damit sie mit dem unvergleichlichen Autor bekannt würden. Dieser leistete der Einladung gern Folge. Wir verbrachten vor dem ernsten Hintergrunde der Zeitereignisse doch bis tief in die Sommernacht hinein vergnügte Stunden. Viel wurde erzählt, viel Anregendes ausgetauscht. Da verlangte Reuter, der von meinen gelegentlichen Stegreifdichtungen gehört hatte, eine Probe und gab mir, auf mein Ersuchen, als Thema dazu ‚Geld!' In längerem, gereimtem Vortrag lieh ich dem Gedanken das Wort: endlich sei eine Zeit gekommen, in welcher die Macht des Silbers und des Goldes zurücktrete vor der idealen des Eisens; dieses sei für uns aus dem Schoße der Erde geholt, damit es in der Männerfaust Preußen stark mache, das Vaterland uns zu gewinnen. Während ich sprach, fühlte ich Reuters blitzende graublaue Augen unabgewandt auf mir. Wiederholt nickte er mir zu, schlug mit den Knöcheln der geschlossenen beiden Hände beistimmend auf den Tisch. Als ich geendet, erhob er sich schnell, umarmte mich und rief: ‚Herr, wo hewwen S' de Gedanken her?!' Ich konnte nur erwiedern: ‚Von baben, Fritzing, von baben!', womit er sehr einverstanden schien." —

Jene Zeit brachte auch ein Wiedersehen mit Friedrich Dörr, der als Berichterstatter zur preußischen Mainarmee in Frankfurt eingetroffen war. „An einem Vormittage trat ich," erzählte mir derselbe, „in ein Bierlokal, dessen hinterer Teil im Halbdunkel lag. Dort sah ich einen Gast sitzen. Wir blickten uns beide forschend an; der Fremde kam mir bekannt vor, ich ihm offenbar gleichfalls. Plötzlich erhoben wir uns a tempo und eilten mit dem übereinstimmenden Rufe: ‚Fritz, büst Du dat?' auf einander zu, um uns herzlich zu begrüßen und zu umarmen. Es war Reuter, der eine ganze Wagenladung Liebes-



Theodor Schelper als Onkel Bräsig
im Kirschbaum, Lining und Mining mit ihren Liebhabern belauschend.

gaben abgeliefert hatte. Wir blieben nun den Tag zusammen und verlebten den Abend in gemütlichem Geplauder, im Palmengarten. Am nächsten Morgen mußte ich zurück nach dem Kriegsschauplatz."

Reuters höchst angemessenem, originellem Aufruf in mecklenburgischen Journalen zu Beiträgen für die verwundeten Soldaten hatten auch sein alter Lehrer, Konrektor Heinrich Gesellius, und sein Jugendgefährte, Registrator August Löscher, in Parchim entsprochen, ja letzterer hatte noch die Schulzen der Kämmereidörfer zu Sammlungen veranlaßt. So waren beträchtliche Summen aufgebracht. Dafür dankte der Dichter und Vaterlandsfreund am 17. Januar 1867:

„Diesen Brief muß ich so einrichten, daß derselbe nicht allein für Dich, sondern auch für meinen alten, treuen Gesellius geschrieben wird. Also erstens sage ich Euch beiden meinen nochmaligen Dank für Eure Bemühungen bei der Geldsammlung für die Verwundeten .... Du klagst über viele Schreiberei, und ich glaube es Dir, aber dann mußt Du auch mir es zuglauben, daß ich ebenfalls in dieser Richtung ein gequälter Mensch bin, und mich entschuldigen, daß ich nicht gleich an Dich Antwort geschickt habe. Meine Korrespondenz ist eine riesige geworden, seit fünf Tagen sitze ich jetzt uud wickele ab, was in der letzten Zeit sich angesammelt. Heute schreibe ich nach Weimar, Schwerin, Bonn und Parchim, morgen nach Zürich, Königsberg i. P., London und Rio de Janeiro. Das Schicksal spielt wunderlich mit dem Menschen. Ich, der ich in meiner Jugend nur mit Hängen und Würgen zu einem Brief an meinen alten Vater zu bewegen war, muß nun mit wildfremden Menschen in der halben Welt korrespondieren. Dat schadt Di nicks! — Deine Familienangelegenheiten sind mir größtentheils nicht unbekannt geblieben, da ich Mecklenburgische Zeitungen halte und darin die glänzende Karriere Deiner Söhne mit Freuden gelesen habe; Dein Bruder Fritz, den ich in Ems und Güstrow gesprochen habe, hat auch das Seine dazu beigetragen. Bei vieler Arbeit habe ich auch viele Freude: so erhielt ich heute Morgen von meinem alten Freunde und Leidensgenossen, dem früheren Abgeordneten Wachsmuth*) aus Crossen, ein Bild von ihm und seiner ganzen Familie, welches mich sehr zum Dank gegen mein Geschick stimmte, denn es ist ein neuer, oft wiederholter Beweis, daß alle, alle meine alten Freunde mir treu bis ins Alter geblieben sind, und Euch beide kann ich doch gewiß dazu rechnen. Ein großes Glück! — Aber auch in anderer, pekuniärer Beziehung will

*) Derselbe lebt noch als Geheimer Justizrat daselbst, bei seinem hohen Alter von neunzig Jahren geistig wie körperlich überraschend frisch. Wachsmuth kam mit Reuter 1834 auf die Festung Silberberg in Schlesien.

mir das Glück wohl, ich habe in den letzten Jahren eine solche Einnahme gehabt, wie noch wohl nie ein deutscher Schriftsteller; bin aber auch ebenso wie Gesellius (dies sagte mir der alte Buchka kurz vor seinem Ende, und der verstand's) stets seit meiner Verheirathung ein guter Haushälter gewesen, denn ich habe nie Schulden gehabt, mit Ausnahme derjenigen, die ich zur Herausgabe meiner Bücher im Selbstverlage machen mußte. — Nun will ich mir aber auch für die alten Tage von mir und meiner Frau ein eigenes Haus bauen, ein zweckmäßiges und ein schönes; ich lege eine Zeichnung der Façade hiebei, die ich mir gelegentlich zurückerbitte, damit mein alter Gesellius doch sehe, daß ich nicht umsonst seinen ästhetischen Unterricht genossen habe. Die Lage des Hauses ist noch schöner als das Haus selbst; es wird in einer Nische liegen, die ich diesen Winter in den Fels habe sprengen lassen, gerade gegen Süden gelegen, in einem terrassierten, mit großen Bäumen bewachsenen Garten, vor mir, unmittelbar unter mir, das Hellthal, welches mein lieber Nachbar, der Großherzog, in einen Park bis zur Wartburg hinauf verwandeln will. Derselbe hat mir unaufgefordert Land zum geraden Gange, zum breiteren Wege und Umwende vor dem Garten geschenkt. Rechts sehen wir die Wartburg, links ins Marien- und Johannisthal. Den Riß des Baues hat der Professor Bohnstedt in Gotha gemacht, den Garten legt Jühlke in Sanssouci an, ein langjähriger Freund von mir und Nachfolger von Lenné. Nicht wahr? das kann schön werden; wird aber auch ein schönes Stück Geld kosten. Indessen hoffe ich doch, wenn ich das Meine zu Rathe halte, Ostern 1868 in ein schuldenfreies Eigenthum einzuziehen, mit dem frohen Gefühl, daß ich mir Alles selbst mit der Feder verdient habe, d. h. immer vorausgesetzt, daß es Gott so gefallen möge . . . .

Aber was erzähle ich Euch denn da von Sachen, an denen Ihr nicht den Antheil nehmen könnt, den wir darin finden, und deren beste Seite am Ende auch für uns nur in der Erwartung und der Hoffnung darauf besteht? — Ihr seid jetzt auch wohl bei den Parlamentswahlen; die Mecklenburgischen Zeitungen thun ihr Möglichstes, uns in der Ferne ein köstlich-trauriges Bild von der grenzenlosen Verwirrung zu entrollen, die dort in den politischen Kreisen herrscht. Mich ärgert und verdrießt es, daß gerade der Volksstamm, der so viel Tüchtiges leisten könnte, wenn man ihm freie Bahn schaffte, durch Bevormundung und restriktive Gesetzgebung so weit herunter gebracht ist, daß von politischer Einsicht fast keine Rede sein kann. Jeden Tag habe ich Anzapfungen dieserhalb auszustehen, und das Schlimmste ist, ich kann die Liebe zu meinem specielleren Vaterlande nicht vertheidigen. Die Regierung hat aber auch durch die unerhörte Eintheilung in Wahlkreise und andere Bestimmungen, denen man die Absicht mit dem Stock abfühlen kann, das Mögliche gethan, die Verwirrung auf den Höhepunkt zu treiben. Nun, im Trüben ist gut fischen. Eure Junker klammern sich indessen doch nur noch an einem Strohhalm; Zollverein, Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit sind Dinge, die sich nicht mit

einem junkerlichen ‚tel est notre plaisir‘ abweisen lassen, und die den Fall der ganzen Verfassung (wenn das Ding den Namen verdient) nach sich ziehen müssen.

Ich schreibe jetzt meine Reise nach Konstantinopel unter dem Titel: ‚Die Mecklenburgischen Montecchi und Capuletti‘. Es kann ein tolles Ding werden, wenn mir die Pfeife des Humors nicht ausgeht ....“

Der politische Teil paßt jetzt wohl weniger, da bereits der Großherzog Friedrich Franz II. entschieden viel mehr Sinn für zeitgemäße Umgestaltung veralteter ständischer Verhältnisse hatte, als seine Ratgeber; trotzdem dürfte die Äußerung eines so ehrlichen, der Heimat auch in der Fremde treu gebliebenen Landeskindes, dessen Name Fritz Reuter, interessieren und zum Nachdenken auffordern.

Ihm, dem ehemaligen preußischen Staatsgefangenen, hatte der Breslauer Universitätsprofessor Dr. Felix Eberty seine „Preußische Geschichte“ (7 Bände) gewidmet als Zeichen der Dankbarkeit für tausend genußreiche Stunden und bei Zusendung des ersten Teiles geraten, da die Einleitung langweilig, mit Seite 200 anzufangen. Ende Mai 1866 dankte Reuter für die Ehre und den Genuß: „Sie werden sagen, der Dank komme etwas spät; aber ein Geschichtswerk liest sich nicht, wie ein Roman, den man mit Behagen, wenn überhaupt Behagen drin steckt, in einem Tage durchpeitschen kann. Dazu kam bei mir noch der Umstand, daß ich gerade zu der Zeit, als Ihr freundliches Geschenk eintraf, mich in die Lektüre von Geijers schwedischer und Karamsin's russischer Geschichte versenkt hatte, welche beide über Pommern und Polen hinüber so mannigfache Berührungspunkte mit dem Inhalt Ihres Werkes bieten, daß mir auch dadurch ein leichtfertiges ‚über den Daumen lesen‘ ernstlich verboten wurde. Ich habe Ihren Rath, bei Seite 200 anzufangen, nicht befolgt; es ist mir dies wahrlich nicht leid. Sie müßen bedenken, daß Poeten ganz anders geartete Menschen sind, als Geschichtsschreiber, sie lieben die Dämmerung, und wo die Geschichtsschreiber laut und lauter nach Licht rufen, da setzen sich diese sonderbaren Kreaturen schweigend in eine dunkle Ecke und graueln sich ....“ Welches Interesse er der kulturhistorischen Darstellung entgegenbrachte, zeigen die folgenden Zeilen nach der Lektüre des zweiten Bandes:

„Bad Liebenstein, den 11. April 1867.

Mein hochverehrter Herr und Freund,

Sie können wohl denken, daß mein längeres Schweigen und das Zurückhalten meines Dankes für Ihr liebes Geschenk einen triftigeren Grund als schnöde Nachlässigkeit hat, und wenn Sie oben das Datum ansehn, so werden Sie diesen Grund muthmaßen können. Ich bin in der letzten Zeit nicht wohl und sehr verstimmt gewesen, und in dieser Stimmung wollte ich doch nicht Ihren herzlichen Brief als ein Undankbarer beantworten. — Man hat nämlich meine unschuldige Bauchspeicheldrüse in dem schauderhaften Verdacht, daß sie auf demselben Standpunkt steht, wie die Luxemburger Frage, d. h. daß sich etwas daraus entspinnen könnte; zum Glück glaube ich selbst nicht daran, weil ich bisher noch nicht einmal gewußt habe, daß ich ein solches verdächtiges Ungethüm in meinem menschlichen Leibe beherberge. Nun wollte man mich nach Karlsbad schicken; dagegen sträubte ich mich aber, weil meine Nähe des Hausbaues wegen mir nöthig schien, und so ist denn ein Mittelweg eingeschlagen: ich soll hier in Liebenstein procul negotiis Karlsbader trinken, und in dem schönen Wetter, wie's uns bisher der April gebracht hat, viel spazieren gehn. — Aber was rede ich da so viel von meinen Sachen! lieber zu den Ihrigen. Sie fordern mich auf, Ihnen ein Urtheil über Ihr Buch abzugeben; das kann ich nicht, ich kann blos von dem Eindruck sprechen, und der ist ein so lebhafter und so wohlthuender, wie ihn selten ein Geschichtswerk auf mich gemacht hat. Sie werden dies gewiß nicht für hohle Lobhudelei erklären, wenn ich Ihnen sage, daß für mich die Kulturgeschichte, der Sie mit Recht einen so großen Platz eingeräumt haben, tausendmal mehr werth ist, als die Geschichte der diplomatischen und kriegerischen Transaktionen, und ich freue mich, daß die Geschichtsschreibung in der letzten Zeit diesen Weg betreten hat. Die Charakteristik des Alten auf dem rocher von Bronze ist vortrefflich, man sieht den alten, harten, grausamen, tyrannischen Hausvater des preußischen Staates, der doch eigentlich mit eiserner Konsequenz die reale Grundlage des preußischen Staates gelegt hat, vor sich, man möchte ihm in dem einen Augenblick das Genick umdrehen, und in dem andern muß man sich sagen: ‚Wenn's wirklich 'mal werden sollte, dann mußte es so angefaßt werden'. Ihr Zagen, an die Charakteristik von dem alten Fritz zu gehen, kann ich wohl begreifen; zwischen dem Urtheil von Macaulay und dem der preußischen Hofhistoriographen liegt eine schreckliche Kluft, und hier gilt's nicht, blos den volksthümlichen und bewundernden Traditionen der Preußen, sondern auch dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit der Geschichte gerecht zu werden. Mir scheint der Sohn doch noch sehr viel von dem Vater an sich zu haben; und wenn davon auch ein gutes Theil der Zeit zur Last fällt, so meine ich doch, daß er an seinem Lebensende nicht zu dem auf Humanität hindeutenden Stoßseufzer: ‚Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen', berechtigt war, er hatte sie sich selbst so gezogen und wollte sie nicht anders! Das heißt, wenn die Anekdote überhaupt wahr ist . . . .“



„Entspekter" Sacharias Bräsig.
Modelliert von Louis Castan.

Während des Baus seines eigenen „Hüsung“ am Fuße der Wartburg unterzog sich Reuter im Frühjahr 1867 einer Trinkkur im nahen Bade Liebenstein. Seine Frau blieb behufs Beaufsichtigung und besonders wegen Bepflanzung des Gartens in Eisenach zurück, um später auf kurze Zeit ihren Fritz zu besuchen und endlich abzuholen. „Daß die Bäume und namentlich die Sträucher noch nicht angekommen sind, ist sehr verdrießlich,“ schrieb er ihr, „aber — denn helpt dat nich. Ich werde hier wohl ein paar große Blattgewächse, Deine Lieblinge, erhalten. . . . Laß dem Gärtner nur keine Ruhe! Du kannst auch unsere Saatkartoffeln schon auspflanzen lassen. — Gestern bin ich recht kaput gewesen und habe das Baden einstellen müssen, sowie auch heute noch; aber es ist doch schon besser, da ich die Nacht schön geschlafen. Es ist hier Alles recht gut, das Nähere darüber erfährst Du persönlich, doch wohlfeil ist es keineswegs; ich werde, wenn ich auch gar nichts Überflüssiges gebrauche, mit 16—18 Thalern wöchentlich kaum auskommen, es sind hier ganz anständige Gasthauspreise. . . . Mit der Arbeit will es noch nicht recht. Auf dem Altenstein bin ich schon gewesen, es ist nur zu grausiges Wetter. . . . Also nun dauert’s keine acht Tage mehr, bis ich Dich wiedersehe, — Gott Lob! Mit inniger Sehnsucht Dein Fritz.“ — Am ersten Mai: „Da sitze ich nun in dem warmen, bequemen Schlafrocke, den mir Deine sorgsame Liebe oktroyiert hat. Ih ja, er behagt mir ganz gut, aber eben werde ich zu meinem Schrecken gewahr, daß er nicht in der Feuerversicherung steht; ich habe schon einen kleinen braunen Fleck mit der Pfeife hineingebrannt. Mein Unwohlsein ist vorüber. Gestern habe ich einen Brief an Herrn Lieutenant von Egloffstein geschrieben, damit er mir Angelgeschirr verschaffe. . . . Ich mache jetzt große Spaziergänge, um mich mehr an das Laufen zu gewöhnen; heute werde ich, wenn Weg und Wetter es zulassen, nach Immelborn hin und zurück gehen, und wenn schönes Wetter eintritt, will ich einmal auf den Inselsberg pilgern. — Wenn Du wieder hierher kommst, kannst Du Dir die Einrichtung des neuen Hôtels besehen, es soll prachtvoll sein; der ausführende Tapezier fuhr von Immelborn, als ich Dich bis dahin begleitet hatte, mit mir zurück und erzählte, die Pariser Tapeten hätten allein schon 5000 Thaler

gekostet. Der Wirth, dessen Bekanntschaft ich auf einem Spaziergange zufällig machte, hat mich zur Besichtigung aufgefordert; 's ist ein Mann wie Gramm. — Es ist hier sehr einsam und langweilig. Wenn ich nur erst an der Arbeit wäre! . . . Das nennt man nun in diesem Jahre den ersten Mai, wie mag dann der erste November aussehen!" — „Seit Du abgereist bist, liebe Luise, hat sich das Wetter auch hier sehr gebessert," lesen wir in einem dritten Briefchen, „in der ersten Nacht ist aber durch den Frost großer Schaden angerichtet. Auch in unserm Garten werden die Kartoffeln erfroren sein, gräme Dich nicht zu sehr darüber, sie schlagen wieder aus. . . . Diesen Mittwoch will man von Seiten unserer Wassergesellschaft eine Festivität in Scene setzen, dieselbe soll darin bestehen, daß man in der erleuchteten Höhle Musik macht und letztere auf der Wangemannsburg (Gasthaus) dann weiter spielen läßt. Es wäre doch schön, wenn Du die Geschichte mitmachen könntest. — Von der Visite beim Herzog von Meiningen komme ich doch nicht los; gleich nach meiner Rückkehr von Deiner Begleitung kam ein Baron von so und so zu mir und sagte mir unter vier Augen, die Herzogin habe den Wunsch geäußert, mich kennen zu lernen. Also schicke mir den nothwendigen Apparat baldigst, auch Handschuhe, die hiesigen sind nicht zu gebrauchen. . . . So lebe denn wohl, Wiesing, und komme, wenn's Dir gut scheint und das Wetter Dir gut scheint!"

Ein Jahr darauf wohnte Fritz Reuter in seiner schönen Villa, und nachdem im Herbst sein letztes Buch „De Reis' nah Konstantinopel" erschienen war, widmete er fortan seine Zeit hauptsächlich der Pflege seines jungfräulichen Gartens und der Erledigung einer umfangreichen Korrespondenz. Letztere bereitete ihm doch manche Freude. So hatte ein junger Westfale, Müller von Sondermühlen bei Osnabrück, „Ut de Franzosentid" gelesen. Seine Tante Abeken, Schwägerin des von Kaiser Wilhelm I. hochgeschätzten Legationsrates Abeken, hatte ihm das Buch in die Hand gesteckt: „Jong, dat Bauk dat mötst Du lesen, dat is wat för Di!" Die alte Dame sprach wirklich plattdeutsch und besonders, sobald sie irgend eine hübsche Historie erzählen wollte: „Wenn ick en goden Witz maken will, denn möt ick plattdütsch küren (reden)." Der Neffe versetzte: „Ach, Tante, das wird wohl wieder

so ein Durchschnittsroman sein." Wie aber staunte er und wurde entzückt, als er sich hineinversenkte bis tief in die Nacht und voller Begeisterung am nächsten Morgen seiner Mutter daraus vorlas! „Mein Gott!" riefen beide wie aus einem Munde, „das sind ja dieselben Menschen wie auf Sondermühlen! Tante hat Recht, das ist eine prachtvolle Geschichte, voller Lebenswahrheit und echt!" In solcher Stimmung schrieb der Jüngling einen plattdeutschen Brief an den bewunderten Autor und that darin speziell seiner verehrungswürdigen Tante Erwähnung, wofür Fritz Reuter mit folgenden, zwar kurzen, doch sehr charakteristischen Zeilen dankte:

„Sei hewwen mi en fründlichen Breiw schrewen, un dorup will ick Sei ok fründlich wedder antwurten, wenn ok de Antwurt man kort utfallen süll; denn ick heww ganz hellschen vel tau schriwen. Irstlich grüßen Sei mi Ehre olle Tanten velmals un seggen Sei ehr, ick hadd ok 'mal so'n olle Tantens hadd, von de ick ok vel hollen hadd, un dat Beste in mine Bäuker stammte woll von mine ollen Tantens her. Un Sei sülwsten sälen ok velmals von mi gegrüßt sin, un wenn ick 'mal nah Osnabrück kam, denn besäuk ick Sei. Wenn Sei Ehren Börgermeister Miquel un Ehren Senator Dreinhöfer seihn süllen, denn grüßen S' de beiden, den irsten kenn ick perßöhnlich, un von den annern heww ick mi vördem ümmer schönen Pumpernickel kamen laten. Nu adjüs!"

Auf dem ersten norddeutschen Nationalvereinstage zu Lübeck 1862 hatte Reuter, der in der Teilnehmerliste als „Litterat" verzeichnet steht, die Bekanntschaft des „Rechtsanwalt" Miquel gemacht; zwei Jahre später traten sie sich in Eisenach, ich darf wohl sagen: freundschaftlich näher. Ein sehr gemütlicher Abend wurde in der Wartburg-Villa verlebt. Die Unterhaltung berührte auch die Festungszeit; ich komme an anderem Orte darauf zurück. Der jetzige preußische Finanzminister Dr. Johannes von Miquel schätzte, wie er mir schreibt, an Reuter den trefflichen Menschen und deutschen Patrioten. Gewiß nicht weniger den Schriftsteller. Hatte Miquel doch schon als Oberbürgermeister von Osnabrück in einer Broschüre: „Wie wird die deutsche Volksschule national?" der niedersächsischen Sprache ihre volle Berechtigung zugestanden und erklärt, das Hochdeutsche dürfe die Mundarten nicht tödten.

Speziell den mecklenburgischen Dialekt wählte der treffliche Philologe, Professor Rudolph Westphal in Halle, welcher eine Fritz Reuter gewidmete Übersetzung des Lustspiels „Die Acharner“ von Aristophanes herausgab. In dem griechischen Stücke treten Zugehörige verschiedener Stämme auf, die dorischen Megarenser und äolischen Böotier. Während die Lokalidiome derselben in früheren Übertragungen durch süddeutsche Mundarten, Schwäbisch und Fränkisch, ja wunderlicherweise auch durch judaisierendes Deutsch wiedergegeben worden sind, nahm Westphal geschichtlich richtiger als das Gegenüber der hochdeutschen Sprache eine niederdeutsche. Er äußert sich in der Vorrede: „Wenn ich dem böotischen Aeoler von allen plattdeutschen Lokalmundarten die Sprache Mecklenburgs vindiziert habe, so ist natürlich der nächste Grund hiervon der, daß ein wirklich großer deutscher Dichter der Jetztzeit, der gleich groß gewesen sein würde, er möchte sich einer Sprache bedient haben, welche er gewollt hätte, gerade in dem Lokaldialekte des alten Obotritenlandes seine ewig bleibenden Dichtungen geschrieben hat. Es gab eine Zeit, in welcher der poetische Geist der Deutschen auf dem Boden der plattdeutschen Mundart seine hervorragendsten Dichtungen niedergelegt hat; es war die Zeit, wo der alte Dichter des Heliand die Werke der Apostel vom Boden des Morgenlandes in den deutschen Geist umgoß und ein Epos gedichtet hat, wie es deutscher und poetischer zugleich niemals wieder geschrieben ist. Seit der Zeit erging es dem Plattdeutschen, wie es nach dem Tode des Plautus für das Römische gefürchtet wurde, bis nach einem Jahrtausend der Muse Fritz Reuters es gelungen ist, den versiegten Born plattdeutscher Dichtung in vollen Strömen sich wieder ergießen zu lassen und der niederdeutschen Mundart neben ihrer hochdeutschen Schwester die alte Berechtigung zu verschaffen. Das Plattdeutsche Mecklenburgs ist wieder Schriftdeutsch geworden, und so muß sich billig der eine von den Nichtattikern aus den Acharnern dem mecklenburgischen Dialekte fügen.“ Das Aristophanische Lustspiel erschien als drittes Bändchen der von Gustav Haller (Pseudonym für G. Emil Barthel) herausgegebenen humoristischen Bibliothek (Halle 1868). Reuters Antwort auf Westphals Widmung lautet:



Regine Scharff,

Urbild der Pastorin Regine Behrens in „Ut mine Stromtid“.

„Hochgeehrter Herr Professor,

Sie haben mir durch die Dedikation Ihrer Uebersetzung der Acharner des Aristophanes eine Ehre zu Theil werden lassen und eine Freude machen wollen, und das ist Ihnen vortrefflich gelungen. Ich danke Ihnen aufrichtig für das Wohlwollen, welches Sie dadurch gegen mich aussprechen, und wenn ich dasselbe auch nicht in dem Maße verdiene, wie Sie es mir in der Vorrede erweisen, so muß ich doch gestehen, daß eine Anerkennung von Ihrer Seite mir äußerst wohlgethan hat. — Dem Namen nach und nach der Leichtigkeit, mit welcher Sie das Plattdeutsche behandeln, müssen Sie ein plattdeutscher Mann sein, und da ich ohne allen Zweifel es auch bin, so verbindet uns schon die Landsmannschaft; aber das ist doch schon ein bischen weitschichtig, und da würden Sie mir eine zweite Freude machen, wenn Sie, sollte Ihr Weg Sie einmal nach Eisenach führen, mich aufsuchten, damit ich Ihnen persönlich meinen Dank für Ihre Freundlichkeit sagen könnte. — Ihrem Herrn Verleger bitte ich einen freundlichen Gruß zu bestellen, und wenn ich einmal etwas Passendes für die humoristische Bibliothek hätte, so würde ich es ihm zuwenden; leider ist dies aber schwerlich zu erwarten, denn mit den kleineren Arbeiten, wie ich sie früher in den ‚Läuschen un Rimels‘ dem Publikum geboten, habe ich vollständig abgeschlossen. — Wenn Sie meinen lieben, alten Jugendfreund, den Professor Eduard Meier, sehen, so bitte ich, auch ihn zu grüßen. Nun leben Sie wohl und besuchen Sie

Ihren

Eisenach, den 9. Februar 1868. Fritz Reuter.“

Gerade für Aristophanes hegte unser Humorist von Jugend auf besondere Vorliebe. So schrieb er in seinem Dankbriefe für das Ehrendoktordiplom der Universität Rostock an den Dekan Professor Fritzsche: „Mit der lebendigen Erinnerung junger Jahre gedenke ich meiner Studienzeit zu Rostock, in welcher ich — damals studiosus juris — es zuweilen wagte, in Ihren Vorlesungen über den Aristophanes als demüthiger Hospitant zu erscheinen.“ Des großen Griechen scharfer Witz und ausgelassene Laune, vereint mit anmutiger Grazie, bei Darstellung der Blößen seines Zeitalters in Staat und Sitte, sind entschieden nicht ohne Einfluß auf Reuter geblieben, — man braucht nur an die Satyre in der „Urgeschichte“ zu denken, sowie an einzelne Scenen in „Hanne Nüte.“

Nicht minder interessant dürfte es sein, von ihm selbst zu erfahren, woher ihm die erste Anregung zur plattdeutschen Poesie

geworden ist. Wilhelm Jakob Bornemann, weiland preußischer Lotteriedirektor, Vater des nachmaligen Justizministers, war als Verfasser der 1810 erschienenen, mehrmals aufgelegten „Gedichte in plattdeutscher Mundart“, die namentlich in Brandenburg und Pommern noch jetzt gern gelesen werden, gewissermaßen sein Vorbild. Eine neue Ausgabe schickte Bornemanns Sohn mit einer gereimten Epistel an Reuter, ihn als denjenigen preisend, welcher vom Geschick dazu berufen war, glücklich zu vollenden, was der biedere alte Bornemann begonnen hatte. Dafür dankte Fritz Reuter am 27. Dezember 1868:

„Es ist eine schlimme Lage, in der man sich befindet, wenn man so großem, freundlichem Wohlwollen gegenüber mit Entschuldigungen antworten muß .... Als Ihr Brief und Ihre werthe Gabe an mich gelangten, war ich mit dringenden Vorbereitungen zu einer mehrere Monate dauernden Reise nach Mecklenburg beschäftigt .... Sie ahnen gar nicht, welche hohe, ganz besondere Freude Sie mir durch die Uebersendung der neuen Ausgabe von den Gedichten Ihres seligen Vaters gemacht haben; ich besitze freilich schon eine von Hosemann illustrierte mit Porträt, aber ein Geschenk von dem Sohne eines von mir so hochverehrten Mannes hat für mich eine ganz eigene Bedeutung. Als ich 1824 auf die Schule nach Friedland in Mecklenburg kam, fiel mir bei einem Pommer die erste, wie damals gebräuchlich, auf Löschpapier gedruckte Ausgabe der Gedichte in die Hände. Mit welcher Freude, mit welcher jugendlichen Heiterkeit habe ich das Buch gelesen! es war das erste plattdeutsche Buch, welches mir zu Gesicht kam. Natürlich war die Folge, daß ich bei einer so großen Anregung den lebhaften Wunsch empfand, auch plattdeutsche Gedichte in die Welt zu setzen. Eine weitere Folge war denn nun auch, daß ich mit einer Menge von unreifen Produkten dieser Art zu Raum kam, die mir indessen selbst bei meinen Mitschülern keine Lorbeeren eingetragen haben. Sie sehen hieraus, daß ich die erste Anregung zur plattdeutschen Schriftstellerei von Ihrem seligen Vater empfangen, denn Voß, Ahrendt und der Rostocker Babst sind mir erst viel später zugänglich geworden ....“

Diese Zeilen tragen die Ortsbestimmung: Zur Zeit in Bad Stuer bei Plau in Mecklenburg. Nach dem Gebrauch der beiden „Wasser-Tortur-Anstalten“ Laubbach und Liebenstein war er wieder zu seiner heimatlichen „Waterkunst“, um mit Bräsig zu reden, zurückgekehrt, wo er bereits vor zwanzig Jahren sich auskuriert hatte. Aus jenem ersten Aufenthalte in Stuer datiert die hier veröffentlichte

Federzeichnung: einem in der Wanne badenden Herrn gießt der Wärter einen Kübel kalt Wasser über den Kopf. Der „Schock“ muß groß und wirksam gewesen sein, nach dem Gesichtsausdruck des Patienten zu urteilen. Solchem Verfahren wollte Reuter sich diesmal nun gerade nicht unterziehen. Dem dirigierenden Arzt Dr. Bardey kündete er am 17. November 1868 seine Absicht also an:

„Ein von Ihnen ausgegangenes Zeitungsinserat hat in mir die Lust erweckt, eine Wintercampagne in Stuer durchzumachen. Einen regelrechten, durch Dick und Dünn gehenden Wassermenschen würden Sie an mir nicht haben, thut aber auch nicht nöthig, da ich von keinen besonderen Leiden geplagt bin; ich wünsche mehr als Luftschnapper und auf Diät gesetzter Gast angesehen zu werden. Luft und schöne Luft habe ich freilich auch hier; aber mit der Diät hapert es: ich habe hier zu viel Besuch, der einem zweckmäßigen modus vivendi feindlich ist. — Wenn Sie mich aufnehmen wollen, so bitte ich, mir zu sagen, ob Sie mir zwei gut heizbare Zimmer geben können .... Vorläufig kann ich, wenn ich mich zu dem Aufenthalt entschließe, den Zeitpunkt meines Eintreffens noch nicht sicher bestimmen, da mir noch eine ganze Anzahl von Geschäften im Wege ist. Nun füge ich die Bitte hinzu, über diese meine Absicht durchaus nichts verlauten zu lassen, damit einer etwaigen Neugierde keine Nahrung gegeben werde ....“

Ein zweites Billet meldete, daß er am 8. Dezember mit seiner Frau, die ihn nach Berlin begleite, abzureisen gedenke und dann ungefähr den 10. oder 11. in Stuer ankomme.

Zehn Tage darauf schrieb er von dort an Präpositus Niederhöffer in Stavenhagen:

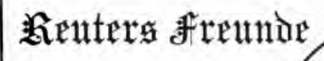
„Mein lieber, würdiger oder besser: liebenswürdiger Freund,

Sie werden sich wundern, so ziemlich aus der Nähe einen Brief von mir zu erhalten; aber es ist so, und die Sache stimmt, und der Sachverhalt ist folgender: ich mußte einmal von den vielen Störungen und Besuchen mich in stille Zurückgezogenheit flüchten, und da fiel mir von früheren Zeiten her Stuer ein. Ich wählte diesen stillen Aufenthalt auch mit Rücksicht darauf, daß ich später doch eine Reise nach Mecklenburg und Pommern machen wollte. Meine Frau kommt mir nach Weihnachten hierher nach, und so gegen Ende Januar werde ich dann wohl bei Ihnen in Stavenhagen vorsprechen, wo wir mündlich die Lebensereignisse der letzten Jahre austauschen können .... Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen, von meinem einsamen Patmos aus, die glücklichsten und fröhlichsten Feiertage!“

Gleichzeitig erhielt seine Luise die folgenden interessanten Zeilen, welche nach jeder Richtung hin seine zärtliche Fürsorge dokumentieren:

„Mein liebes Kind,

Du sollst für Deinen herzinnigen Brief vorläufig den schönsten Dank schriftlich haben, später gebe ich Dir einen besseren, persönlichen. Hast Du nicht manchmal sehnsüchtige Träume, wie ich? — Dies wird denn nun wohl der letzte Brief sein, den Du in Eisenach von mir empfängst; ich wollte nur, daß ich es so einrichten könnte, daß Du ihn gerade am heiligen Abend erhieltest, damit er zur Festfreude etwas beitrüge; aber das ist bei den weihnachtlichen Poststörungen wohl schwer zu erreichen. — Von hier ist wenig zu berichten, nur freue ich mich aufrichtig, sagen zu müssen, daß die beiden Bardey's in ihrer großen Einfachheit treffliche Menschen sind, sie haben die Liebe aller verständigen Leute. — Bis vor zwei Tagen war mein Befinden ausgezeichnet gut, obgleich mir die Haut am ganzen Körper abschälte; seit diesen beiden Tagen ist es etwas schlechter geworden, was ich durch den zu vielen Genuß von Schwarzbrod und Milch mir zugezogen habe, aber gewiß später seine wohlthätigen Folgen haben wird; und da nun auch in dieser Zeit ein abscheuliches Regenwetter eingetreten ist, so ist zwar nicht viel durch Stubensitzen verloren, es ist mir aber auch das Heilmittel der Bewegung in freier Luft völlig abgeschnitten. — Schade! dreckige Weihnachten. — Morgen will Bardey mit der Gesellschaft nach Plau, ob ich mit von der Partie bin, hängt vom Wetter und meinem Befinden ab; ich glaube aber nicht. — Meine Zuckergeschichten sind angekommen, der Tannenbaum steht auf dem Tisch und wartet aufs Ausputzen. — Was Du in Betreff des braven Freundes angeordnet hast, hat meinen vollsten Beifall, wir können ihm dadurch leider seine Freundschaft nur Quentchenweise vergelten, wo er Pfunde gab. Ueber die Geldangelegenheiten habe ich im letzten Briefe Dir Andeutungen gegeben; wie Du Alles einrichten willst, steht bei Dir .... Auch die Spickgans-Angelegenheit will ich ganz Dir überlassen. — Nun aber zu Deiner Reise: ich bin der Meinung, Du reisest zwischen Weihnachten und Neujahr ab, — den Tag kannst Du Dir ja wählen, fährst mit demselben Zug, mit welchem wir gefahren sind, damit Du in Berlin gut ausruhen kannst, mußt aber am andern Morgen schon vor 7 Uhr in der Droschke sitzen, lässest Dir dann auf dem Hamburger Bahnhof ein Billet nach Glöwen geben (ich habe dies leider nicht gewußt), steigst daselbst auf die Post und lässest Dich über Pritzwalk nach Meyenburg einschreiben; dort angekommen, nimmst Du Extrapost nach Bad Stuer ($1^1/_2$ Meile, glaube ich), dann bist Du mit Dunkelwerden bei mir. Alles wird für Dich bereit sein: Aufwartung, Bett (gut), Stube (schön warm), und ich selbst (sehr glücklich!). Vor Allem merke Dir, Du mußt vor 7 Uhr vom Hôtel in Berlin abreisen, fährst Du mit einem späteren Zuge, so hast Du eine scheußliche Nachtfahrt auf



Reuters Freunde der Wissenschaft.

Prof. Felix Eberty.



Geheimrat
Eduard Böcking.



Gymn.-Dir.
Herm. Schmidt.



Geheimrat Moritz Lazarus.

der Post. Betreffs Deiner Verpflegung merke Dir: Aus Berlin nimmst Du zwei eingeschmierte, belegte Semmel mit, die Du später auf der Post verzehren kannst. Ungefähr um $9^1/_2$ Uhr bist Du in Friesack, da giebt's 10 Minuten Aufenthalt und gute Butterbrödte, dazu trinke dort ein gutes Glas Portwein, in Glöwen wird nicht viel zu haben sein, vielleicht dann in Pritzwalk. In Meyenburg circa 3 Uhr Nachmittags kannst Du Kaffee trinken, und hängt es ganz von Dir ab, wann Du weiter reisen willst. — Wie gerne holte ich Dich von Meyenburg ab, aber es giebt hier nur einen Leiterwagen mit Strohsäcken, und bei der jetzigen Witterung könnte dies Gefährt doch für Dich nicht passend sein; also Extrapost! Grüße meinen alten lieben Fischer und wünsche ihm in meinem Namen die fröhlichsten Weihnachten; auch seine Frau grüße vielmal, und, wenn sie sich grüßen lassen wollen, auch die Jungen.

Dein

Fritz."

Über sein weiteres Ergehen in Stuer unterrichtet des nachstehende Schreiben vom 28. Dezember an seinen Verleger Hinstorff in Wismar:

„Es ist mir außerordentlich angenehm, daß Du mir einen Besuch in Aussicht stellst, zumal ich wohl schwerlich zu Dir kommen werde. — Ich gedenke etwa bis zum 20. Januar hier zu bleiben, gewiß ist dies aber auch noch nicht, da ich mit meiner Frau, die ich täglich erwarte, erst Rücksprache nehmen muß. Dann werde ich über Stavenhagen und Neubrandenburg nach Bollentin zu Peters reisen und etwa den 15. Februar über Berlin nach Eisenach zurückkehren. — Jetzt kannst Du meinetwegen über meinen Aufenthalt Bericht erstatten, ich wollte nur nicht so viel Aufhebens von mir gemacht wissen. — Was nun Dein freundliches Anerbieten, mir Geld zu schicken, betrifft, so kann ich nur sehr dankbar dafür sein, bin aber jetzt noch hinlänglich versehen. — Von den zu Ende Januar fälligen 2000 Thalern sendest Du wohl 1500 rechtzeitig an den Banquier Severus Ziegler in Eisenach, ich muß durch denselben am 1. Februar noch circa 900 Thaler Baugelder bezahlen — Gottlob, die letzten! . . . . Die dann mir noch zustehenden 500 Thaler kannst Du mir persönlich überbringen oder später schicken. — Mir geht's hier ganz gut. Deinen Glückwunsch zum neuen Jahr erwiedere ich recht von Herzen."

Am nämlichen Tage erledigte Reuter eine Anfrage des Schulinspektors Fritz Hoffmeyer zu Harburg an der Elbe, eines Dutzbruders von Karl Kräpelin, in betreff einer Meinungsverschiedenheit

in „De Reis' nah Konstantinopel" folgendermaßen, und zwar plattdeutsch:

„Wenn ick ok irst sihr lat antwurten kann, Antwurt sälen Sei doch hewwen, un wenn Sei ok de Paster ut den Dörp wieren. — Ick bün nämlich up Reisen, un Ehr Breiw is mi irst später nahschickt worden. — Wat nu de Frag' angeiht, so hett de Pollparthie Unrecht; Jochen hett em up den Stäwel spuckt, un wenn de Pollparthie ok inwennen deiht, dat ick gor nich schrewen heww, dat Jochen von de Gegenbuhleri von den Baron wat weit, so lett sick doch licht vermauden, dat Poll un Jochen bi de ewige Muscheli unner enanner daräwer unner sik redt hewwen. — Einer möt ok nich Allens tau utführlich schriwen; de Leser möt ok en beten mit denken helpen.

Fründlichen Gruß an Sei un de annern Herrn Turners von en ollen Turner, de all sit 1824 an Reck un Barn 'rümhandtiert hett."

Unser Dichter hatte bis jetzt inkognito in Stuer geweilt und war durch keine Huldigungen belästigt und gestört worden. Aber kaum brachte das bei Hinstorff erscheinende „Mecklenburger Tagesblatt" die Nachricht von Reuters Aufenthalt daselbst, so kam die Kehrseite des Berühmtseins wieder zum Vorschein. Es regnete Briefe mit teilnehmenden Anfragen wegen seines Befindens, mit Einladungen, mit angekündigten Besuchen. Reuter schmunzelte, stand er doch auf dem Sprunge, abzureisen. Da traf auch ein herzliches Billet seiner Adelheid Wüsthoff-Hermes ein, das er sofort, am 28. Januar 1869, beantwortete:

„Liebe Adelheid,

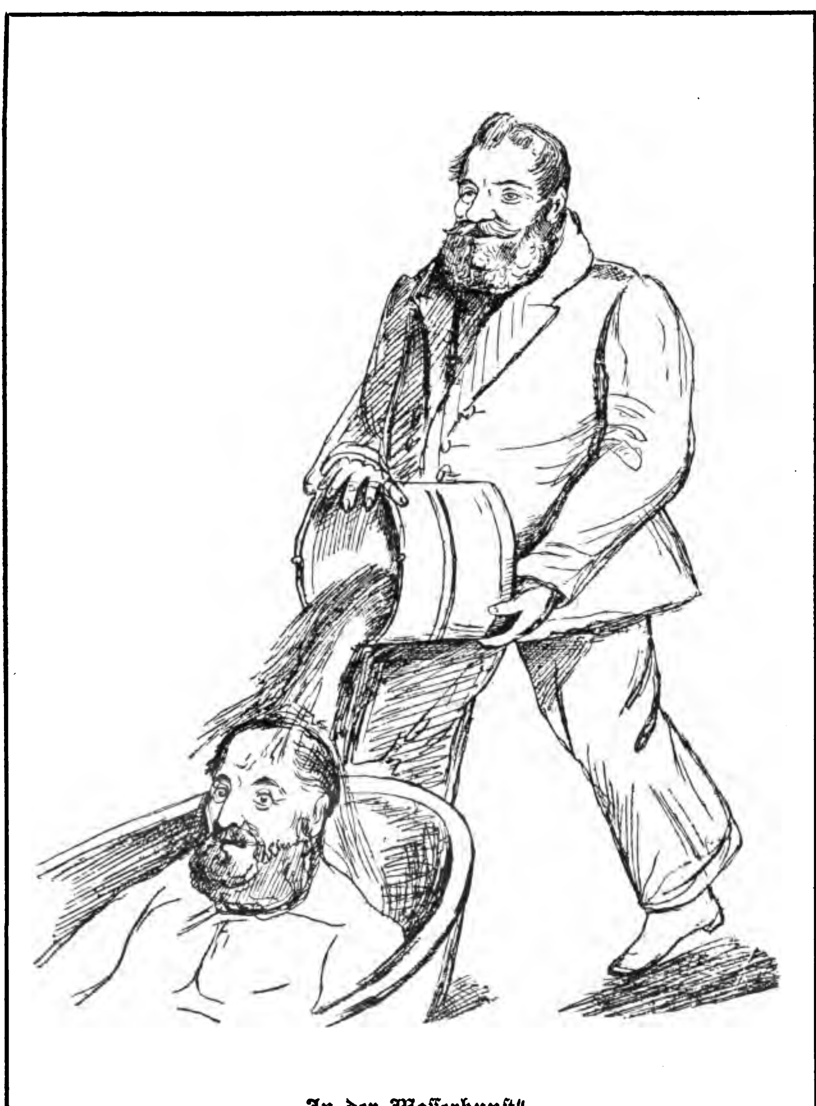
Sehr hat mich Ihr lieber, freundlicher Brief heute erfreut, den Dank dafür werde ich Ihnen morgen persönlich sagen. Ich reise morgen von hier ab und bleibe die Nacht über im Hôtel Büring zu Malchow. — Sie meinen, ich bin krank, deswegen hier nach Stuer gegangen? — Oh nein, ich bin hierher gegangen, um endlich einmal eine kurze Zeit der möglichsten Ruhe zu verleben, und den Zweck habe ich auch so ziemlich erreicht. — Morgen also sehen wir uns! Meine Frau ist schon vor vierzehn Tagen von mir nach Pommernland verschwunden. Gott grüß!"

Es war die letzte Begegnung mit seiner Jugendliebe. Auf der Rück- und Rundfahrt aus Pommern durch beide Mecklenburg fand manches Wiedersehen mit treuen alten Freunden statt, auch zum letzten-

mal. Nach Thüringen heimgekehrt, hat Fritz Reuter fortan Eisenach nicht mehr verlassen. Wie sehr er dort geschätzt und geachtet wurde, geht schon daraus hervor, daß alsbald der Vorstand der Erholungs-Gesellschaft „ihren hochverehrten Mitbürger, diesen biedern deutschen, von der ganzen civilisierten Welt gefeierten Dichter, auf dessen Besitz Eisenach stolz ist" zum Ehrenmitglied ernannte. An gemütlichem, geselligem Umgange fehlte es ihm nicht. In der „Bohley," einer Bier- und Weinstube, versammelten sich Militärs, Beamte und einige Industrielle zu einem ungemein witzigen Frühschoppen, den Reuter stets besuchte, wo er gern aus seinem bewegten Leben Licht- und Schattenbilder erzählte. „Seinen ständigen Scherz hatte er über einen Kaufmann, einen Hôtelbesitzer und einen Lehrer, damals die einzigen, welche die modernen, weißen hohen Hüte trugen; den vierten hatte der Großherzog auf, wenn er hierher kam," so berichtet mir Rat Curt Walther, dieser um die Überweisung des litterarischen Nachlasses von Reuter an das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar hochverdiente Generalbevollmächtigte der Reuter'schen Erben. „Das Urbild für den ‚Kommerzienrat' Schwofel in ‚De Reis' nah Konstantinopel,' war der besagte Kaufmann, Namens Vopel, ein spaßiger Herr, der mancherlei drollige Redensarten im Munde führte, wie: ‚Bette, bette recht sehr', ‚Ach, ihr Männer, ihr Männer' und ‚Mit unsrer Macht ist nichts gethan.' Wobei zu bemerken, daß er echt thüringisch dies Wort weich und breit aussprach, daß es wie ‚Magd' klang. Nun äußerte er Reuter gegenüber, wie schön es doch wäre, etwas Lateinisch zu können, und jener in seiner humoristischen Stimmung übersetzte ihm ‚Mit unsrer Macht ist nichts gethan': cum nostra ancilla nihil factum est! Man kann sich das Gelächter denken, welches der klassische Kaufmann hervorrief, als er diese einstudierte Phrase mit würdevollem Ernst in sein nächstes Tischgespräch einflocht." — Große Freude bereitete unserm ehemaligen Landmann ohne Land, dem armen heimatlosen „Strom," der zu seiner Villa gehörige Garten, seine Schöpfung, mit den anmutigen Terrassen, an deren Mauerwerk das edelste Zwergobst und Wein die Spaliere bezog, mit den hochstämmigen Rosen, mit Blumen und Gemüsebeeten, — der war Reuters Steckenpferd. „Hewwen

S' all so'n Irdbeern seih'n?" fragte er den ihn besuchenden Arnold Wellmer. „So frisch un so roth, so säut un saftig, as 'n lütten gesegneten Kinnermund. Un des' Spargel, wat de gebild'ten Lüd in Meckelnborg ‚Asparſ' näumen dauhn, — as 'n lütten strakigen Kinnerarm, so zort un so fleischig un so witting. Kinner hett de leiw Gott mi nich schenkt. Dit hier is min fröhliche Kinnergoren, in den'n mi jeden Morgen von nigen min Hart mit de verslapenen Blaumen upgahn un bläuhn un lachen deiht. Seihn S' des' Moosros' — as 'n jungrosig glücklich Mäten in'n Brutkranz! Äwer wo sei all, all nah en frischen Himmelsdruppen janken un süfzen dauhn! In söß Wochen hett't nich ein Thran' regent. Min oll Garner hett sick bald dod slept mit de Geitkann'. Äwer ‚mit unsrer Macht ist nichts gethan, die Gewalt hat der da oben!' as min Fründ Schwofel hier tau Isenack seggt." —

Besucher und Briefe gab es unausgesetzt, im Übermaß, oft ward es zu viel des Guten. Das „Idyll" im trauten Heim war wohl da, allein selten die Ruhe; wohnte Reuter doch, so zu sagen, an der Landstraße von ganz Deutschland. „So, nun wäre diese Störung aus dem Wege", schreibt er in einer schalkhaften Epistel, „es war zum Glück nur eine kleine, alte, gute Meckenburgerin aus ‚Nigen-Strelitz'; aber da hinten auf dem Wege zur Wartburg steigt ein ‚vierschuriges Gewitter' auf: Geheimrath O. mit Gemahlin und zwei Töchtern, und was ich Dir noch zu sagen habe, muß ich rasch sagen, denn wenn die Art hier einfällt, dann Adje! Adje! — Auch Pastor W. aus Mecklenburg, Dir noch von der Schule bekannt, besuchte uns. Na, das ist aber ein Mensch geworden, der predigt den ganzen Tag: wenn er ein Butterbrot ißt — eine kleine Predigt! wenn er ein Glas Wein trinkt — wieder eine kleine Predigt! Er ist mit der deutschen Einigkeit sehr unzufrieden, und Preußen ist ihm ein Gräuel. Das Alles war mir sehr erquicklich; und wir, die wir uns früher schon ferne standen, sind in inniger Zwietracht auseinander gegangen." — Eines Tages erschienen der Geheimrat Paul Stier aus Weimar und ein Bekannter desselben, Namens Ochs, um dem verehrten Doktor Reuter ihre Aufwartung zu machen. Er kannte ersteren, einen Sohn des ihm be-



„In der Wasserkunst“.
Nach einer Bleistiftzeichnung von Fritz Reuter.

freundeten Kirchenrats Stier in Eisenach, von klein auf und hatte ihn in „De Reis' nah Konstantinopel" als Paul Groterjahn gezeichnet. Diese persönliche Beziehung bewog ihn, beide zu empfangen, welche gerade zu keiner gelegenen Zeit anklopften. Ihre gemütliche Unterhaltung wurde, wie man als verbürgt mir mitteilt, durch die Anmeldung eines neuen Besuchers unterbrochen, den der Dichter nur deshalb annahm, weil er mit heiterm Lächeln auf der Visitenkarte las: k. k. Hofadvokat Kuh aus Wien. Nachdem Reuter die Herrschaften einander vorgestellt hatte, machte er, behaglich schmunzelnd, dieselben darauf aufmerksam, daß er nun ja bereits einen beträchtlichen Teil der Familie Rindvieh beisammen hätte, nur fehle noch ein Kalb. — Es dauerte nicht so lange, und Lisette überbrachte ein mit Krone und Wappen geziertes Kärtchen, darauf stand: Kammerherr von Kalb. — „Daß Du die Nas' ins Gesicht behältst!" rief Reuter vergnügt aus, „so seltene Gäste müssen es schon erlauben, daß ich sie bitte, mit mir eine Flasche Rheinwein zu leeren auf das Wohl und Wachsthum des unter meinem Dache versammelten Thierreichs!"

Nicht nur aus der Heimat, sondern auch aus der Fremde kamen viele Personen und Postsachen, speziell aus Holland. Einer seiner begeisterten Bewunderer war der namhafte Volks- und Kinderliederdichter Professor Jean Pieter Heye in Amsterdam. Ihm schrieb Reuter, überglücklich im Besitze seiner Wartburgvilla:

„Du siehst, ich nehme die mir dargereichte Bruderhand an, aber mit welcher Freude ich dieselbe angenommen habe, hättest Du nur sehen und mir vom Gesichte lesen können, als Dein letzter lieber Brief bei mir ankam. Nun wirst Du Dich wundern, daß ich trotz dieser Freude nicht sogleich dieselbe Dir durch Beantwortung Deines Schreibens gezeigt und an Dein liebevolles Herz zurückadressiert habe. Aber es ging nicht: Ich habe einen arg bedrängten Sommer durchleben müssen, über den ich mich indessen bescheidentlich nicht zu sehr beklagen will, denn wenn der Hase auch sehr stark mit Verdrießlichkeiten aller Art gespickt war, so lief er doch, versteckte sich hier und da, trat heraus in den hellen Sommersonnenschein und setzte sich vor uns hin und machte seine Männtjens. Das heißt: Wir haben hier zu Lande einen so wunderbar schönen Sommer durchlebt, wie ich ihn meines Wissens in 58 Jahren nicht erlebt habe. Denke Dir unsere Lage in diesem Sommer: Zum ersten Male in einem ziemlich langen

Leben Besitzer eines eigenen Grundstücks, Bewohner eines eigenen Hauses in der schönsten Gegend Thüringens, die Wartburg mit ihren welthistorischen Erinnerungen vor uns, sollte das den Kopf zuweilen nicht wirbeln und die Pflichten der Korrespondenz vergessen machen? Aber nun rechne dazu die Menge von Besuchern, worunter Deine braven Landsleute auch genügend vertreten waren, die Anlage eines neuen Gartens unter den allerschwierigsten Terrain-Verhältnissen, und daß dabei in mir der lange zurückgedrängte furor oeconomicus aufs Neue erwachte; denke Dir, daß zwischen allen diesen Freuden und Ärgernissen der eine Grundton immer hindurch brummte: ‚Dein Buch muß aber fertig!‘, so wirst Du es erklärlich finden, daß ich Alles, sogar die liebenswürdigste Korrespondenz, liegen ließ, auf eine ruhigere Zeit verschob und, wie der Perser sagt, mich auf den Teppich der Geduld setzte und die Pfeife der Erwartung rauchte, was wohl meine besten Freunde zu meinem Schweigen sagten. Nun steht mein Haus wohlgegründet auf festem Fels und wartet Deines Besuches; mein Garten beginnt zu grünen, mein Buch, von dem Du das beifolgende Exemplar wohl oder übel lesen mußt, ist fertig und in 18000 Exemplaren in die Welt geschickt. Es ist jetzt der Kritik verfallen, und diese wird denn auch nicht verfehlen, mit ihren Fledermausflügeln das bischen von goldenem Schmetterlingsstaub, was daran haftet, abzustreifen. Du weißt es ja wohl aus eigener Erfahrung, daß gerade die impotenten Naturen sich am meisten berufen fühlen, jedes Erzeugniß freien Schaffens auf Null zurückzuführen. — Eins hat mir aber leid gethan, daß trotz meines aufrichtigen Wunsches und der möglichsten Hülfe von meiner Seite unser gemeinschaftlicher Freund Vos der ‚Engelschen‘ Dame nicht den Vorsprung abgewonnen hat; er ist, wie er mir schreibt, mit der Nasenlänge eines Tages geschlagen worden ....

Also im nächsten Sommer erwarten wir Dich!“

Das betreffende Buch war „De Reis' nah Konstantinopel“, die Übersetzung des Pastor Christoffel Martin Vos „Dörchläuchting.“ Reuter bedauerte, daß Vos das alte lateinische Sprichwort ‚Oleum et operam perdidi‘ so recht unmittelbar auf sich anwenden dürfe. „Wollte ich sagen, es hätte mir sehr leid gethan, daß Sie um eine Erfahrung reicher und um eine Hoffnung ärmer geworden sind, so wäre dies außerordentlich mattherzig und schwächlich ausgedrückt; ich habe mich bis aufs Blut geärgert; und wenn's 'mal wieder so kommen sollte, so weiß ich einen anderen Weg, den wir einschlagen werden: ich schicke Ihnen dann mein Manuskript.“ Vos hat im Jahre 1871 Reuters „Ok 'ne lütte Gaw för Dütschland“ ins Niederländische übertragen und zu Amsterdam veröffentlicht.

Noch ein dritter Holländer trat mit ihm in Verbindung: der gelehrte Johan Winkler in Haarlem sandte im Sommer 1870 eine Schrift „Taal en Tongvallen“ (Sprache und Mundarten) und bat um seine Mitarbeiterschaft an einem Werke über niederdeutsche Dialektologie. Reuter antwortete, daß er den Wunsch zu erfüllen gedächte. „Jedoch müssen Sie mir Zeit lassen. Wir Deutsche durchleben jetzt eine zu bewegte Zeit, als daß man über seine freie Muße bestimmen könnte. Vorläufig nur dies Verstehe ich Sie recht, so wünschen Sie phonetische Sprachproben ohne Rücksicht auf Etymologie. Dann ferner: der von mir gewählte Dialekt wird im östlichen Mecklenburg und Vorpommern gesprochen (Stavenhagen liegt an der Eisenbahn ‚Güstrow-Neubrandenburg‘), für das westliche Mecklenburg empfehle ich Advokat Hobein-Schwerin, für Mecklenburg-Strelitz Pastor Boll-Neubrandenburg. Nun will ich noch erwähnen, daß Sie ausdrücklich auf die Aussprache Gewicht legen müssen.“ Später folgte als Beitrag das Gleichnis vom verlorenen Sohn, in Reuter'schem Platt, mit der Bemerkung: „Da wir mit unsern Schriftzeichen den Laut eines Wortes nur höchst mangelhaft anzudeuten vermögen, so wird man das Nachstehende mit Nachsicht aufzunehmen haben.“*)

Von nah und fern mehrte sich die Korespondenz. Aus der Fülle vor mir liegender Reuter-Briefe will ich hier nur einige besonders bezeichnende auszugsweise hervorheben. Ein schlichter Handschuhmacher

---

*) Winklers Werk erschien unter dem Titel: Algemeen nederduitsch en friesch dialecticon. Eerste deel. 's Gravenhage 1874. Dasselbe enthält 186 Erzählungen von dem Gleichnis des verlorenen Sohnes in eben so viel verschiedenen Arten der niedersächsischen und friesischen Sprachstämme, jedesmal mit diesbezüglichen wissenschaftlichen Anmerkungen In dem Vorwort zu dem Abschnitt „Mecklenburg“ heißt es: De mecklenburger Tongval is in de laatste jaren bijzonder bekend geworden door de geschriften van Fritz Reuter, Olle Kamellen, Ut de Franzosentid, Ut mine Stromtid, Hanne Nüte, enz., die niet slechts in Duitschland, maar in alle beschaafde landen der wereld een grooten roem hebben verworven, en dikwijls in andere talen zijn vertaald.“ S. 50 folg. steht: De gelijkenis van den verlorenen zoon in den tongval van de stad Stavenhagen. Medegedeelt door den heer Fritz Reuter te Eisenach. November 1870. — Den Dialekt von Neubrandenburg vertritt Pastor Boll, Hobein hat sich nicht beteiligt.

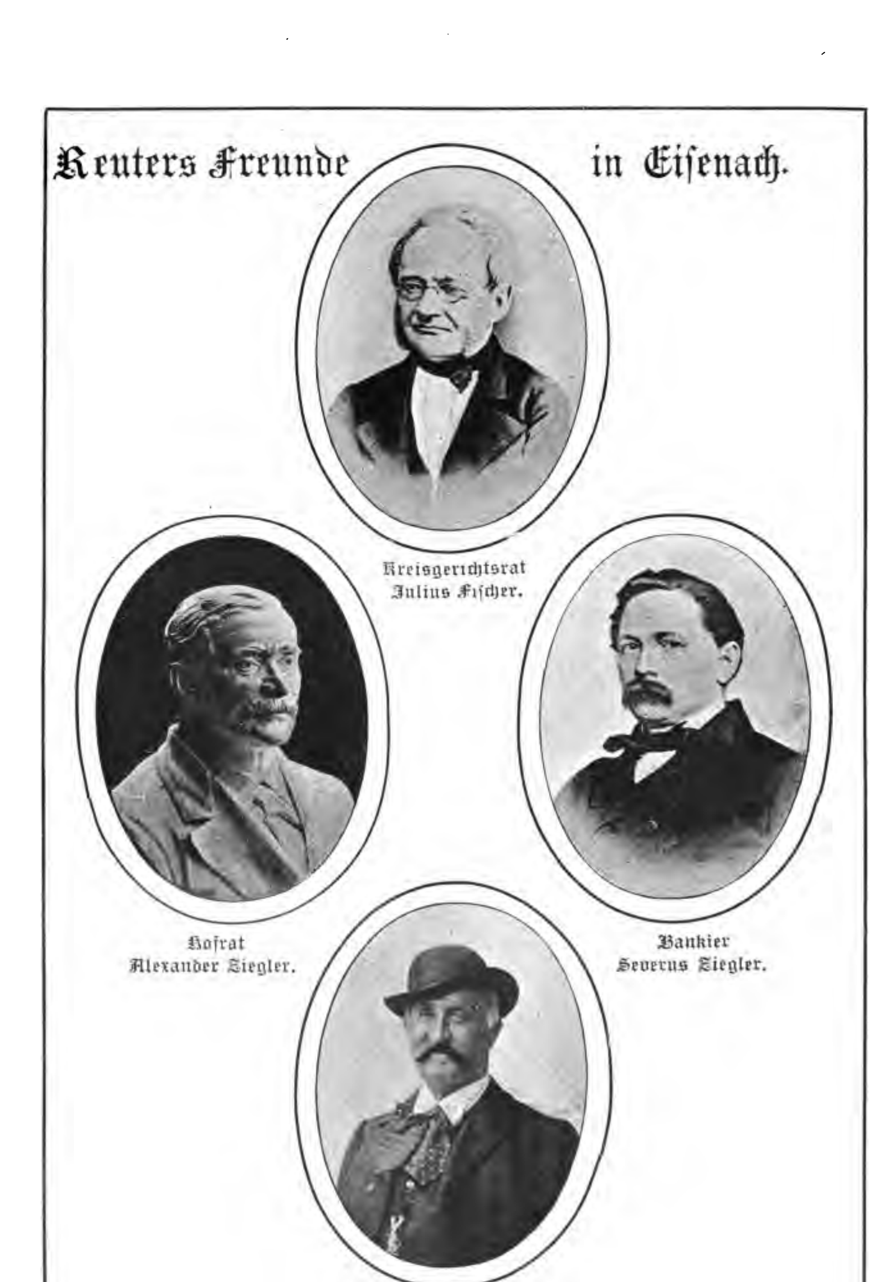
aus dem Harz, Fritz Braun, schickte ein Bändchen plattdeutscher Poesien. Dem „Kollegen“ antwortete unser gemütvoller und menschenfreundlicher Volks-Dichter:

„... Sie können sich wohl denken, welche Freude es einem Manne meiner Art und Weise ist, wenn er von einem andern selbstständigen Manne, der durch ein bestimmtes Geschäft in seinen eigenen Schuhen steht, solche Beweise von Anerkennung empfängt, wie Sie mir dieselben geboten haben; können sich wohl denken, wie erfreulich es mich berührt hat, daß ein Mann, der vielleicht von täglichem ermüdendem Geschäft in Anspruch genommen ist, noch Zeit genug findet, sich mit denselben litterarischen Bestrebungen abzugeben, die auch mich in früheren Jahren nach ermüdender Schulmeisterei in Anspruch genommen und mich zuletzt so überwuchert haben, daß sie schließlich zu meiner Lebensaufgabe geworden sind. Aber hier möchte ich als wahrscheinlich älterer Freund Ihnen einen bescheidenen und unmaßgeblichen Rath ertheilen: Lassen Sie sich durch den Reiz des poetischen Schaffens nicht aus dem sicheren Geleise des bürgerlichen, thätigen Lebens herausreißen! Die Bahn des Schriftstellers ist eine gewaltig abschüssige; und wenn Sie Gelegenheit haben, den Leipziger Meßkatalog einzusehen, so werden Sie bemerken, daß unter Hunderten, die diese Bahn hinaufklimmen wollen, neunundneunzig nach unten fallen. Betrachten Sie also Ihr Geschäft als einen nützlichen und wirksamen Hemmschuh, der Sie vor vielen Unannehmlichkeiten bewahren wird. Ich bin überzeugt, daß Sie diesen meinen Rath nicht in einem anderen Sinne auslegen werden, als in welchem ich denselben gegeben habe; er ist wahrhaft ehrlich gemeint.“

Der Gastwirtin zu den drei Kronen in Aschersleben, Frau Friederike Naeter, die zugleich der Muse des Gesanges huldigte, erwiederte Reuter im Februar 1870:

„... Ich sehe nicht ein, warum Sie Ihren Knaben das Gedicht nicht vortragen lassen wollen oder eine junge Dame das andere nicht; von Lächerlichmachen kann ja gar keine Rede sein. Darüber, ob Ihre Gedichte in dem richtigen Dialekt der Börde geschrieben sind, kann ich natürlich nicht urtheilen; aber wenn sie es nicht wären, so machte das auch nichts aus, das würden schon die Vortragenden bestens durch ihre Aussprache besorgen können. — Einer oder der Andere wird vielleicht eine unberufene Kritik, vielleicht auch eine mißliebige, ausüben; aber daran muß man sich nicht kehren, das geht anderen Leuten auch so.“

Vom 25. Juni 1871 datiert das folgende Schreiben an Präpositus Niederhöffer zu Stavenhagen:


Reuters Freunde in Eisenach.

Kreisgerichtsrat Julius Fischer.

Hofrat Alexander Ziegler.

Bankier Severus Ziegler.

Rat Curt Walther.

„Es ist ein durch die Umstände gebotener Usus geworden, daß Sie regelmäßig alle halbe Jahr einen Brief von mir erhalten; und da nun mit Ruhm und Sieg und Friedensfeier der Johannistag 1871 ins Land gerückt ist, ‚so habe ich‘, wie der alte Vater Arndt sich früher einmal vernehmen ließ, ‚es an der Zeit zu sein erachtet‘, mich auch vernehmen zu lassen. — Heute ist Sonntag, und es ist ein alter ehrwürdiger, christlicher Gebrauch, daß derselbe jeden siebenten Tag wiederkehrt; aber heute ist auch ein Regentag, und meine Frau und ich sitzen in den vier Wänden und singen mit dem Narren im König Lear: ‚und der Regen, der regnet jeglichen Tag‘, und darin kann ich weder 'was Ehrwürdiges, noch etwas Christliches finden. Indessen, man muß jedes Wetter als eine Gabe Gottes hinnehmen; meinem Garten bekommt aber diese fortwährende Anfeuchtung sehr gut, denn die von 26 ° Kälte fast ganz eingegangenen Sträucher und Bäume erholen sich dabei, und wenn auch von Blumen und Früchten keine Rede ist, so wachsen Gras und Unkraut doch in so wunderbarer Fülle, daß sich das dankbare Auge an der ewig schaffenden Kraft der Mutter Erde weiden kann.

Wenn ich hier auch scherzhaft geschrieben habe, so ist mir doch durchaus nicht so zu Muthe, denn abgesehen von der allgemeinen Trauer und Noth, die der Krieg auch über uns gebracht hat, so hat uns persönlich viel Unglück betroffen: um Weihnachten starb die Lieblingsschwester meiner Frau, darauf folgte der Banquier Ziegler hier, der uns zuerst in freundschaftlichster Weise in sein Haus aufnahm, und dessen Freundschaft bis zu seinem Tode aushielt, dann starb der Jugendfreund, Kirchenrath Stier, der fast täglich zu uns kam, und heute steht die Leiche des ältesten Sohnes eines anderen Freundes, des Pastor Gilbert, über der Erde. So fällt ein Blatt nach dem anderen vom Baume des Lebens, und es will Winter werden bei mir . . . .“

Aber in seine alten Tage strahlte noch ein seit seiner Jugend verdunkelter Stern hell und klar hinein: Germania einig! Jetzt, da Gottes Hand mit leisem Zügel Deutschland geführt und hochgebracht hatte, jubelte er, auch als Wacht am Rhein mitgestanden zu haben. Aus dieser großen Zeit des deutsch-französischen Krieges zeigt besonders eine Zuschrift ihn als wahren Patrioten im schönsten Lichte.

Einem jungen Artilleriehauptmann, dem jetzigen Oberstleutnant a. D. Erdmann in Wiesbaden, hatte nämlich dessen Gattin zu Weihnachten 1870 die „Stromtid“ nach Frankreich geschickt. Das Buch wurde von dem Offizier und seinen Kameraden mit Freuden begrüßt und eifrig gelesen. Auf dem Rückmarsch, in Straßburg, kaufte der tapfere Kriegsmann eine Gänseleberpastete und sandte sie, als

Probe aus dem wiedererrungenen Reichslande, dem deutschen Schriftsteller, der ihm und vielen Waffenbrüdern glückliche Stunden im Felde bereitet habe, dem Vaterlandsfreunde, der nun noch die Zeit erlebe, die ihm als Ideal in der Jugend vorgeschwebt und für die er so viel erduldet und gelitten. Fritz Reuters Dankschreiben hierauf ist wohl dasjenige Dokument, das am deutlichsten beweist, wie er sich zu den Ereignissen von 1870 und 1871 und zu der neuen Zeit gestellt hat:

„Mein lieber und geehrter Herr Hauptmann,

Ihren Brief und die schöne Gänseleberpastete habe ich erhalten und danke für beides bestens. Ich weiß eigentlich nicht, über was ich mich mehr gefreut habe. Na, fangen wir 'mal mit der Pastete an! Es war gar nicht leicht, sie zu bekommen, so ein Ding ist mitunter unverdaulich und liegt einem schwer im Magen; und so erging es der hiesigen Zollbehörde, die wußte gar nicht, was sie machen sollte. Ihre ganze Weisheit und die Tarife paßten nur auf Frankreich; nun war das dumme Elsaß unterdessen deutsch geworden, und es gab keine Zollgrenze mehr. Na, schließlich bekam ich denn die werthvolle Dose, ohne daß es zu diplomatischen Auseinandersetzungen kam. Freudig trug ich meinen Schatz nach Hause und dachte Mittags sie mit Lowising — wat min leiwe Fru is, Sie kennen ihr ja woll — zu probieren; aber da kam ich schlecht an! ‚Ne, Fritzing, is nich, willst Dir wohl den Magen verderben?! Die heb' ich auf, wenn 'mal liebe Gäste da sind!' Also bei der Gelegenheit werden wir sie verspeisen und mit einem Glase deutschen Weines des Gebers gedenken. — Sie schreiben mir, daß meine Bücher im Feldlager Ihnen und Ihren Kameraden angenehme Stunden bereitet haben. Das ist mir der schönste Lohn, den ich jemals für mein Geschreibsel gehabt habe. So habe ich doch auch mein Theil mit beigetragen. Wie oft war ich traurig, daß ich nicht mit in das Feld ziehen konnte, selbst mitzuwirken an der großen Aufgabe und an den großen Erfolgen! — Und nun bringen Sie mir Ihre Glückwünsche, daß ich die Zeit, die das Ideal unserer Jugend war, und für die ich gelitten, noch erlebt hätte. Ich bin auf die Kniee gefallen und habe dem lieben Gott, der Alles so herrlich hinausgeführt, gedankt. Es ist ja viel schöner und herrlicher gekommen, als wir armen Jungen uns geträumt hatten. Wenn ich jetzt zurückblicke, sehe ich wohl, daß Alles, was wir als Jünglinge erstürmen wollten, nach und nach sich entwickeln und zur schönen Frucht heranreifen mußte. Und wissen Sie, wen ich für den glücklichsten Menschen halte? Das ist der Kronprinz des deutschen Reiches, ein junger Alexander, aber größer als der; denn wenn jener trauernd sagte: ‚Mein Vater wird mir nichts zu thun übrig lassen', hat unser Fritz in heißen Kriegen seinem Vater geholfen, das neue deutsche Reich aufzurichten; und daß im Königs-

schlosse zu Versailles in Frankreich die deutsche Kaiserkrone aufgesetzt wurde, ist das Größte, was je in der Geschichte geschehen ist. Wehe den Deutschen, wenn sie das je vergessen sollten! — Und nun, mein lieber Herr Hauptmann, wenn Sie 'mal nach Thüringen kommen, so erfreuen Sie mit Ihrem Besuch

Ihren

Fritz Reuter."

Leider starb der Dichter früher, als jener Besuch ausgeführt werden konnte. Doch der Wittwe brachte unser als Oberstleutnant verabschiedete Reuterschwärmer einmal die Straßburger Geschichte in Erinnerung. „Sind Sie der?" rief sie hocherfreut. „Wissen Sie, vor einigen Tagen war ich Abends bei Bodenstedt mit Gustav Freytag zusammen; es kam die Rede darauf, was für Anerkennungen sie erhalten und welche ihnen am werthvollsten gewesen. Da habe ich gesagt, was meinen Fritz am meisten gefreut hat: ein Kriegsbrief und eine Gänseleberpastete von einem Artilleriehauptmann."

Seinem jungen Freunde und ehemaligen Schüler Dr. Richard Schröder aus Treptow, welcher inzwischen eine Zierde der Heidelberger Universität geworden ist, schrieb unser Reuter am ersten Weihnachtstage 1871:

„Deine beiden Sendungen sind bei uns trotz postalischer, weihnachtlicher Hemmnisse richtig angekommen. Deine liebe Frau und Du sind uns jeder Zeit willkommen, Euer Besuch würde uns als ein wirkliches Himmelsgeschenk erscheinen.

Pastor Voll, der ebenso wie ich noch immer Deinen alten Vater in treuem Herzen trägt und seinen frühen Hingang beklagt, hat an mich geschrieben und in mir dieselbe traurige Empfindung erweckt, die ihn erfüllt. Er meldet mir beiläufig, daß die Herren X. und von Z. sich die Kugel vor den Kopf gesetzt haben; ich vermuthe, Geldverhältnisse werden wohl die Ursache dieser verzweifelten That gewesen sein. — Ach! diese Herren wollen alle reich werden und spekulieren nach allen Richtungen hin, spekulieren auch auf bürgerlichem Gebiete; nun, man gönnt es ihnen ja, aber um auf diesem zu reussieren, fehlt ihnen etwas, und dies Etwas heißt: ‚bürgerliche Ehrlichkeit'. Bei diesem Worte ist viel vermacht, das weiß ich aus eigener, wohlthuender Erfahrung; hätte ich, als ich meinen Hausstand begründete, mir nicht das Wort gegeben, allen Menschen gerecht zu werden, dann wäre ich durch eingegangene Verpflichtungen getrieben worden, der traurigsten Buchmacherei in die Hände zu fallen und in meinem Alter darben zu müssen. Doch wozu dies? —

Ein anderes Bild! und das ist das erfreuliche Deiner Häuslichkeit. Gott sei gedankt für die Herstellung Deiner kleinen Schildjungfrau und das Wohlsein Deiner andern Kinder! Ich sehe Dich und Deine liebe Frau im Geiste, wie Ihr unermüdlich und ohne Verdrießlichkeit zwischen diesem kleinen Kroppzeug herumwurmisiert und Ordnung aufrecht haltet in elterlicher Zucht und Liebe. Gott gebe Euch Segen bei Eurem Wirken!

Und nun, lieber Richard, schließe ich mit einem alten Vers, der einmal auf mich einen großen Eindruck gemacht hat:

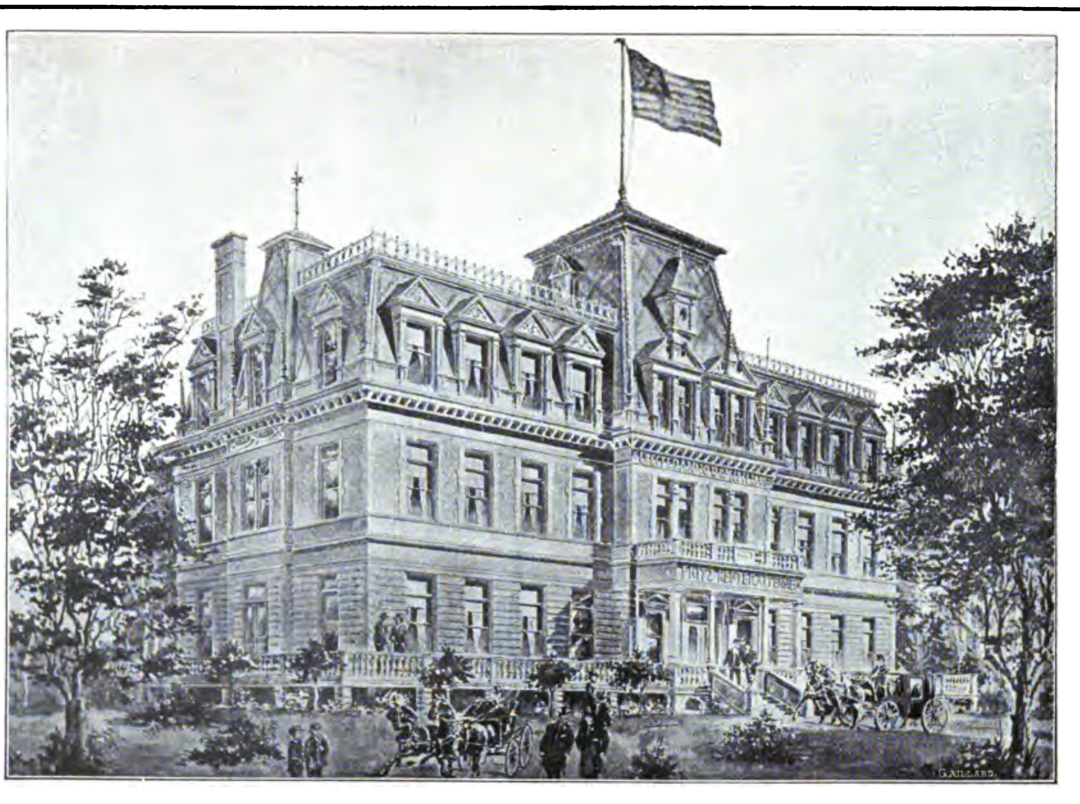
Steh' und falle mit eigenem Kopfe,
Thu' das Deine und thu' es frisch!
Lieber stolz an dem irdenen Topfe,
Als demüthig am goldenen Tisch." —

Dieser Kernspruch stammt von Ernst Moritz Arndt.

Zum neuen Jahre erhielt Fritz Reuter von dem Maler Professor Gustav von Budkowski*), Mitglied der Kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg, aus Görlitz, wo derselbe sich gerade aufhielt, für das von Gisbert von Vincke gestiftete „Hausbuch" ein Aquarell: einen schmucken Pagen mit einem Briefe, der an die Thüre klopft. Frau Luise klebte das Bild ein und quittierte mit launigen Knittelversen, welche der Künstler für ein Erzeugnis der Muse Fritz Reuters hielt. Indessen sollte er gar bald eines Besseren belehrt werden durch die folgende amüsante, kleine Epistel vom 8. Januar 1872:

„Ich gehe einer traurigen Zukunft entgegen, die Konkurrenz wird immer ärger, Jedermann pfuscht in meinen Kram, Dichter und Dichterinnen schießen hier auf, wie die Spargel im schönen Wonnemond nach einem warmen Regen. — Wenn Sie mir nun in Ihrem letzten freundlichen Schreiben die Autorschaft des Gedichtes, welches in Folge Ihres liebenswürdigen und reizenden Neujahrswunsches entstanden ist, zuschreiben, so bedenken Sie doch gütigst, daß ich unter obgemeldeten Umständen in meinem eigenen Hause durchaus nicht gegen die betrübendste Brotabschneiderei geschützt bin: meine eigene Frau übt diese Freventhat

*) Die Bekanntschaft, welche zur Freundschaft wurde, datiert aus des Dichters Aufenthalt im Bade Elgersburg. Der Maler war darauf im Herbst 1869 monatelang Gast in Villa Reuter und fertigte Fritzings und Luisings Oelbildnisse in ganzer Figur.



Fritz Reuter-Altenheim im Schützenpark zu Union Hill, New Jersey.

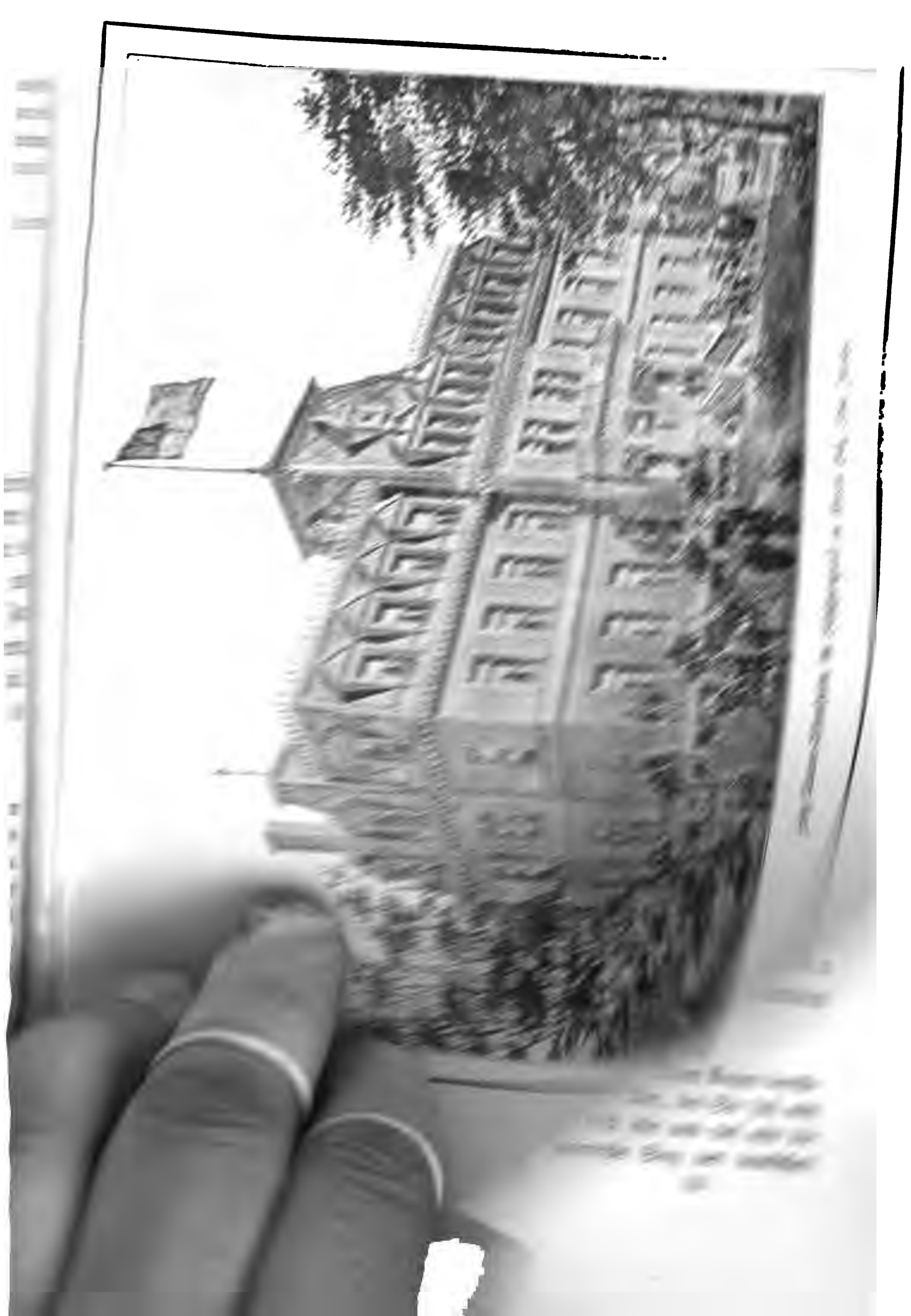
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



gegen mich aus, sie sitzt still und heimlich an ihrem Studiertisch, den wir sonst für gewöhnlich Nähtisch nennen, und übt dort allerlei Bosheiten gegen Apoll und die neun Musen aus. Sie haben den Beweis in Ihren Händen ....“

Die letzten Lebensjahre unseres Dichters wurden wiederholt durch Krankheit getrübt. Seine litterarische Thätigkeit und Leistungsfähigkeit erlahmte. Doch las er noch gern gute Bücher und schrieb Briefe, freilich oft in doloribus, aber trotzdem unverzagt, ohne je den Humor zu verlieren, in steter Heiterkeit seiner kindlich reinen Seele und mit jener Herzenswärme, die ihm eigen war und blieb.

So bedankte er sich bei seinem Schulkameraden Wilhelm Mayer für einen Korb mit heimatlichen Oderkrebsen im August 1872:

„Ich bin kränklich geworden, und im Sommer, namentlich in diesem Sommer, kommen bei mir so viele Störungen vor, daß Deine alte, bewährte Freundschaft mich wohl gütigst entschuldigen wird. — Dein rückwärtsschreitendes Geschenk ist richtig trotz seiner renitenten Bewegungen bei uns eingetroffen, und auch nicht einer, nicht einer hat sich durch den Tod seiner Pflicht entzogen. Sie wurden alsobald in die rothe Husarenuniform eingekleidet und haben uns schon zu Mittag und dann noch drei Tage durch ihr liebliches Wesen und ihre wohlhäbige Fülle erfreut. Habe unsern freundlichsten Dank dafür! Denn auch meine Frau, sonst auch wie ich für den Fortschritt, macht ebenfalls eine Ausnahme bei diesem retrograden Geschlecht .... Ich habe erfahren, daß ein alter, lieber Bekannter von mir, der Major von Guddäus, jetzt in Stettin als Bataillonskommandeur steht; solltest Du den sehen, so grüße ihn und frage ihn, ob er sich wohl noch erinnert, wie wir beide mit dem Prinzen Moritz von Hessen im Rautenkranz zu Mittag gegessen haben.“

Besonderen Genuß bereitete ihm die Lektüre der eine Episode aus dem schleswig-holsteinischen Kampfe gegen Dänemark verherrlichenden, episch-lyrischen Dichtung „Gröndunnersdag bi Eckernför'“ von Johann Meyer in Kiel. Seinem Kollegen und plattdeutschen Landsmann antwortete Reuter am 4. Mai 1873:

„... Ich habe das Buch mehrmals und zwar mit kritischen Augen durchgelesen, was sonst meine Sache nicht ist. Der Gegenstand aber, den Sie sich mit außerordentlichem Glück gewählt haben, interessierte mich sehr und rief mir die Erinnerung wach an die Zeit, wo dieser erste glorreiche Sieg der deutschen

Waffen durch deutsche Lande erklang. Sie haben einen schönen und dankbaren Stoff gewählt und denselben meisterhaft bewältigt: aus jeder Zeile Ihres schönen Gedichtes spricht die reine, deutsche Gesinnung und deutsche Kraft .... Nun sollen Sie mich aber auch von dem Vorwurf eitler Lobhudelei lossprechen, denn nicht Alles will ich loben. Wenn ich auch nicht in den in Ihrer Vorrede enthaltenen Selbsttadel, daß nicht Alles vom Inhalt vor dem Richterstuhle der Geschichte bestehen würde, einstimme, so kann ich doch nicht wünschen, daß die romantische Liebe des Preußer und die heiteren Diatriben des lustigen Juden unterdrückt worden wären, — so viel Freiheit muß jedem Dichter zugestanden werden; indessen mit der Form kann ich nicht gänzlich mich einverstanden erklären. Die vielen in mannigfachem Versmaß eingestreuten Gedichte (sehr schön im Einzelnen) stören den Gesammteindruck. Da können Sie sich aber mit vollem Recht auf einen gewissen Fritz Reuter berufen, der's durchaus nicht anders und besser gemacht hat, und, si licet parvis componere magna, auf einen großen nordischen Schriftsteller, Esaias Tegnér, der in seinem Hauptwerke, der Frithiofs Sage, zu demselben Mittel gegriffen hat. Überhaupt, mein lieber Herr Kollege, müssen wir beide uns trösten, daß das vielköpfige, epische Ungeheuer, der Roman mit seinen lyrischen, philosophischen und dergleichen Exkursen, das strenge, antike Epos völlig zur Unmöglichkeit gemacht hat. Doch, ich verliere mich hier auf Gebiete, die wohl einen größeren Raum erfordern, als den eines Briefes ...."

Nicht minder fesselte ihn von Felix Ebertys „Preußischer Geschichte" der bis zur Gegenwart gehende Schlußband, dessen Inhalt er ja noch größtenteils selbst miterlebt hatte. „Durch eine Richtung ist", betonte er am 3. November 1873, „Ihr Buch ausgezeichnet, durch die kulturhistorische, die weder von Schlosser, Häusser, Gervinus u. a. so sorgsam betreten und erforscht ist, als von Ihnen, dafür danke ich Ihnen noch besonders, denn das Feld ist mein Feld. Die pragmatische Geschichte ist mir schon in Mecklenburg auf dem Gymnasium von einem geistvollen Lehrer vorgetragen, der schon damals das Vorgefühl haben mochte, daß die übrigen Deutschen einmal mit Preußen mitthun würden und müßten, wie dies ja nun zum Glück für unser liebes Deutschland zur Wahrheit geworden ist. ...."

Eine poetische Huldigung aus Amerika, ein plattdeutsches Festspiel von dem in New York ansässigen, dort für Niedersachsens Sprache und Litteratur wirkenden Lübecker Wilhelm Fricke, „Fritz Reuters Geburtstag", worin der Gefeierte, sowie Hauptfiguren aus seinen